

Schweizerische Zeitschrift
für Soziologie
Revue suisse de sociologie

Contents of Volume 8 (1982) Number 2

- F. HOEPFLINGER
Interrelation between the Desire for Children and Subjective Values 219
- N. BOTTANI
The Family in Crisis 237
- K. NOSCHIS
Management of Conflicts by Couples 259
- A. BORKOWSKY & U. STRECKEISEN
The Return of Women to Professional Activity 279
- WORKSHOP Women and Science
- K. LEY: Introduction 313
- K. LEY: Women and Science 315
- U. STRECKEISEN: From the "Woman" Problem to the "Woman-Man" Problem 323
- L. JANOSKA: About Solidarity 331
- I. BIRCHLER, F. RECK, R. SCHLAEPFER: Women's Studies in Zurich 341
- A.-M. KAEPPPELI: The "Stateless" Situation in the Social Sciences 343
- T.-H. BALLMER-CAO: A Contribution to the Debate on Women and Science 346
- Y. HAUF: Some Comments on Katharina Ley's "Women and Science" 349
- J. COENEN-HUTHER: Towards a Humanization of Scientific Work with the Help of Women 357
- M. HOCHSTAETTER: Can Feminism Influence Scientific Research? 361
- L. GILLIOZ & D. GOERG: Impatient Women in Science 373
- Bibliography 399
- Summaries in English 419

©1982 Schweizerische Gesellschaft für Soziologie
Société suisse de sociologie

ISSN 0379-3664

Erscheint dreimal jährlich
Publiée trois fois par an
Verwaltung, Abonnements, Werbung
Administration, abonnements, publicité:
Editions Georgi, CH-1813 St-Saphorin
Printed in Switzerland

WERTORIENTIERUNGEN UND KINDERWUNSCH BEI SCHWEIZER EhePAAREN

François Höpflinger

Soziologisches Institut der Universität Zürich,
Zeltweg 63, 8032 Zürich

ZUSAMMENFASSUNG

Im Beitrag wird das Verhältnis zwischen Kinderwunsch und Wertorientierungen (Bewertung von Kindern, Berufsorientierung, Religiosität u. a. m.) anhand von Daten einer Befragung von 600 Schweizer Ehepaaren empirisch untersucht. Die Analyse lässt enge wechselseitige Verknüpfungen zwischen Kinderwunsch und Wertorientierungen sowohl bei den Ehefrauen wie bei den Ehemännern hervortreten, wobei auch geschlechtsspezifische Unterschiede sichtbar werden. Die theoretischen Ansätze, die die dynamische Perspektive generativer Entscheidungsprozesse betonen, werden dreifach bestätigt: zum einen variiert der Zusammenhang von Kinderwunsch und Wertorientierungen je nach vorhandener Kinderzahl. Zum zweiten treten bei jeder generativen Entscheidung andere Werte in den Vordergrund. Zum dritten variiert auch der Einfluss der Wertorientierungen eines Ehepartners auf den Kinderwunsch des anderen Ehepartners mit der Kinderzahl.

RESUME

Dans le cadre d'un projet de recherche sur la fertilité en Suisse, 600 couples suisses ont été interviewés. L'article qui suit analyse les interrelations entre le désir d'enfants et les valeurs subjectives (motivation à la parenté, orientation professionnelle, appartenance religieuse, etc.). Les données confirment les théories dynamiques de la fécondité: Les relations entre désir d'enfants et valeurs subjectives sont modifiées par le nombre d'enfants déjà nés. En plus, l'analyse indique que le désir d'enfants de la femme est influencé par les orientations du mari, et vice versa, ce qui soutient le modèle conjoint de décision.

1. PROBLEMSTELLUNG

Der Strukturwandel der Gesellschaft, aber auch der Wertwandel im Bereich der Familie haben das Verhältnis zu Kindern grundlegend verändert. Zum einen lässt sich in faktisch allen hochentwickelten Gesellschaften eine deutliche Reduktion des Kinderwunsches feststellen: wobei heute das Modell der 2-Kinder-Familie dominiert (Girard, Roussel, 1981). Zum anderen hat sich auch die qualitative Bedeutung von Kindern innerhalb der Familie verschoben. Historisch orientierte Analysen zeigen, dass sich eine eigentliche Verschiebung von einer mehr instrumentellen zu einer mehr expressiv-affektiven Wertschätzung von Kindern ergeben hat. (Caldwell, 1978; Ben-Porath, 1977). Auch Bassand und Kellerhals konstatieren einen grundlegenden Bedeutungswandel des Kindes in modernen Gesellschaften: "Dans le passage de la société pré-industrielle à la société industrielle avancée, le sens concret et symbolique de l'enfant change de nature. Du point de vue du sens concret, il y a passage de l'utilité 'économique' au sens large à la gratuité alors que l'utilité 'affective' de l'enfant pour le couple va grandissant (par rapport aux périodes antérieures)" (Bassand, Kellerhals, 1975, 28). Diese feststellbaren qualitativen Veränderungen in der Bedeutung von Kindern sind in der Forschung der letzten Jahre vermehrt ins Zentrum gerückt worden, wodurch die rein demographische Perspektive von Fertilitätsstudien durchbrochen worden ist. Zu erwähnen sind in diesem Zusammenhang etwa die mikro-oekonomischen Ansätze, die – in Analogie zum Verhalten im Konsumbereich – davon ausgehen, dass bei der Entscheidung für oder gegen ein Kind die damit verbundenen Kosten mit dessen Nutzen, bzw. dem Nutzen alternativer Güter verglichen werden (Vgl. Cochrane, 1975; Namboodiri, 1972; Singelmann, 1976). Trotz der Kritik an der Uebertragung von Modellen des Konsumverhaltens auf das generative Verhalten (Schmid, 1976), liegt der Hauptverdienst der mikro-oekonomischen Ansätze darin, dass hier erstmals in systematischer Weise versucht worden ist, qualitative Nutzen- und Kostenaspekte von Kindern in die Diskussion generativen Verhaltens einzubeziehen.

Als Erweiterung – und Konkurrenzierung – der mikro-oekonomischen Ansätze ist in letzter Zeit insbesondere auch der "value-of-children"-Ansatz (VOC-approach) auf Interesse gestossen; ein Forschungsansatz, der die mit Kindern verbundenen sozialen und psychologischen Wertschätzungen und Belastungen zu erfassen versucht (Simmons, 1977; Fawcett, 1977; Hoffman und Manis, 1979). Im Rahmen des "value-of-children-approaches" wurde speziell auch versucht, die positiven Satisfaktionen von Kindern zu erfassen, sei es die Befriedigung emotional-affektiver Bedürfnisse, sei es die soziale Rollenvollständigkeit oder Normerfüllung (Deven, 1979; Hoffmann und Manis, 1978; Niphuis-Nell, 1976).

Dabei wird davon ausgegangen, dass unter gesellschaftlichen Bedingungen, in denen Kinderhaben nicht mehr als selbstverständlich gilt und Eltern die Möglichkeit besitzen, ihre Kinderzahl zu planen, die Frage nach der wertmässigen und/oder motivationellen Bedeutung von Kindern an Relevanz gewinnt. Kinder zu haben bedeutet für die Eltern einerseits die Uebernahme wirtschaftlicher Kosten und ist mit sozialen Restriktionen und Belastungen assoziiert. Den Belastungen und Nach-

teilen von Kindern stehen andererseits gewisse "Vorteile" bzw. positive Werte gegenüber, wobei in modernen Gesellschaften vor allem an mehr expressive, emotionale Befriedigungen zu denken ist.

Die Berücksichtigung der positiven wie negativen Werte ("values" und "dis-values") von Kindern – in Ergänzung etwa zur Erfassung des zahlenmässigen Kinderwunsches – erscheint unter zwei Gesichtspunkten sinnvoll:

- Zum einen können qualitative Einschätzungen und Bewertungen von Kindern als intervenierende Faktoren gesehen werden, durch deren Erfassung die Erklärung der Fertilität inhaltlich aufgehellert und differenziert werden kann. So lassen sich theoretisch fundierte Aussagen über den Kinderwunsch (und damit über die Fertilität) treffen, wenn deutlich ist, mit welchen Wertdimensionen dieser Kinderwunsch assoziiert ist.

- Zum anderen können qualitative Einschätzungen und Bewertungen von Kindern selbst als mögliche Determination des (quantitativen) Kinderwunsches (und eventuell auch der realisierten Kinderzahl) angesehen werden. Die Wahrnehmung und Beurteilung von Vor- wie Nachteilen von Kindern können bei der Entscheidung für oder gegen ein (weiteres) Kind ebenso von Bedeutung sein wie die Wahrnehmung gesellschaftlicher Wertvorstellungen.

Dabei ist zu vermuten, dass qualitative und quantitative Dimensionen von Kindern wechselseitig aufeinander einwirken, z.B. in dem Sinne, dass die Bewertung von Kindern den Kinderwunsch mitbeeinflusst und umgekehrt aber auch die vorhandene Zahl von Kindern und die mit Kindern gemachten Erfahrungen die Bewertung von Kindern bestimmen. Die Ergebnisse bisheriger Studien weisen denn auf das wechselseitige Verhältnis von "Qualität" und "Quantität" hin, indem

- bei der Bewertung von Kindern ein relativ starker "feedback" der vorhandenen Kinderzahl besteht (Niphuis-Nell, 1979)
- die positiven und negativen Werte von Kindern je nach der vorhandenen Kinderzahl in deutlichem Masse variieren (Bulatao, 1981).

In der folgenden empirischen Analyse soll das (wechselseitige) Verhältnis von Wertorientierung und Kinderwunsch anhand von Daten aus einer Befragung von Schweizer Ehepaaren genauer untersucht werden. Unsere Analyse unterscheidet sich allerdings insofern von den meisten der bisher durchgeführten "values-of-children"-Untersuchungen, als hier nicht nur die Bewertung der positiven bzw. negativen Aspekte von Kindern einbezogen wird, sondern auch andere gesellschaftliche Wertorientierungen mitberücksichtigt werden. Dies erscheint deshalb als sinnvoll, weil die Bewertung von Kindern nicht isoliert betrachtet werden darf, sondern die "values-of-children" in enger Relation mit anderen Wertdimensionen stehen; sei es, dass komplementäre Werte die generativen Werte abstützen; sei es, dass alternative Werte die generativen Werte konkurrenzieren. Im Zusammenhang mit generativen Werten ist spezifisch an die folgenden Wertdimensionen zu denken:

- Erstens an religiöse Werte, die – obwohl inhaltlich zum grössten Teil auf andere Fragestellungen bezogen – traditionellerweise die generativen Werthaltungen mitgeprägt haben.

- Zweitens an familiäre Werte, die nicht nur die einzelne Kernfamilie, sondern auch übergreifende Sozialstrukturen — wie das gesamte Verwandtschaftssystem — umfassen.
- Drittens an berufliche Werte, die die soziale Stellung in Bezug auf Arbeit und Berufswelt strukturieren.
- Viertens an freizeitorientierte Werte, die sich auf die Strukturierung ausserberuflicher Tätigkeiten beziehen.

Religion und Familie (inkl. Verwandtschaft) sind gesellschaftliche Institutionen, deren Werte und Normen sich stark auf generatives Verhalten beziehen, so dass zwischen generativen Werten und religiösen bzw. familiärer Wertorientierung eine ausgesprochene Affinität besteht. Demgegenüber sind die beiden anderen Bereiche "Beruf und Freizeit" mit den generativen Werten kaum affiliert, im Gegenteil: zunehmend mehr erscheinen berufliche und freizeitbezogene Werte als konkurrierende Werte, die generative Werte substituieren bzw. bedrohen.

Im folgenden soll genauer analysiert werden, inwiefern sich Ehepaare mit unterschiedlichem Kinderwunsch in Bezug auf solche — komplementäre wie substitutive — Wertorientierungen unterscheiden und inwiefern bestimmte Wertorientierungen den Kinderwunsch mitbeeinflussen können. So kann erwartet werden, dass Ehepaare, die sich stark beruflich orientieren oder eine ausgeprägte Freizeitorientierung aufweisen, ein anderes Verhältnis zu Kindern aufweisen als Ehepaare, die sich mehr auf traditionelle familiäre oder religiöse Werte stützen.

2. DIE DATEN

Im Rahmen eines vom Schweizerischen Nationalfonds finanzierten Forschungsprojektes zur Geburtenentwicklung in der Schweiz¹ wurde zwischen Oktober und Dezember 1980 eine Befragung bei 600 Schweizer Ehepaaren aus der deutschsprachigen und französischsprachigen Schweiz durchgeführt. Das Hauptziel der mündlich durchgeführten Interviews lag in der Erfassung von Informationen zum Kinderwunsch und zur Geburtenregelung bei heutigen Schweizer Ehepaaren. Um eine der Fragestellung entsprechende Homogenität der Stichprobe zu erreichen, wurden nur Schweizer Ehepaare mit einer Ehedauer von bis zu 10 Jahren berücksichtigt, wobei soweit als möglich nur Erst-Ehen einbezogen wurden. Faktisch handelt es sich somit in den meisten Fällen um Ehepaare, die am Beginn ihrer Familienbildung stehen und für die generative Entscheidungen direkte Aktualität besitzen.

¹ Nationalfondsprojekt "Eine sozio-demographische Analyse des Geburtenrückgangs in der Schweiz", Kreditnummer 1.043-0.79.
Gesuchsteller: Prof. H.-J. Hoffmann-Novotny, Prof. J. A. Hauser / Mitarbeiter: D. Erni-Schneuwly, F. Höpflinger, F. Kühne, C. Ryffel-Gericke.

Während sich die überwiegende Mehrzahl der bisher durchgeführten Fertilitätsstudien auf (Ehe-)Frauen beschränkte, wurden in unserer Befragung beide Ehepartner – Ehemann wie Ehefrau – gleichzeitig einbezogen. Dies erscheint deshalb sinnvoll, weil davon ausgegangen werden muss, dass generative Entscheidungen heute in zunehmendem Masse von beiden Partnern gemeinsam getroffen werden, so dass bei einer Limitierung der Befragung auf einen Ehepartner systematische Verzerrungen zu erwarten sind (Höpflinger und Kühne, 1979; Höpflinger, 1982). In unserem Fall wurden den Ehefrauen wie Ehemännern weitgehend die gleichen Fragen gestellt. Aus Gründen der Zuverlässigkeit befragte man Ehefrau und Ehemann möglichst gleichzeitig, jedoch in getrennten Räumen (was sich in fast 90% der Interviews als realisierbar erwies). Die Ehefrauen wurden dabei ausschliesslich durch Interviewerinnen, die Männer hingegen durch Interviewer befragt.

3. ZUR METHODE

Zur Erfassung der Bewertung von Kindern – im Sinne des "value-of-children"-Konzepts – wurde den befragten Ehemännern und Ehefrauen eine Reihe von 10 Items zur Beurteilung vorgelegt. Die Items, die sich auf positive Werte von Kindern, aber auch auf Belastungen durch Kinder beziehen, wurden aus einer umfangreichen "parenthood-motivation-scale" ausgewählt, wie sie in der niederländischen Studie NOVOM 75 benützt worden ist (Niphuis-Nell und Moors, 1979). Da für unseren Fragebogen 50 Items eindeutig zu umfangreich waren, wurden die Items (7 Items zu positiven Werten, 3 Items zu Belastungen) ausgewählt, die empirisch mit der theoretisch postulierten "Elternschaftsmotivation" am stärksten assoziiert waren.

Obwohl die einzelnen Items auf den ersten Blick gesehen inhaltlich höchst unterschiedliche Aspekte ansprechen (Beurteilung von Mutterrolle, Kinder als Altersvorsorge, Familienvollständigkeit, etc.), sind die Items zur Erfassung der positiven Bewertung von Kindern miteinander stark interkorreliert, so dass eine Skalenbildung als sinnvoll erscheint. Der Reliabilitäts-Test – zur Prüfung der Zuverlässigkeit der Skalenbildung – zeigt, dass die Skala "Positive Werte von Kindern" eine recht hohe Zuverlässigkeit aufweist, vor allem auch dann, wenn der expressive Item (Liebe und Zärtlichkeit) nicht in die Skalenkonstruktion einbezogen wird (Cronbach's Alpha: .79 bei den Ehefrauen, .81 bei den Ehemännern).

Bei der Skala "Belastungen durch Kinder" erweist sich allerdings die Zuverlässigkeit der Skalenkonstruktion als geringer, was bei der Interpretation der Skala zu berücksichtigen ist (Cronbach's Alpha: .51 bei den Ehefrauen, .47 bei den Ehemännern).

In Erweiterung der "value-of-children"-Skalen und um eine allzu isolierte Betrachtung der positiven und negativen Bewertung von Kindern zu vermeiden, wurden zusätzlich vier Indices verwendet, die sich auf die Bewertung verschiedener gesellschaftlicher Bereiche beziehen:

- Wichtigkeit der Religion (Religiosität)
- Wichtigkeit von Familie und Verwandtschaft (Familienorientierung)
- Wichtigkeit von Freizeit und Sport (Freizeitorientierung)
- Wichtigkeit von Beruf (Berufsorientierung).

Einbezogen wurden jeweils die Angaben von Ehefrau und Ehemann, so dass auch der wechselseitige Einfluss beider Ehepartner berücksichtigt werden kann.

Als Analyseverfahren wird im folgenden hauptsächlich die Diskriminanzanalyse gewählt (Nie, 1975). Dies insbesondere aus zwei Gründen:

- Zum einen müssen bei der Diskriminanzanalyse – etwa im Gegensatz zur multiplen Regression – keine a-priori-Annahmen über die Kausalität einer Relation getroffen werden. Die diskriminierenden Variablen können ebenso gut abhängige wie unabhängige Variablen sein. Auch in unserem Fall, wo es um das Verhältnis von Wertorientierungen und Kinderwunsch geht, kann nicht eine eindeutige Kausalbeziehung postuliert werden, sondern es ist vielmehr davon auszugehen, dass Kinderwunsch und Wertorientierungen wechselseitig aufeinander einwirken.
- Zum anderen genügt ein nominales Messniveau für die untersuchte Variable. Dies ist vor allem dort von Vorteil, wenn es darum geht, Unterschiede zwischen zwei oder mehreren Gruppen (z.B. Frauen versus Männer, Schichtgruppen) zu analysieren. Auch in unserem Fall, wo sich der Kinderwunsch dichotom kategorisieren lässt (Wunsch nach (weiterem) Kind: Ja versus Nein), erscheint die Diskriminanzanalyse von Vorteil.

4. WERTORIENTIERUNGEN UND ERWARTETE KINDERZAHL

Der persönliche Kinderwunsch oder auch die insgesamt erwartete Kinderzahl von Ehepaaren konzentriert sich in modernen Gesellschaften stark auf zwei bis drei Kinder, mit deutlicher Betonung der 2-Kinder-Norm (Leridon, 1980; Institut für Demographie, 1980). Auch bei den befragten Schweizer Ehepaaren erwarten 52% der Ehefrauen und 55% der Ehemänner für sich persönlich zwei Kinder. Bei 25% der Ehefrauen bzw. Ehemännern liegt die insgesamt erwartete Kinderzahl bei drei Kindern, und nur 8% der Frauen und Männer erwarten vier oder mehr Kinder. Andererseits liegt bei 15% der Frauen bzw. 13% der Männer die generative Erwartung bei null oder einem Kind, was darauf hinweist, dass die generative Norm von zwei Kindern nur von einer Minderheit von Ehepaaren "unterschritten" wird.

Inwiefern unterscheiden sich nun Ehefrauen und Ehemänner mit unterschiedlichen generativen Erwartungen auch in ihren Wertorientierungen, sei es in Bezug auf die Bewertung der positiven und negativen Aspekte von Kindern, sei es in Bezug auf religiöse, familiäre, berufliche Wertorientierungen? Dabei ist zu vermuten, dass insbesondere die Ehepaare, die weniger als zwei Kinder und die Ehepaare, die mehr als zwei Kinder erwarten, sich in ihrer Wertorientierung voneinander unterscheiden.

Tabelle 1. Erwartete Kinderzahl insgesamt und Wertorientierungen:
Diskriminanzanalyse

Gruppierung: Erwartete Kinderzahl: 0/1 Kind vs. 2 Kinder vs. 3 u.m. Kinder
Diskriminierende Variablen: — Positiver Wert von Kindern (Value-Skala)
— Belastungen durch Kinder (Kosten-Skala)
— Bedeutung der Religion (Religiosität)
— Wichtigkeit von Familie und Verwandtschaft
— Wichtigkeit von Freizeit und Sport
— Wichtigkeit von Beruf

A) Ehefrauen (N = 537)	Nur eigene Wertorientierungen einbezogen:		Zusätzlich Wertorientierungen des Ehemannes einbezogen:	
	Kanonische Korr.	sign.	Kanonische Korr.	sign.
Diskriminanzfunktion 1	.24	.0000	.28	.0000
Diskriminanzfunktion 2	.13	.07	.20	.02

B) Ehemänner (N = 541)	Nur eigene Wertorientierungen einbezogen:		Zusätzlich Wertorientierungen der Ehefrau einbezogen:	
	Kanonische Korr.	sign.	Kanonische Korr.	sign.
Diskriminanzfunktion 1	.23	.0000	.28	.0000
Diskriminanzfunktion 2	.18	.003	.23	.003

Methode: Stepwise Regression (Methode Wilks) / Minimum F to enter: 1.00

Kanonische Diskriminanz-Funktion, bezogen auf die gruppenspezifischen Mittelwerte (Group Centroids)

		Wertorientierungen beider Ehepartner einbezogen	
		Diskriminanzfunktion	
		1	2
Erwartete Kinderzahl Ehefrauen:	0/1 Kind	.51	.29
	2 Kinder	.07	-.19
	3 + Kinder	-.37	.15
Erwartete Kinderzahl Ehemänner:	0/Kind	.53	.37
	2 Kinder	.06	-.20
	3 + Kinder	-.36	.19

Die entsprechende Diskriminanzanalyse (Tabelle 1) zeigt denn, dass erwartete Kinderzahl und Wertorientierungen in signifikanter Weise miteinander verknüpft sind. Allerdings wird dabei auch deutlich, dass nicht von einem bi-polaren Modell ausgegangen werden kann, sondern dass zwei Hauptfunktionen hervortreten:

- Die erste, dominante Funktion (bzw. Dimension) entspricht der vermuteten Differenzierung von Klein- und Grossfamilie: diejenigen Ehepaare, die kein oder nur ein Kind erwarten, unterscheiden sich in ihrer Wertorientierung am stärksten von den Ehepaaren, die mehr als zwei Kinder erwarten.
- Die zweite Funktion (bzw. Dimension), die speziell bei den Ehemännern hoch signifikant ist, weist auf eine (wertmässige) Differenzierung der 2-Kinder-Familie von den übrigen Familienmodellen hin. Die grössten "Distanzen" finden sich zwischen Ehepaaren, die eine unterdurchschnittliche Kinderzahl erwarten und Ehepaaren, die die 2-Kinder-Norm zu erfüllen trachten. Interessant ist, dass diese zweite Dimension — die Dimension gesellschaftlicher Normerfüllung — vor allem für die Ehemänner bedeutsam wird und bei den Ehefrauen primär über die Wertorientierungen des Ehemannes einfließt.

So gesehen zeigt sich das Muster, dass zusätzlich zur Familiengrösse an sich auch ein Aspekt sozialer Normerfüllung ein bedeutsames Moment generativer Orientierung darstellt. Dies hängt sicherlich damit zusammen, dass mit der 2-Kinder-Norm auch gewisse soziale Symmetrie-Vorstellungen assoziiert sind, wie dies M. Bassand und J. Kellerhals postuliert haben: "Une hypothèse assez fondée d'interprétation réside dans le fait qu'en même temps qu'ils se procurent une source de satisfaction affective par la procréation, les parents 'miment' dans cette conduite leur relation du couple. Ils la symbolisent, avons-nous dit plus haut, ils recréent cette paire qu'ils constituent eux-mêmes" (Bassand und Kellerhals, 1975, 25). Eine inhaltliche Interpretation der spezifischen Wertorientierungen, die hinter den zwei Dimensionen "Familiengrösse" und "soziale Normerfüllung" stehen, wird durch das Problem der Multikollinearität erschwert (dies insbesondere auch, weil die Wertorientierungen von Frau und Mann in hohem Masse interkorrelieren). Dennoch lassen sich einige recht deutliche Tendenzen festlegen:

- Die erste Dimension, die sich auf die Familiengrösse als solche bezieht, ist inhaltlich eng mit der positiven Bewertung von Kindern, aber auch mit der Religiosität assoziiert. Dies in dem Sinne, dass Ehepaare mit hoher Bewertung von Kindern und starker religiöser Orientierung mehr Kinder erwarten, ist ein Ergebnis, das auch durch andere Analyseschritte bestätigt wird. Bei den Ehemännern spielt zusätzlich auch die Familienorientierung mithinein, wobei die Richtung der Beziehung offen bleiben muss. Jedenfalls erscheint nur bei den Ehemännern, nicht jedoch bei den Ehefrauen eine starke Familienorientierung mit hohen generativen Erwartungen assoziiert.

Die zweite (schwächere) Dimension, die im Sinne der sozialen Normerfüllung in Bezug auf die 2-Kinder-Norm zu interpretieren ist, ist teilweise mit den gleichen Wertvorstellungen assoziiert: bei den Frauen vor allem mit der positiven Bewertung von Kindern, bei den Männern vor allem mit der Religiosität. Dies zeigt, dass die "value-of-children", ebenso wie die religiöse Orientierung nicht nur Familiengrösse,

sondern auch die Normerfüllung mitbeeinflussen können (z.B. in dem Sinne, dass religiöse Ehemänner sich gegenüber sozialen Normvorstellungen konformer verhalten und auch unter ungünstigen situativen Bedingungen eher dazu tendieren, zumindest die 2-Kinder-Norm zu erfüllen).

Die Dimension der "sozialen Normerfüllung" ist zusätzlich noch mit zwei weiteren Wertorientierungen verknüpft:

- Zum ersten ergibt sich eine Relation mit der Bewertung der Belastungen durch Kinder von Seiten des Ehemannes: Ehemänner, die eine unterdurchschnittliche Kinderzahl erwarten, perceive stärkere Belastungen durch Kinder als Ehemänner, die zwei Kinder erwarten; eine Beziehung, die über den Ehemann auch die Ehefrau beeinflusst. Die subjektive Bewertung der Belastungen durch Kinder erscheint somit nicht so sehr eine Funktion der Familiengrösse an sich als eine Funktion sozialer Normkonformität.

- Zum zweiten ergibt sich eine signifikante Assoziation mit der Freizeitorientierung von Ehefrau und Ehemann, dies in dem Sinne, dass Ehepaare, die zwei Kinder erwarten, eine vergleichsweise stärkere Freizeitorientierung aufweisen als die übrigen Ehepaare. Möglicherweise hängt dies damit zusammen, dass Ehepaare mit starker Freizeitorientierung zugleich auch sozial konformer sind als Ehepaare, die weniger stark freizeitorientierten Interaktionen und Bezugsgruppen ausgesetzt sind.

Da allerdings der Erfahrungshintergrund des Ehepaares — etwa gemessen an der aktuellen Kinderzahl — bisher nicht berücksichtigt ist, ist eine Interpretation der Beziehungen zwischen erwarteter Kinderzahl und Wertorientierung schwierig. Im folgenden soll deshalb die Analyse in der Weise verfeinert werden, als Wertorientierungen, Kinderzahl und Kinderwunsch gleichzeitig berücksichtigt werden. Dies erscheint auch deshalb angebracht, als die bisherigen Studien (Niphuis-Nell, 1979; Bulatao, 1981) gezeigt haben, dass die Verknüpfung von Kinderwunsch und Wertorientierungen je nach vorhandener Kinderzahl (bzw. generativem Erfahrungshintergrund) variieren kann.

5. KINDERZAHL, KINDERWUNSCH UND WERTORIENTIERUNGEN

Die entsprechende Diskriminanzanalyse, in der die Verknüpfung von Kinderwunsch und Wertorientierungen bei gegebener Kinderzahl analysiert wird, bestätigt, dass Ehepaare mit unterschiedlichem Kinderwunsch sich in ihren Wertorientierungen unterscheiden: sei es, dass bestimmte Wertmuster dazu führen, sich ein (weiteres) Kind zu wünschen, sei es, dass der Wunsch nach einem (weiteren) Kind zu einer wertmässigen Umorientierung führt (Tabelle 2).

Zusätzlich bestätigt die Analyse, dass die Relation zwischen Kinderwunsch und Wertorientierungen in Abhängigkeit von der schon vorhandenen Kinderzahl (und damit mit den gemachten Erfahrungen) variiert. Dabei zeigt sich, dass Wertorientierungen vor allem bei der Entscheidung für oder gegen ein erstes Kind bedeutsam werden; ein Ergebnis, das mit den Resultaten der niederländischen Studie NOVOM

Tabelle 2. Kinderwunsch, Kinderzahl und Wertorientierungen:
DiskriminationsanalyseGruppierung: Wunsch nach (weiterem) Kind: Ja/Kind unterwegs
versus Nein / w.n.

Diskriminierende Variablen:

- Positiver Wert von Kindern (Value-Skala)
- Belastungen durch Kinder (Kosten-Skala)
- Bedeutung der Religion (Religiosität)
- Wichtigkeit von Familie und Verwandtschaft
- Wichtigkeit von Freizeit und Sport
- Wichtigkeit von Beruf

		Ergebnisse der Diskriminanzanalyse, wenn:			
		nur die eigene Wertorientierung sichtigt wird:		zusätzlich die Wertorientierung des Ehepartners berücksichtigt wird:	
		Kanonische Korr.	sign.	Kanonische Korr.	sign.
A)	Ehepaare mit 0 Kindern (N = 119)				
	Ehefrauen	.43	.0000	.47	.0008
	Ehemänner	.48	.0000	.57	.0000
B)	Ehepaare mit 1 Kind (N = 173)				
	Ehefrauen	.22	.07	.31	.08
	Ehemänner	.27	.005	.31	.04
C)	Ehepaare mit 2 Kindern (N = 219)				
	Ehefrauen	.20	.06	.28	.06
	Ehemänner	.34	.0000	.37	.0005

Methode: Stepwise Regression (Method Wilks) / Minimum F to enter: 1.000

75 übereinstimmt (Niphuis-Nell, 1979). Demgegenüber sind die Unterschiede in der Wertorientierung bei Ehepaaren mit einem oder zwei Kindern geringer. Dies gilt vor allem für die Ehefrauen, während bei den Ehemännern auch bei einem oder zwei Kindern der Wunsch nach einem weiteren Kind stärker mit Wertdimensionen assoziiert ist. Dieses Muster stützt die These, dass der Kinderwunsch der Männer generell stärker von Wertorientierungen beeinflusst wird, wogegen bei den Frauen eher situationsspezifische Faktoren intervenieren (Höpflinger, 1982).

Sowohl bei den Ehefrauen wie bei den Ehemännern erhöht sich die kanonische Korrelation – als Messziffer für den diskriminierenden Effekt der Wertorientierungen – zum Teil deutlich, wenn neben den eigenen Wertorientierungen zusätzlich auch die Wertorientierungen des Ehepartners einbezogen werden. Dabei zeigt sich bei den (noch) kinderlosen Ehepaaren ein besonders starker Einfluss der Ehefrau auf den Ehemann. Bei Ehepaaren mit einem oder zwei Kindern scheint der Einfluss der Frau geringer zu sein, wogegen der Einfluss

des Ehemannes auf seine Ehefrau stärker wird. Damit gewinnt die Vermutung, dass "two-sex models" den "wife-only models" überlegen sind, eine empirische Bestätigung. (Fried, Hoffert und Udry, 1980). Inhaltlich betrachtet wird deutlich, dass je nach der (schon) vorhandenen Kinderzahl andere Wertdimensionen mit dem Kinderwunsch assoziiert sind, wobei wegen dem Problem der Multikollinearität eine Interpretation von Einzelvariablen nur mit Zurückhaltung durchgeführt werden soll. Im einzelnen ergibt sich folgendes Bild:

KINDERLOSE EHEPAARE: Ehepaare, die ein Kind wünschen bzw. erwarten, gewichten die positiven Werte von Kindern stärker und die Belastungen durch Kinder weniger stark als Ehepaare, die sich kein Kind wünschen. Dabei wird speziell bei den Ehemännern deutlich, dass auch die diesbezügliche Einstellung der Frau zu Kindern für den Kinderwunsch des Ehemannes bedeutsam ist (wogegen die umgekehrte Beziehung nicht signifikant ist).

Bei den Ehefrauen ist der Kinderwunsch zusätzlich mit ihrer beruflichen Orientierung assoziiert: Ehefrauen, die kein Kind wollen oder erwarten, sind deutlich stärker berufsorientiert als Ehefrauen, die sich ein erstes Kind wünschen bzw. schon ein Kind erwarten. Die Richtung der Beziehung bleibt allerdings offen, da sich Berufsorientierung und Kinderwunsch wechselseitig bedingen können (Kupinsky, 1977; Cramer, 1980).

Während der Kinderwunsch der Ehefrauen mit der Berufsorientierung assoziiert ist, steht bei den Ehemännern mehr die Familienorientierung im Vordergrund: Ehemänner, die ein erstes Kind erwarten, zeigen eine stärkere Familien- und Verwandtschaftsorientierung als Männer, die kinderlos bleiben möchten (auch dies eine Beziehung, die wechselseitig verlaufen kann). Diese Beziehung findet auch in den faktischen Interaktionen seinen Niederschlag, als Ehepaare, die kinderlos zu bleiben gedenken, signifikant weniger Kontakte zu den Eltern des Ehemannes aufweisen als Ehepaare, die sich entweder ein erstes Kind wünschen oder schon ein Kind haben.

EHEPAARE MIT EINEM KIND: Der Kinderwunsch der Ehefrauen mit einem Kind variiert in erster Linie mit ihrer Bewertung der Belastungen durch Kinder, aber auch mit der Bewertung der Belastungen durch ihren Ehemann. Es scheint, dass Ehefrauen die Entscheidung für oder gegen ein zweites Kind gerade auch unter dem Aspekt der Belastungen von Kindern ansehen (während etwa die positiven "values" eher in den Hintergrund treten). Zusätzlich ist auch noch die religiöse Orientierung der Frau bedeutsam, während die berufliche Orientierung hier nicht mehr von signifikanter Bedeutung erscheint. Gesamthaft ist allerdings die Assoziation von Wertorientierung und Kinderwunsch bei Ehefrauen mit schon einem Kind schwach, was darauf hinweist, dass die Entscheidung für oder gegen das zweite Kind mehr durch situative Faktoren denn durch generelle Werthaltungen beeinflusst sein dürfte.

Bei den Ehemännern sind die Wertorientierungen relevanter, was vor allem dann deutlich wird, wenn nur seine eigenen Wertorientierungen einbezogen werden. Dabei zeigt sich, dass sich vor allem diejenigen Ehemänner auf ein Kind beschrän-

ken, die sich von den mehr traditionellen Wertvorstellungen gelöst haben, z. B. relativ geringe Einschätzung familiärer, religiöser und generativer Werte. Während somit bei den Ehefrauen eher die Bewertung der Folgekosten von Kindern mit dem Wunsch nach weiteren Kindern assoziiert ist, stehen bei den Ehemännern mehr die klassischen Wertdimensionen (Religion, Familie, "value-of-children") im Vordergrund.

EHEPAARE MIT ZWEI KINDERN: Die Entscheidung für oder gegen ein drittes Kind ist bei den Ehefrauen mit der Bewertung der Belastungen durch Kinder einerseits und mit der Familienorientierung andererseits assoziiert. Allerdings sind auch hier die Relationen nur schwach signifikant, was darauf hinweist, dass nicht nur die Entscheidung der Ehefrau für ein zweites Kind, sondern auch die Entscheidung für ein drittes Kind mehr mit situativen Faktoren denn mit allgemeinen Wertorientierungen zusammenhängt.

Ein anderes Bild ergibt sich jedoch bei den Ehemännern, wo die Entscheidung für oder gegen ein drittes Kind in signifikanter Weise mit religiösen und familiären Werten verknüpft ist. Der Wunsch nach einem dritten Kind hängt bei den Ehemännern damit mit der Affinität zu den klassischen, pro-natalistischen Wertdimensionen zusammen. Dagegen ist eine starke Freizeitorientierung des Ehemannes sachgemäss mit dem Wunsch bzw. der Erwartung eines dritten Kindes negativ assoziiert (ein Muster, das sich auf Seiten der Ehefrau nicht widerspiegelt).

Bei den Ehemännern variiert der Wunsch nach einem dritten Kind zusätzlich auch mit der Bewertung der Belastungen durch Kinder, und zwar – entgegen den Vermutungen – positiv: Ehemänner, die ein drittes Kind wünschen, gewichten – bei sonst konstanter Wertorientierung – die Belastungen durch Kinder stärker als Ehemänner, die sich kein drittes Kind wünschen. Die Detailanalyse zeigt, dass dies vor allem für die Bewertung der finanziellen Kosten von Kindern gilt. Möglicherweise führt der Wunsch und die Erwartung eines dritten Kindes bei den Ehemännern zu einer stärkeren Problematisierung der damit verbundenen finanziellen Kosten, ohne dass dies den Kinderwunsch verringert.

Insgesamt betrachtet zeigt sich das Bild, dass zu Beginn der Familienbildung – bei (noch) kinderlosen Ehepaaren – eher Kosten-Nutzen-Aspekte (im Sinne von "values" und "disvalues" von Kindern) im Vordergrund stehen, während am Ende der Familienbildung – bei der Entscheidung für oder gegen ein drittes Kind – eher institutionelle Werte (Religion, Familie) relevant sind, sofern Wertorientierungen überhaupt noch von Bedeutung sind. Das diesbezügliche Muster ist allerdings nicht allzu eindeutig, vor allem auch, weil teilweise recht deutliche geschlechtsspezifische Unterschiede zu beobachten sind. Beim Vergleich von Ehefrauen und Ehemännern wird – über's Ganze betrachtet – deutlich, dass die Ehemänner in Bezug auf den Kinderwunsch stärker wertorientiert sind als ihre Ehefrauen. Dies hängt sicherlich auch damit zusammen, dass die Ehefrauen durch die Geburt eines Kindes direkter und stärker betroffen sind als ihre Ehemänner, zumindest unter den heute vorherrschenden Bedingungen einer ausgeprägten geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung innerhalb der Familie.

Tabelle 3: Kinderwunsch, Kinderzahl und Wertorientierungen:
2. Diskriminanzanalyse

Gruppierung: Wunsch nach (weiterem) Kind: Ja/Kind unterwegs versus Nein / w.n.				
Diskriminierende Variablen: 16 bzw. 2 x 16 Variablen zur Wertorientierung, Variablenliste: siehe Anhang				
Ergebnisse der Diskriminanzanalyse, wenn: nur die eigene Wertorientierung berück- sichtigt wird:				
zusätzlich die Wertorientierung des Ehepart- ners berücksichtigt wird:				
	Kanonische Korr.	sign.	Kanonische Korr.	sign.
A) Ehepaare mit 0 Kindern (N = 115)				
Ehefrauen	.45	.0002	.59	.002
Ehemänner	.50	.0001	.62	.0002
B) Ehepaare mit 1 Kind (N=172)				
Ehefrauen	.25	.05	.42	.045
Ehemänner	.41	.0002	.45	.015
C) Ehepaare mit 2 Kindern (N = 215)				
Ehefrauen	.28	.004	.42	.005
Ehemänner	.46	.0000	.48	.0001

Methode: Stepwise Regression (Method Wilks), Minimum F to enter: 1.000,
Limitation: Maxsteps = 20

6. KINDERZAHL, KINDERWUNSCH UND WERTORIENTIERUNGEN: ALTERNATIVES MODELL

Da das Resultat einer multivariaten Analyse — in diesem Falle einer Diskriminanzanalyse — auch davon abhängig sein kann, welche Variablenkombination konkret in die Analyse einbezogen wird, soll die bisher durchgeführte Analyse durch eine weitere Diskriminanzanalyse ergänzt werden; eine Diskriminanzanalyse, bei der eine andere Variablenkombination berücksichtigt wird. Damit kann getestet werden, inwieweit das bisher gefundene Beziehungsmuster zwischen Kinderwunsch und Wertorientierungen auch bei Benützung einer etwas unterschiedlichen Variablenzusammensetzung seine Gültigkeit behält und inwiefern sich eine Relativierung der bisherigen Aussagen aufzwingt.

In der nun folgenden Diskriminanzanalyse (Tabelle 3) werden zum Teil neue Variablen (z.B. über den intrinsischen Wert von Kindern) verwendet, zum Teil werden die vorher benützten Indices und Skalen durch ausgewählte Einzel-

items ersetzt. Dabei werden anstatt bisher 6 (bzw. 2×6) neu 16 (bzw. 2×16) Variablen in die Diskriminanzanalyse einbezogen (Variablenliste: siehe Anhang).

Da sich die berücksichtigten Variablen des zweiten Analysemodells inhaltlich auf dieselben Wertdimensionen beziehen, sind Unterschiede in den Resultaten zwischen den beiden Analyseschritten primär auf Unterschiede in der Variablenzusammensetzung zurückzuführen und ein Hinweis darauf, theoretische Interpretationen mit Vorsicht aufzunehmen bzw. statistische Artefakte nicht auszuschliessen.

Allerdings bestätigt auch dieser Analyseschritt (Tabelle 3) die bisherige Grundaussage, dass Ehefrauen wie Ehemänner mit unterschiedlichem Kinderwunsch sich in ihrer allgemeinen Wertorientierung signifikant unterscheiden. Ebenso bestätigt sich auch hier, dass die Beziehung zwischen Kinderwunsch und den Wertorientierungen in Abhängigkeit von der schon vorhandenen Zahl an Kindern variiert und dass Wertorientierungen vor allem bei der Entscheidung für oder gegen ein erstes Kind bedeutsam werden. Auch die zweite (modifizierte) Analyse zeigt, dass die Relation zwischen Kinderwunsch und Wertorientierung bei Ehepaaren mit einem oder zwei Kindern vor allem bei den Ehemännern ausgeprägt ist, während bei den Ehefrauen deutlich schwächere Beziehungen sichtbar werden. Damit scheint die Beobachtung, dass der Kinderwunsch der Ehepartner stärker mit Wertorientierungen verknüpft ist als der Kinderwunsch der Ehefrauen, eine zusätzliche Bestätigung zu erfahren.

Unterschiede zwischen den beiden Analyseschritten lassen sich höchstens insofern feststellen, als

- erstens durch die Differenzierung der Analyse und durch den Einbezug zusätzlicher Variablen die kanonischen Korrelationen teilweise erhöht werden können. Dies gilt vor allem bei den Ehepaaren mit einem oder zwei Kindern.
- zweitens vor allem der Effekt der Wertorientierungen des Ehemannes deutlicher hervortritt, indem sich auf Seite der Ehefrau die kanonischen Korrelationen wesentlich erhöhen, wenn die Wertorientierungen des Ehemannes miteinbezogen werden. Die Differenzierung der Analyse verstärkt somit das Muster einer mehr asymmetrischen Wechselbeziehung zwischen den beiden Ehepartnern, als der Einfluss der Wertorientierung des Ehemannes auf den Kinderwunsch der Ehefrau stärker ist als umgekehrt. Speziell bei Ehepaaren mit einem oder zwei Kindern erscheint der Wunsch der Frau nach einem weiteren Kind nicht unwesentlich von den Wertorientierungen des Ehemannes mitgeprägt zu werden.

Gesamthaft betrachtet lassen sich somit zwischen dem (quantitativen) Kinderwunsch und den (qualitativen) Wertorientierungen von Ehepaaren systematische Wechselbeziehungen feststellen, die auch unter verschiedenen Analyseschritten ihre Gültigkeit bewahren.

Nun kann eingewendet werden, dass die festgestellten Relationen durch sozio-strukturelle Gegebenheiten erklärt werden können und dass der Einfluss von Wertorientierungen auf den Kinderwunsch auf dahinterliegende sozio-strukturelle Faktoren (z. B. Schichtzugehörigkeit, Einkommen) zurückgeführt werden kann. Eine entsprechende – hier nicht im einzelnen angeführte – Analyse der Daten zeigt allerdings, dass auch bei Kontrolle der sozialen Hintergrundfaktoren des Ehepaars das bisher festgestellte Beziehungsmuster zwischen Kinderwunsch und Wertorientierungen seine Gültigkeit behält, dies insbesondere auch, was die paritäts- und geschlechtsspezifischen Unterschiede im Verhältnis von Kinderwunsch und Wertorientierung betrifft.

7. AUSBLICK

Die vorgestellte Analyse lässt (wechselseitige) Verknüpfungen zwischen Kinderzahl, Kinderwunsch und Wertorientierungen von Ehepaaren erkennen, wobei zusätzlich auch noch geschlechtsspezifische Unterschiede sichtbar werden. Damit wird deutlich, dass Wertorientierungen – Bewertung von Kindern im Sinne des "value-of-children"-Ansatzes, aber auch die Bewertung verschiedener Lebensbereiche – nicht in konstanter Weise mit generativen Entscheidungen assoziiert sind (etwa als Einflussgrößen, die unabhängig von situativen Gegebenheiten einwirken). Im Gegenteil: die Verknüpfung von Wertorientierungen, Erwartungen und Erfahrungen erscheinen miteinander so eng verknüpft, dass eine isolierte Betrachtung der drei Grundelemente bei der Analyse generativer Entscheidungen zu falschen Resultaten führen muss.

Die Daten bestätigen recht eindeutig jene theoretischen Ansätze, die den generativen Entscheidungsprozess als sequentiellen Entscheidungsprozess ansehen und damit die bisher übliche statische Perspektive von Fertilitätsstudien kritisieren. "The theoretical critique offered by the dynamic perspective is that couples do not select a desired family size early in marriage and orient their behaviour to that goal throughout marriage. They may have some number in mind, but the behaviour-oriented decision is the choice of one more child. When and if that child is born, their preferred family size is re-evaluated and a decision reached about a subsequent child" (Hout, 1978, 157; Vgl.: Lengsfeld und Pohl, 1979; Bulatao, 1981).

Im Rahmen unserer Analyse findet die dynamische Perspektive generativer Entscheidung auf drei Ebenen ihre empirische Bestätigung:

– Zum einen variiert der Zusammenhang zwischen Wertorientierung und Kinderwunsch je nach der vorhandenen Kinderzahl.

– Zum zweiten treten bei jeder generativen Entscheidung andere Wertorientierungen in den Vordergrund.

- Zum dritten variiert auch der Einfluss der Wertorientierungen eines Ehepartners auf den Kinderwunsch des anderen Ehepartners mit der Kinderzahl.

Die Dynamik generativer Entscheidungen und die Interferenz von Erwartungen und Erfahrungen bei heutigen Ehepaaren dürfte sicherlich eng damit zusammenhängen, dass sich der Einfluss makro-struktureller Faktoren (wie der Schichtzugehörigkeit, der Urbanität, etc.) auf die Fertilität in modernen Gesellschaften deutlich verringert hat. Ebenso hat der Wertwandel dazu geführt, dass traditionelle familiäre und generative Wertvorstellungen ihre Allgemeingültigkeit verloren haben. Demgegenüber haben die Faktoren der Mikroebene (individuelle Orientierungen, Kosten-Nutzen-Ueberlegungen, etc.) an Bedeutung gewonnen (Morsa, 1979). Damit ergibt sich – im Rahmen der dominierenden Vorstellungen von der Kleinfamilie – eine gewisse Individualisierung und damit auch Dynamisierung der generativen Entscheidungsprozesse. Auch die starke Verbreitung der Geburtenregelung trägt dazu bei, dass generatives Verhalten sich stärker "dynamisiert", so dass eine statische Betrachtung des Kinderwunsches oder generativer Erwartungen immer mehr an Gültigkeit verliert.

ANHANG: Variablenliste für Tabelle 3

Dimension	Variable
Religiosität	Bedeutung der Religion
Familienorientierung I	Wichtigkeit Familie
Familienorientierung II	Wichtigkeit Verwandtschaft
Freizeitorientierung I	Wichtigkeit Freizeit
Freizeitorientierung II	Wichtigkeit Sport
Berufsorientierung I	Wichtigkeit Beruf
Berufsorientierung II	Erwähnt: Beruf als Lebensziel *
Familientradition	Kinder wichtig für Familientradition
Familienvollständigkeit	Kinder Ziel der Ehe
Mutterrolle	Frau kann als Mutter zufrieden sein
Vaterrolle	Mann kann als Vater zufrieden sein
Intrinsischer Wert von Kindern	Vorteil von Kindern: Freude, Erlebnis, Entwicklung, Liebe u.ä. erwähnt *
	Nachteile von Kindern: Freiheit / Freizeit u. ä. erwähnt *
Restriktion durch Kinder	Verantwortung mit Kindern schwer
Belastungen durch Kinder I	Verzicht durch Kinder
Belastungen durch Kinder II	Kinder grosse finanzielle Belastung
Belastungen durch Kinder III	

* Offene Fragen

Die Variablen wurden gleichlautend jeweils für Ehefrau und Ehemann erhoben.

BIBLIOGRAPHIE

- BASSAND, M. & KELLERHALS, J. (1975), "Familles Urbaines et Fécondité" (Georg Librairie, Genève).
- BEN-PORATH, Y. (1977), The Economic Value and Costs of Children in Different Economic and Social Settings, *Int. Pop. Conf., Mexico*, 2 (1977) 77-90.
- BULATAO, R. A., (1981), Values and Disvalues of Children in Successive Childbearing Decisions, *Demography*, 18 (1981) 1-25.
- CALDWELL, J. C. (1978), A Theory of Fertility: From High Plateau to Destabilization, *Pop. and Dev. Rev.*, 4 (1978) 553-578.
- COCHRANE, S. H. (1975), Children as By-Products, Investment Goods and Consumer Goods: A Review of Some Micro-economic Models of Fertility, *Population Studies*, 29 (1975) 373-390.
- CRAMER, J. C. (1980), Fertility and Female Employment: Problems of Causal Direction, *Am. Sociol. Rev.*, 45 (1980), 167-190.
- DEVEN, F. (1979), The Meaning of Having Children: Preliminary Data from the 3rd Survey on Family Development, Belgium, *Empirische Untersuchungen zum generativen Verhalten* (Mackensen, R. Hrsg.) (Technische Universität, Berlin), 54-68.
- FAWCETT, J. T. (1977), Value and Cost of Children to Parents, *Int. Pop. Conf., Mexico*, Proceeding / Actes, 171-179.
- FRIED, E. S.; HOFFERTH, S. L. & UDRY, J. R. (1980), Parity-Specific and Two-Sex Utility Models of Reproductive Intentions, *Demography*, 17 (1980) 1-11.
- GIRARD, A. & ROUSSEL, L. (1981), Dimension idéale de la famille, fécondité et politique démographique. Nouvelles données dans les pays de la Communauté Economique Européenne et interprétation, *Population*, 36 (1981) 1006-1034.
- HOFFMANN, L. W. & MANIS, J. D. (1978), Influences of Children on Marital Interaction and Parental Satisfaction and Dissatisfaction, *Child Influences on Marital and Family Interaction. A Life-Span Perspective* (Lerner, R. M. & Spanier, G. B. Eds.), (Academic Press, New York / London), 165-213.
- HOFFMANN, L. W. & MANIS, J. D. (1979), The Value of Children in the United States: A New Approach to the Study of Fertility, *J. of Marriage and the Family*, 41 (1979), 583-596.
- HOEPFLINGER, F. & KUEHNE, F. (1979), Die ideale Kinderzahl von Ehefrauen und Ehemännern. Sekundäranalyse einer Befragung von Schweizer Ehepaaren, *Z. für Bevölkerungswiss.*, 5 (1979) 317-326.
- HOEPFLINGER, F., (1982), Geschlechtsspezifische Unterschiede im Kinderwunsch. Ergebnisse einer Befragung von Ehepaaren, *Z. für Bevölkerungswiss.*, 8 (1982) (in Druck).
- HOUT, M. (1978), The Determinants of Marital Fertility in the United States, 1968-1970: Interferences from a Dynamic Model, *Demography*, 15 (1978) 139-159.
- INSTITUT FUER DEMOGRAPHIE (Eds.) (1980), Kinderwünsche junger Oesterreicherinnen. Individuelle Präferenzen und gesellschaftliche Bedingungen des generativen Verhaltens, *Schriftenr. des Inst. für Demogr.*, Heft 6 (Wien).
- KUPINSKY, S. (1977), The Fertility of Working Women in the United States: Historical Trends and Theoretical Perspectives, *The Fertility of Working Women. A Synthesis of International Research* (Kupinsky, S. Ed.) (Praeger, New York / London) 188-249.
- LENGSFELD, W. & POHL, K. (1979), Theoretischer Ansatz und Ergebnisse einer Längsschnitt-Untersuchung des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung über das generative Verhalten in den Familien, *Schriftenreihe des Bundesministers für Jugend, Familie und Gesundheit*, Bonn, 63 (1979) 113-121.
- LERIDON, H. (1980), Les facteurs de la fécondité dans les pays développés, *World Fertility Surv. Conf., London*, Juli 1980 (mimeo.)

- MORSA, J. (1979), Les facteurs socio-économiques de la fécondité et les motivations à la parenté, *Conseil de l'Europe, Etudes Démographiques, Strasbourg*, (1979) No. 3.
- NAMBOODIRI, N. K. (1972), Some Observations on the Economic Framework for Fertility Analysis, *Popul. Stud.*, 26 (1972) 185–206.
- NIE, N. H. & al. (1975), "SPSS Statistical Package for the Social Sciences" (Mc Graw-Hill, New York) (2e éd.).
- NIPHUIS–NELL, M. (1976), Satisfaction and Costs of Children and Fertility Attitudes. *NIDI–intern rapport*, 4 (1976).
- NIPHUIS–NELL, M. (1979), Die niederländische Untersuchung zum generativen Verhalten 1975: Einige Resultate bezüglich des Einflusses sozialpsychologischer Faktoren, *Empirische Untersuchungen zum generativen Verhalten* (Mackensen, R., Eds.), (Technische Universität, Berlin) 39–52.
- NIPHUIS–NELL, M. & MOORS, H. G. (1979), De constructie van meetinstrumenten in het National Onderzoek Vruchtbaarheid en Ouderschapsmotivatie 1975, *NIDI-intern rapport*, 16 (1979).
- SCHMID, J. (1976), "Einführung in die Bevölkerungssoziologie" (Rowohlt, Hamburg).
- SIMMONS, A. B. (1977), The VOC Approach in Population Policies: New Hope or False Promise ?, *Int. Pop. Conf., Mexico*, 1, 157–180.
- SINGELMANN, J. (1976), The Becker-Blake Debate. An Application of two Fertility Theories to India, *Z. für Bevölkerungswiss.*, 2 (1976) 73–90.

LA FAMILLE EN CRISE : PHENOMENES DE DESUNION OU DE CONSOLIDATION

*Norberto Bottani*¹

Centre pour la Recherche et l'Innovation
dans l'enseignement,
OCDE
Paris

RESUME

Cet article résulte d'une réflexion sur les politiques familiales dont l'émergence sous une forme toujours plus structurée est mise en relation avec le renforcement du mouvement familialiste dans les sociétés industrielles avancées. Le nombre des familles est en augmentation, leur longévité aussi, malgré les ruptures causées par les divorces; les générations d'ascendants et de descendants qui, autrefois, se succédaient en se remplaçant l'une de l'autre, dans le régime démographique contemporain, coexistent et s'enchevêtrent; les enfants sont gardés ou restent plus longtemps dans les ménages. L'alarmisme à propos d'une prochaine disparition de la famille semble excessif; le modèle familial connaît un vif succès, mais cette popularité ne va pas sans risques.

ZUSAMMENFASSUNG

Dieser Artikel erwuchs aus Ueberlegungen über die verschiedenen Typen der Familienpolitik, deren Entstehung — in einer immer mehr strukturierten Form — in Zusammenhang gebracht wird mit der Verstärkung der familialistischen Bewegung in den hochentwickelten Industriegesellschaften.

Die Anzahl der Familien sowie ihre Lebensdauer sind im Steigen, und dies trotz Ehescheidung. Die Generationen von Eltern und Nachkommen, die sich früher folgten und ersetzten, koexistieren heute und greifen ineinander; die Kinder bleiben länger in der Familie. Die Alarmstimmung über den baldigen Untergang der Familie scheint überspannt zu sein. Das Familien-Modell kennt noch heute einen grossen Erfolg; die Popularität jedoch ist nicht in Gefahr.

¹ Les opinions exprimées dans cette communication sont celles de l'auteur et n'engagent ni l'Organisation, ni les autorités nationales intéressées.

"Quand je vois un couple dans la rue, je change de trottoir". C'était au début des années 70. Ces paroles avaient à l'époque une résonance d'autant plus forte qu'elles coïncidaient avec la libération sexuelle, l'utopie communautaire, un coup de boutoir au féminisme. Aujourd'hui, on le sait, le trottoir est désert . . . Sur la place publique, seuls désormais les statisticiens s'évertuent à prendre le poids du comportement affectif et sexuel de la population et font courir le bruit selon lequel il y aurait aujourd'hui un net regain d'intérêt pour le couple et un retour massif à cette structure que l'on croyait pourtant sévèrement ébranlée, voire même reniée".

(M. Decoust et A. Namiand, 1980).

"Notre sens actuel de la crise est injustifié". (Th. Zeldin, 1980).

La famille est un sujet très populaire aussi bien dans les milieux politiques que scientifiques. La crise démographique, l'organisation de la politique sociale, le rôle éducatif des parents sont quelques-unes des questions qui alimentent l'intérêt que les cercles politiques, les partis, l'administration publique vouent aux questions familiales ; l'évolution démographique, les structures et le fonctionnement des ménages, la dynamique des interactions interfamiliales en sont d'autres qui figurent souvent au centre du champ d'investigation des scientifiques.

Le répertoire des publications sur la famille parues du début du siècle à 1964 comprend plus de 12 000 titres, mais plus de la moitié des travaux recensés ont vu le jour après 1954, tandis que moins de vingt titres ont été repérés dans les premières trente années de ce siècle (Aldous et Hill, 1967). Cependant, force est d'admettre que les images de la famille dont se servent les uns et les autres évoluent bien difficilement. De nombreuses croyances ou de solides clichés provenant d'analyses dépassées et mauvaises subsistent et continuent à nourrir les argumentations et les jugements d'ordre politique et social. La famille est un objet à la fois très connu et mal connu. Des phénomènes de permanence des structures et des comportements familiaux anciens (Le Bras et Todd, 1981) coïncident avec des changements de modes de vie familiale qui rendent délicate la description de l'univers familial et ardues les typologies ou les classifications. On n'a pas hésité à parler de "l'impossible description de la famille et de son cycle dans les modèles démographiques" (Le Bras, 1979).

Ces dernières années, la famille a connu un regain d'intérêt induit en grande partie par la diffusion d'un vif alarmisme dans des cercles politiques, religieux et scientifiques au sujet de son avenir. Dans cet article sont présentées des données qui contredisent une partie de ces craintes, car elles permettent d'affirmer que dans les sociétés avancées contemporaines, l'institution familiale n'est pas périlante. Loin de s'atténuer, la présence de la famille dans la vie des individus est en train de se renforcer, ce qui amène à conclure que nous serions entrés dans une époque familialiste, dont les composantes restent à explorer.

Cet article n'a ni la prétention de discuter les théories principales sur l'évolution de la famille ni celle d'offrir une critique exhaustive des recherches récentes

de la sociologie de la famille. Le travail présenté ici n'est pas non plus fondé sur une recherche empirique. En utilisant des données d'origine différente, mais en grande partie de nature démographique, on y observe le phénomène de la multiplication des familles dans les sociétés contemporaines, phénomène qui doit être considéré comme un des facteurs déterminants pour la compréhension des fonctions et des variations structurelles de la famille moderne, pour l'analyse des théories sur l'évolution de la famille et enfin pour l'interprétation du mouvement poussant à la mise en œuvre dans les pays industrialisés de politiques de la famille de plus en plus explicites et coordonnées.¹

1. CONJOINTS ET CELIBATAIRES

Les données sur la nuptialité, malgré leur intérêt relatif dû au fait qu'elles ne tiennent pas compte des variations de la natalité et prennent en considération uniquement les unions légales, permettent de connaître le nombre des mariages dans les pays proportionnellement à la population, et donc peuvent être considérées comme un indicateur grossier de la popularité de la famille, si l'on admet qu'il y a une certaine corrélation entre le mariage et la constitution d'une famille (il est évident qu'on ne se marie pas pour fonder nécessairement une famille et qu'on peut créer une famille sans passer par l'acte du mariage). Or, l'on constate que depuis un siècle, dans les sociétés occidentales, le nombre des mariages a considérablement augmenté : il n'y a jamais eu autant que maintenant de mariages et donc de familles dans ces sociétés.

A côté de ces familles légitimes, il y a celles qui se reproduisent sans mariage. Leur nombre est aussi en augmentation : aux Etats-Unis, en 1976, on estimait que 2% de tous les couples, soit environ 1 million, n'étaient pas mariés. Au Danemark, toujours à la même époque, plus d'un quart de toutes les femmes âgées de 18 à 25 ans vivaient avec un homme sans être pour autant mariées. En Suède, 12% de tous les couples (jusqu'à 70 ans) cohabitent sans mariage (Westoff, 1978).

Selon Le Bras (1979), "il est encore trop tôt pour savoir s'il s'agit d'une modification radicale de la famille ou d'un simple aménagement de son cycle. On penche cependant pour la dernière interprétation, car on observe maintenant des mariages concluant une longue période de vie commune." Ceci nous amène à déduire que l'extension de la cohabitation sans mariage ne serait pas une mise en cause de l'institution familiale en tant que telle, mais plutôt un mode de constitution de la famille parallèle à celui traditionnel jusqu'ici dominant.

Le tableau 1 sur le pourcentage des célibataires à 45-49 ans, bien qu'il soit d'interprétation délicate, montre qu'il y a eu bel et bien une nette diminution du célibat. D'autres données provenant d'analyses historiques confirment l'importance du célibat dans les sociétés du passé. En Angleterre, au XVIIIe siècle,

¹ Je remercie mon collègue Daniel Blot de ses commentaires et suggestions qui m'ont permis de mettre au point la version finale de cet article.

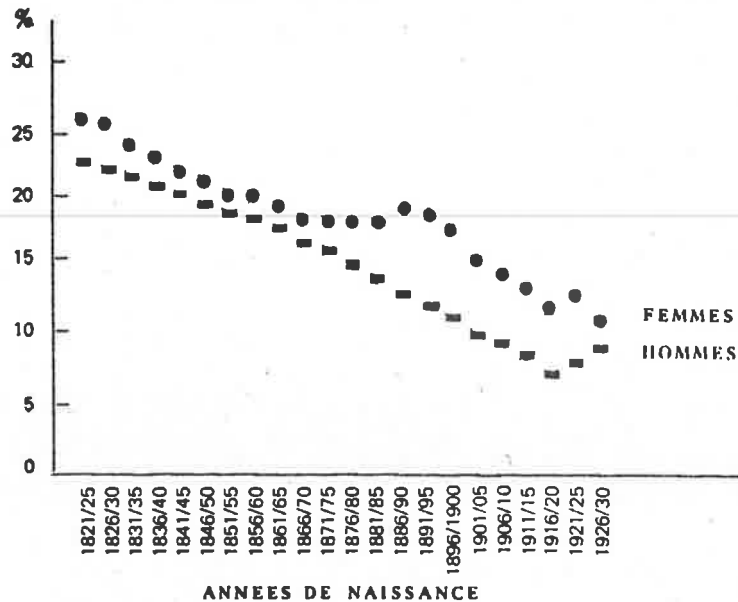
Tableau 1

POURCENTAGE DE CELIBATAIRES EN 1950, 1960 ET 1970 A 45-49 ANS,
PAR PAYS

	Hommes			Femmes		
	1950	1960	1970	1950	1960	1970
Allemagne	6,8	4,9	4,4	12,7	9,4	9,8
Australie			8,3			5,3
Autriche	10,0	8,0	6,7	14,3	12,1	11,4
Belgique	9,1	9,0	8,3	10,3	9,2	7,7
Canada		10,5	8,7		10,4	7,7
Danemark	9,7	9,7	9,4	13,9	9,4	6,7
Espagne	9,6	7,1	8,8	15,2	14,6	12,1
Etats-Unis		7,6	6,2		7,6	5,7
Finlande	11,9	10,0	12,2	18,7	14,2	12,1
France	10,7	10,0	9,9	10,2	8,6	8,6
Grèce	7,3	6,9	6,2	5,1	6,2	7,1
Irlande	32,0	30,5	29,9	26,3	22,1	20,4
Islande						
Italie	9,3	9,3	11,1	15,0	13,7	13,8
Japon		1,1	1,6		1,7	2,7
Luxembourg						
Nouvelle-Zélande			8,1			5,9
Norvège	15,5	13,4	12,9	20,5	13,0	8,4
Pays-Bas	9,1	7,7	7,0	13,5	11,0	8,2
Portugal	12,2	11,5	8,2	17,2	15,9	12,5
Angleterre-Galles	9,8	9,5	9,8	15,2	10,5	7,8
Suède	16,2	14,5	14,0	18,5	11,0	7,8
Suisse	13,4	11,9	9,2	19,2	15,3	12,0
Turquie		2,1	1,8		1,9	1,2
Yougoslavie	4,7	4,9	3,7	5,8	6,1	6,3

Source : Le Bras H., 1979.

Figure 1
Autriche : Célibataires âgés de 50 ans selon les années de naissance



un cinquième des garçons et presque un quart des filles des classes supérieures étaient célibataires (Zeldin, 1980). En France, à la fin du XIXe siècle, la majorité des ouvriers et des ouvrières n'étaient pas mariés (tableau 2). Des données autrichiennes (tableaux 3 et 4 et figure 1) révèlent qu'autrefois, le mariage intervenant relativement tard, l'âge moyen du marié était plus élevé que celui de la mariée et que, jusqu'à une époque relativement récente, plus de la moitié des hommes étaient encore célibataire à l'âge de 30 ans (53,8% des hommes nés entre 1881 et 1851 ; 53% de ceux nés entre 1896 et 1900 ; 52% de ceux nés entre 1906 et 1910 ; 46% de ceux nés entre 1911 et 1915).

La même évolution est constatée en Suisse : on s'y mariait aussi beaucoup moins et beaucoup plus tard au siècle passé que maintenant (tableau 5). On notera ici la baisse très forte du célibat chez les hommes tandis que le célibat féminin reste longtemps constant et diminue rapidement dans les deux dernières décennies.

Il est donc possible d'en conclure que dans les sociétés occidentales d'autrefois, le nombre de personnes qui ne se mariaient pas était très élevé. Plusieurs obstacles, en particulier de nature économique, freinaient l'accès au mariage. La constitution d'une famille était un événement rare et, au siècle dernier, réservé aux privilégiés. Dans les sociétés contemporaines, il est relativement plus simple de se marier, ce qui explique l'augmentation du nombre des familles. Avec certaines réserves relatives à la modification de la composition des ménages, on peut presque affirmer qu'aujourd'hui il est moins probable de rester définitivement célibataire et de ne constituer par conséquent aucune famille. Cette tendance peut être considérée comme un des principaux indicateurs de l'apparition d'une époque familialiste.

Tableau 2

FRANCE :
PROPORTION DE MARIÉS CHEZ LES OUVRIERS EN FRANCE EN 1901

	Ensemble, ouvrières et ouvriers	Ouvriers	Ouvrières
Ensemble des ouvriers de tous les secteurs (y compris les ouvriers agricoles)	35 %	39 %	25 %
Ouvriers de l'industrie, des transports et services publics	45 %	50 %	30 %
Ouvriers de l'industrie (mines et industries de transformation)	42 %	48 %	26 %

(N.B. Ne sont pas compris les employés, ni les "travailleurs isolés". Cette dernière catégorie mélange les isolés petits patrons, commerçants, artisans, agriculteurs et ouvriers à domicile. S'il était possible d'ajouter les ouvriers à domicile, la proportion de mariés monterait de 1 à 3 points).

Pour Paris, on ne dispose pas de chiffres homologues concernant la seule population ouvrière. Mais, d'après les recoupements comparatifs, la proportion de mariés, à âge égal, doit être beaucoup plus restreinte encore.

Source : Poulot D., 1980.

2. LONGEVITE DE LA VIE FAMILIALE

Aujourd'hui, dans les pays industrialisés, non seulement les familles sont beaucoup plus nombreuses qu'autrefois, mais aussi leur vie est de plus longue durée. A la suite du recul de la mortalité, les couples ont la possibilité de vivre ensemble en moyenne vingt ans de plus qu'il n'était possible au début du siècle. L'amélioration de l'espérance de vie a retardé le moment de la dissolution du couple familial par le décès d'un des conjoints. L'autre facteur qui détermine une longévité accrue de la vie du couple est l'égalité de l'âge des conjoints au moment du mariage (Shorter, 1975). La disparité d'âge entre les partenaires était coutumière dans les sociétés traditionnelles; elles est exceptionnelle à l'époque contemporaine. Dans ces conditions, la durée de la vie commune est devenue supérieure à celle qu'il était possible d'avoir lorsqu'on épousait un conjoint de dix ou quinze ans plus âgé et qui avait donc une espérance de vie passablement plus réduite. Le nombre de couples âgés qui dépassent les quarante ans de mariage, entourés d'enfants mariés et des

Tableau 3

AUTRICHE:
MARIAGES PAR GROUPES D'ÂGE (POURCENTAGE DES PERSONNES QUI
N'ÉTAIENT PLUS CELIBATAIRES À L'ÂGE DONNÉ) 1

Groupes d'âge	Age						
	20	25	30	35	40	45	50
Hommes							
1881-85	1,7	17,9	46,2	68,2	79,9	85,2	88,1
1886-90	1,7	17,9	46,8	69,4	81,1	86,3	88,8
1891-95	1,7	17,8	46,9	70,1	82,2	87,1	89,5
1896-1900	2,0	18,0	47,0	70,9	82,8	87,5	90,4
1901-05	2,2	18,1	47,1	69,9	82,3	88,5	90,9
1906-10	2,6	18,6	48,0	72,7	84,9	89,7	91,6
1911-15	2,8	22,1	54,0	77,2	87,5	91,0	92,5
1916-20	4,0	26,6	60,1	80,9	89,4	92,1	93,2
1921-25	6,0	32,0	65,2	83,6	90,3	92,3	93,5
1926-30 *)	8,2	36,4	69,1	85,1	90,1	92,2	93,5
1931-35	8,9	39,3	71,6	85,1	89,9	92,1	93,5
1936-40	9,4	41,0	73,1	85,4	89,9	92,1	93,9
1941-45	11,1	44,0	75,0	86,4	90,7	92,7	93,9
1946-50	13,2	47,0	76,4	87,2	91,2	93,1	94,3

Source: Feichtinger, G. & Hansluwka, H. (1977), The Impact of Mortality on the Life Cycle of the Family in Austria. *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 4, (1977).

*) Dès 1930 en partie selon des estimations

Groupes d'âge	Age						
	20	25	30	35	40	45	50
Femmes							
1881-85	10,3	34,4	59,0	72,2	78,1	80,9	82,9
1886-90	10,5	34,6	59,0	72,3	78,2	81,1	82,7
1891-95	10,3	34,4	58,9	72,5	78,9	81,6	83,3
1896-1900	10,4	34,4	59,0	72,6	78,9	82,5	84,9
1901-05	10,5	34,4	58,9	73,1	80,5	84,5	86,2
1906-10	10,5	34,4	60,5	76,3	83,3	86,3	87,2
1911-15	10,3	37,9	66,1	79,9	85,5	87,3	88,2
1916-20	16,7	46,2	69,9	82,1	86,3	87,9	88,7
1921-25	18,1	48,7	71,9	82,4	87,1	88,5	88,9
1926-30	18,6	52,0	77,2	85,9	88,5	89,5	89,9
1931-35	20,7	56,9	80,9	87,7	90,3	91,1	91,4
1936-40	23,4	60,3	83,2	89,2	91,5	92,2	92,5
1941-45	27,3	64,9	85,4	90,6	92,6	93,3	93,5
1946-50	30,8	69,4	87,2	91,8	93,6	94,1	94,3

Source: Feichtinger, G. & Hansluwka, H., (1977), op. cit.

Schéma 1
FORMES DE "CARRIERE" FAMILIALE

<i>Phase du cycle de vie familiale</i>	<i>Nouveau régime démographique</i>	<i>Ancien régime démographique</i>
I. Constitution	- Constitution relativement précoce, avec des périodes plus ou moins longues de co-habitation en dehors du mariage - Droit reconnu à tout le monde de fonder une famille - Egalité croissante de l'âge des conjoints - Débuts difficiles caractérisés par une forte densité de divorces dans les premiers mois ou années de mariage - Concentration des grossesses sur une courte période et réduction de leur nombre. Peu d'accidents à la naissance et baisse de la mortalité infantile - Les grands-parents sont presque tous vivants à la naissance du premier enfant - A la naissance du dernier enfant, la mère est encore relativement jeune - Les intervalles d'âge entre enfants vivants sont réduits et réguliers	- Constitution retardée, sur la base d'un choix du partenaire dicté par des considérations matérielles - Droit en pratique restreint uniquement à ceux qui en avaient les moyens - Grande disparité d'âge entre conjoints - Négociation détaillée des contrats de mariage qu'on estimait conclu à vie. Divorces presque inconnus - Etalement des grossesses sur une longue période avec beaucoup d'accidents et de décès d'enfants - Les grands-parents ont en grande partie déjà disparu à la naissance du premier enfant - A la naissance du dernier enfant, la mère est déjà relativement âgée - Les intervalles d'âge entre enfants vivants sont irréguliers et grands - Décès précoce d'un des conjoints ou des deux. Les parents ont souvent déjà disparu avant que tous les enfants soient mariés ou aient quitté la maison
II. Croissance		
III. Rétrécissement	- Longue vie en commun des conjoints avec les enfants. Réduction très sensible du nombre des orphelins et des veufs(ves). Les parents participent à tous les mariages des enfants - Rétrécissement lent et progressif de la taille de la famille	- Rétrécissement rapide et irrégulier
IV. Dissolution	- Les parents âgés se retrouvent seuls après le mariage du dernier enfant et vivent encore plusieurs années ensemble avant la dissolution de la famille par le décès du premier et puis du deuxième conjoint	- Des deuils nombreux entrecourent la vie familiale. Rarement les parents vieillissent ensemble. Souvent ils disparaissent avant que les enfants grandissent

Tableau 4

AUTRICHE:
AGE MOYEN AU MARIAGE POUR LES MARIAGES CONTRACTES
JUSQU'A L'AGE DE 50 ANS PAR GROUPES D'AGE *)

Groupes d'âge	Hommes	Femmes
1881-85	30,6	27,3
1886-90	30,4	27,2
1891-95	30,4	27,3
1896-1900	30,5	27,6
1901-05	30,6	27,6
1906-10	30,2	27,3
1911-15	29,4	26,7
1916-20	28,6	25,5
1921-25	27,8	25,1
1926-30	27,1	24,5
1931-35	26,8	24,0
1936-40	26,6	23,6
1941-45	26,2	23,1
1946-50	25,9	22,6

*) Dès 1925 en partie selon des estimations

Source: Feichtinger, G. & Hansluwka, H., (1977), a.a.O.

petits-enfants, est en augmentation. En France, "42% des enfants ont encore leurs quatre grands-parents à la naissance; 1% seulement n'a plus de grand-parent à 20 ans; la moitié des individus a encore au moins deux grands-parents. La présence des grands-parents est donc la situation dominante de l'enfance" (Le Bras, 1973).

Ce phénomène est en train de changer sensiblement le panorama familial. Certes, il ne faut pas en exagérer la portée, étant donné le pourcentage élevé des divorces et des séparations qui compensent en partie la disparition des taux élevés de mortalité du passé (bien que les situations complexes des familles de divorcés soient très différentes de celles des veufs et des veuves); néanmoins, son incidence sur le cycle familial et l'organisation et la vie des familles ne peut pas être sous-estimée. La présence des grands-parents, même lorsqu'ils ne cohabitent pas avec les enfants, favorise une plus grande solidarité entre générations au sein des familles,

se traduit par une plus grande intensité d'échanges familiaux et ouvre le champ à des expériences affectives multiples (Pitrou, 1977).

La famille contemporaine qui s'étend sur plusieurs générations se précise donc comme lieu de rencontres entre ascendants et descendants. Ceux-ci ne cohabitent pas nécessairement, mais leur éloignement n'est pas excessif, ce qui permet des échanges importants entre parents, enfants mariés et petits-enfants. L'état familial se resserre et devient plus englobant (Roussel, 1976). Dans le cadre de ces nouveaux types de familles étendues (on parle aussi de famille étendue modifiée ou de famille à plusieurs générations) vont se développer de nouvelles formes de "carrière" familiale (schéma 1).

En plus de l'augmentation des chances de fréquentation de ses propres parents, frères et sœurs et enfants, il convient de prendre aussi en compte la modification des relations avec les collatéraux, déterminée par les mêmes causes.

Cette évolution peut être appréhendée sous une autre optique, en analysant le déroulement du cycle de vie familiale moyen d'une femme dans les sociétés industrielles contemporaines. Les principales étapes de ce cycle s'étalent de la

Tableau 5

SUISSE :
CELIBATAIRES AGES DE 50 ANS (en %)

	Hommes	Femmes
1870	21,2	22,2
1880	18,3	20,2
1888	17,0	19,1
1900	16,0	17,1
1910	15,3	17,9
1920	14,9	17,8
1930	13,3	17,3
1941	12,7	19,8
1950	13,6	19,4
1960	11,6	15,9
1970	9,8	12,9

Source : Bureau fédéral de statistiques

manière suivante (estimations faites sur la base des moyennes des années 1970; on considère que le premier-né est une fille):

Cycle de vie familiale moyen d'une femme

	Age
Age du premier mariage	22
Naissance du premier enfant	23
Naissance du dernier enfant	29
Mariage de la fille	45
Naissance du premier petit-enfant	46
Mariage de la première petite-fille	68
Naissance du premier arrière-petit-enfant	69
Décès	75

Source: H. Hansluwka, 1976

Dans ce calendrier, on peut aisément observer l'imbrication des générations qui s'opère dans les familles modernes. En commentant ces données, le rapport autrichien sur la famille (1979) affirme: "Jamais, (dans le passé) un nombre aussi élevé de générations n'a vécu en même temps comme c'est le cas aujourd'hui. Une mariée peut aujourd'hui non seulement espérer participer au mariage de sa fille, mais aussi au début de la scolarité de son arrière-petite-fille. Cause principale de cet effet: la diminution séculaire de la mortalité; en outre, un rôle plus secondaire est joué par le rétrécissement de la période effective de fécondité aux premières années du mariage et la baisse de l'âge au premier mariage. Le modèle toujours plus dominant de coexistence de plusieurs générations offre des chances accrues de partage d'expériences d'une génération à la suivante; par ailleurs, les tensions entre les générations pourraient s'intensifier" (Rapport autrichien sur la famille, 1979). On se gardera de tirer de cette situation des conséquences concernant la qualité de la vie des familles, les relations entre parents et enfants, l'éducation des enfants ainsi que leur scolarisation. Ce qu'il convient de retenir est la présence continue de la famille et de la parenté tout le long de la vie. Plus la famille s'étale, plus les degrés de parenté se multiplient et coexistent, plus le réseau familial se complique. Sous cet éclairage, il apparaît difficile de parler d'affaiblissement. On peut relire le même phénomène en négatif, en suivant l'évolution de l'orphelinat, en particulier les probabilités de devenir orphelin d'un ou des deux parents. Le récent rapport du gouvernement autrichien sur les familles contient un tableau dans lequel on a calculé théoriquement ces probabilités, en supposant une stabilité dans la répartition des groupes d'âge, sans comptabiliser l'incidence d'événements historiques qui pourraient modifier les équilibres entre générations (tableau 6).

Compte tenu de ces limites, le tableau démontre que des changements ont modifié la coexistence entre générations au sein des familles.

La diminution des risques d'isolement à la suite du décès des parents apparaît

Tableau 6

AUTRICHE :
 POURCENTAGE DE LA POPULATION STATIONNAIRE
 (TABLEAU AUTRICHIEN DE MORTALITE POUR L'ANNEE 1970-1972) *
 PAR GROUPES D'AGES AYANT PERDU :

Age	Aucun parent	Un seul parent	Les deux parents
10 ans	96,3	3,7	0
20 ans	88,4	11,7	0
30 ans	70,1	27,0	2,9
40 ans	41,5	43,9	14,5
50 ans	12,8	42,5	44,7
60 ans	1,4	16,8	81,8

Source : Rapport autrichien sur la famille, 1979

(*) Calcul de probabilité sur la base de données autrichiennes relatives aux parents et aux enfants de sexe féminin. Ce modèle est certainement applicable aux autres pays industrialisés de l'OCDE.

Tableau 7

FRANCE :
 AGE MOYEN DES INDIVIDUS AU DECES DE LEUR PERE
 ET DE LEUR MERE

	XVIIIe siècle	1970
Père	28,1	39,1
Mère	34,5	49,8

Source : Le Bras, H., 1973.

aussi dans les statistiques démographiques françaises qui permettent des observations sur une longue période (tableau 7). Par comparaison avec le XVIII^e siècle, il apparaît que le moment du décès du premier parent a été repoussé de plus de dix ans. Le changement devient sensible au XX^e siècle. Il y a quatre-vingt ans, le nombre des familles incomplètes était très élevé. "Aux environs de 1900, pour quinze familles où le père et la mère étaient en vie, il y avait six familles incomplètes (dans quatre d'entre elles, le père était mort, et dans les deux autres, la mère). 54 % seulement des mariages duraient plus de quinze ans; 15,6 % étaient abrégés par un décès survenant dans les quatre ans, 29,7 % entre cinq et quatorze ans, et 31,3 % seulement duraient au-delà de vingt-cinq ans. 45 % des enfants étaient orphelins à l'adolescence et un nombre appréciable dès l'enfance (statistique des familles 1906 et 1936). La Première Guerre Mondiale perpétua cette situation: en 1931, il y avait plus de 646 000 familles dont le père était mort à la guerre" (Zeldin, 1978).

Force est de reconnaître que, malgré le nombre élevé des divorces, le tableau familial contemporain n'est pas comparable à celui du début du siècle: les enfants perdent leurs parents beaucoup plus tard, ils peuvent compter sur eux ou doivent compter avec eux même lorsqu'ils sont devenus adultes, les risques de se trouver tôt sans parents sont faibles, le démantèlement de la famille d'origine est lent, ce qui permet un plus grand chevauchement des générations à l'intérieur des familles et la diversification des types de ménages. C'est par rapport à ces données qu'il faudrait évaluer le choix et l'interprétation des indicateurs sur lesquels se fondent les analyses alarmistes sur l'avenir de la famille.

3. LES ENFANTS AU SEIN DE LA FAMILLE

Après avoir observé que le nombre des familles est en augmentation, que la durée de leur existence s'est prolongée, que lorsqu'une famille se défait, par divorce ou veuvage, une autre se reconstitue aussitôt, on peut se demander si le rôle de la famille n'est pas en train de se renforcer plutôt que de s'affaiblir à travers les changements affectant les modes d'organisation et les formes de vie familiale. On objecte que si les parents (ou un parent) naturels disparaissent, il n'y aurait plus de famille: *stricto sensu*, il n'y a pas une autre famille possible. Mais la famille ne peut pas être réduite à sa dimension biologique, elle n'est pas une institution uniquement naturelle. Elle est, en effet, essentiellement un phénomène culturel et anthropologique. Dès lors, il ne suffit pas d'appréhender les variations des structures des liens familiaux; il importe aussi de prendre en compte l'articulation des fonctions familiales indépendamment de l'état des normes constitutives des familles. Certes, comme on le dit dans les analyses classiques, la famille a perdu tout au long de la période allant de la révolution industrielle à nos jours, une partie de ses fonctions. Cependant, en même temps, elle en a vu d'autres sensiblement renforcées comme la fonction affective, éducative, récréative et peut-être protectrice (Ariès, 1973).

On peut parler à ce propos d'un mouvement de centrage de la vie personnelle sur la vie familiale, par la mise en place de toute une série de barrières autour des

Tableau 8

POURCENTAGE D'ENFANTS VIVANT DANS DES MENAGES AVEC LES DEUX PARENTS

Allemagne (1970)	88 % des enfants de moins de 15 ans
Angleterre (1971)	90 % des enfants à charge (enfants de moins de 15 ans) vivent dans des ménages d'une famille
Autriche (1971)	92 % des enfants de moins de 15 ans
Belgique	89,2 % des enfants (limite d'âge non indiquée)
Etats-Unis (1975)	89 % des enfants de moins de 3 ans 86 % des enfants de moins de 6 ans 84 % des enfants de moins de 18 ans Pour les seules familles noires : 64 % des enfants de moins de 3 ans 61 % des enfants de moins de 6 ans 57 % des enfants de moins de 18 ans
Finlande (1970)	94 % des enfants de moins de 7 ans 86 % du nombre total des enfants (limite d'âge non indiquée)
Italie (1971)	85 % des enfants vivent dans un ménage réduit à un noyau familial
Luxembourg (1970)	96,5 % des enfants de moins de 5 ans se trouvent dans des familles complètes
Norvège (1970)	88,5 % des enfants de moins de 16 ans vivent dans des cellules familiales
Suisse (1970)	85 % des enfants de moins de 7 ans vivent dans des familles nucléaires

Source : OCDE, l'enfance en jeu, 1982.

membres de la famille. Il y a eu une fixation des femmes au sein des familles (Mozère, 1978), comme il y en a eu une des enfants et des jeunes (Ariès, 1973).

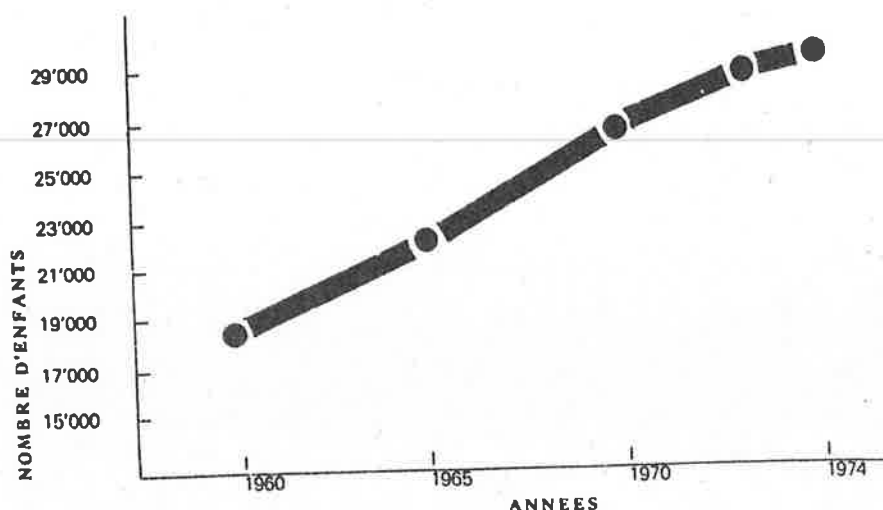
La famille est devenue ainsi une communauté fermée de parents et d'enfants, ce qu'elle n'était pas aux XVII^e—XVIII^e siècles. Durant cette période, en effet, la famille était beaucoup plus ouverte sur l'environnement, les frontières entre le monde domestique et l'entourage moins rigides et mal définies, facilitant les entrées et les sorties du milieu familial ainsi que les passages d'un groupe familial à un autre. Le XIX^e et le XX^e siècles sont le grand moment de la "familialisation" de la vie sociale. On naît toujours plus facilement dans une famille, on y grandit, on y reste longtemps, beaucoup plus qu'autrefois, surtout les enfants et les jeunes qui sont de plus en plus fixés dans le cadre familial à la suite de l'introduction et de l'extension de l'obligation scolaire. L'enfance et l'adolescence non seulement se prolongent, mais se déroulent aussi presque uniquement en famille. D'ailleurs, on retrouve le même phénomène déjà observé auparavant: il est difficile de rester sans famille; lorsqu'on en perd une, on finit par en retrouver une autre assez rapidement.

La situation des enfants apparaît dans le tableau 8. On y constate que dans leur grande majorité, ceux de moins de 16 ans vivent avec leurs parents. Néanmoins, il faut relever l'aspect partiel de l'information parce qu'elle n'est que le reflet d'une situation statique à un moment donné. Il ne renseigne pas sur l'histoire des enfants et les expériences familiales réellement vécues par eux. Il est vraisemblable qu'un certain nombre d'entre eux ont été placés dans des internats, que d'autres ont été transférés dans une autre famille au moment du divorce des parents, que d'autres encore ont vécu longtemps avec un seul parent. Si les pourcentages devaient refléter la proportion des enfants passant toute leur enfance avec le même couple de parents (naturels ou pas), ils seraient certainement inférieurs.

La familialisation de l'enfance et de l'adolescence a aussi comme conséquence le renfermement de l'enfance dans un monde infantile, la mise à l'écart des jeunes et des enfants dans un milieu et un espace protégé qui leur sont destinés. L'enfance est isolée à l'intérieur des familles comme elle l'est à l'extérieur dans des institutions spécialisées. De ce point de vue, le phénomène contradictoire des enfants abandonnés ou séparés de leurs familles révèle en négatif la force du familialisme. Plus le familialisme se répand, plus fortes sont les pressions allant dans le sens d'une fixation des enfants aux familles, plus grand devient le nombre des enfants placés dans des institutions spécialisées de garde ou d'éducation. Cette observation laisse suggérer que le familialisme, en proposant un modèle de vie familiale qu'un certain nombre de parents ne peuvent pas adopter, est une des causes de ce mouvement, car il induit soit l'abandon des enfants, soit l'intervention des services publics d'assistance qui retirent les enfants aux familles dont le fonctionnement et/ou la structure ne sont pas conformes aux conventions plus ou moins officielles. Par conséquent, le nombre d'enfants placés dans des institutions reste élevé, quoique inférieur à celui d'antan.

Aux Etats-Unis, 250 000 à 300 000 enfants vivent dans des institutions publiques ou privées spécialisées dans l'accueil d'enfants retardés, d'enfants psychologiques ou affectivement perturbés, d'handicapés physiques, d'enfants abandonnés ou négligés, d'enfants malades mentaux (Toward a National Policy for Children and Families, 1976). Les services d'enfants des hôpitaux psychiatriques et les centres

Figure 2
Nombre d'enfants placés dans des établissements ou des familles,
New York City, 1960-1974



(*) Pour le mois de décembre de l'année correspondante

SOURCE: N. Y. C. Dept. of Social Services, Bureau of Child Welfare.

résidentiels de traitement ont vu leur population augmenter (Castel, 1979). 4,9% des enfants de moins de 18 ans se trouvaient en 1973 dans cette situation.

Les données relatives à la ville de New York confirment cette tendance (figure 2). En décembre 1974, on calculait que 28 600 enfants de New York étaient placés en dehors de leurs familles dans des centres d'accueil ou dans des institutions (State of the Child: New York City, 1976). 54,6 % de ces enfants étaient illégitimes, 7,2 % des orphelins, 22,6 % avaient des parents divorcés ou séparés ou disparus, 3,5 % étaient sans nom.

En Belgique, selon des données du recensement de 1970, 6 485 enfants de 0 à 14 ans vivaient dans des institutions (2,8% de l'ensemble des enfants de moins de 14 ans). En Norvège, la proportion des enfants en dehors des ménages privés était de 2 % (en 1970, 1 144 enfants étaient placés dans des homes d'enfants). En Allemagne, il y avait en 1973 à peu près 51 300 enfants de moins de 6 ans qui étaient totalement accueillis dans des institutions.

En France (Ameline et Verdier, 1977), en 1975, le nombre des pupilles de l'Etat (c'est-à-dire des enfants qui n'ont pas ou n'ont plus de famille et qui sont confiés entièrement au service public de l'Aide sociale à l'enfance) était de 26 700 (150 000 en 1911, 104 000 en 1946). Mais, si le nombre de ces enfants totalement abandonnés a considérablement diminué, le nombre des effectifs d'autres catégories de mineurs soustraits à leurs familles et pris en charge par le Service de l'Aide sociale à l'enfance pour des périodes plus ou moins longues a augmenté. Ainsi, le nombre des mineurs "en garde", c'est-à-dire des enfants confiés au service public par décision

Tableau 9

NEW YORK:
RAISONS DU PLACEMENT DES ENFANTS (N = 26'989)

Raisons concernant les parents :	Nombre	% *
Décès	1 539	5,7
Handicapés mentaux	1 159	4,3
Maladies physiques	1 329	4,9
Alcoolisme	2 025	7,5
Toxicomanie	2 288	8,5
Arrêtés	410	1,5
Condamnés à des peines de prison	438	1,6
Autres formes d'internement	635	2,4
Renoncement au droit parental	858	3,2
Intention de renoncer au droit parental	842	3,1
Enfants abandonnés	3 134	11,6
Enfants maltraités	1 244	4,6
Enfants mal soignés	3 812	14,1
Parents dépassés	7 472	27,7
Parents dépassés: seule raison donnée	2 304	8,5
Logement insuffisant	1 982	7,3
Insuffisance des moyens	1 216	4,5
Maladies mentales	3 122	11,6
Problèmes familiaux graves	1 352	5,0
Conflits entre parents	2 310	8,6
Conflits entre frères et sœurs	472	1,7
Conflits entre parents et enfants	2 797	10,4
Raisons concernant les enfants :		
Enfants abandonnés	298	1,1
Comportement scolaire	3 172	11,8
Comportement à la maison	3 606	13,4
Comportement dans la cité	1 383	5,1
Problèmes physiques	498	1,8
Problèmes mentaux	1 178	4,4
Grossesse hors mariage	426	1,6
Autres	1 098	4,1
Inconnues	141	0,5
Pas de problèmes	51	0,2
Problèmes non signalés	655	2,4

(*) le total du % est supérieur à 100 parce que plusieurs raisons peuvent justifier le placement.

Source: Child Welfare Information Services, Inc., System Level Reports, 31 mai 1975.

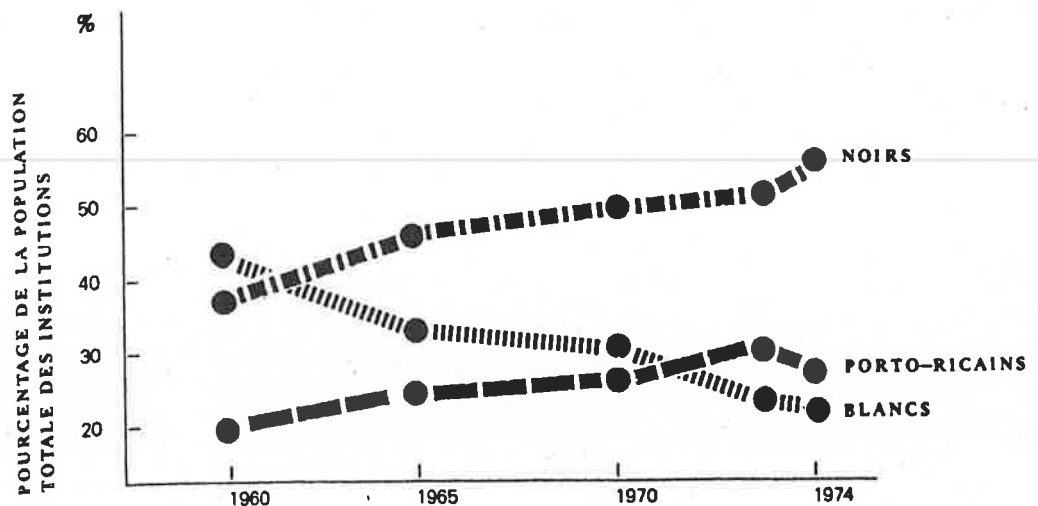
judiciaire et placés dans une famille autre ou dans un établissement privé, était de 1 800 en 1911, 10 000 en 1946, 134 000 en 1975. Le nombre des "enfants recueillis temporairement", c'est-à-dire des enfants "placés" à la demande des parents pour une raison matérielle (maladie des parents . . .) ou avec leur accord sur proposition du service de prévention (difficultés éducatives) était de 3 500 en 1911, 20 000 en 1946, 69 000 en 1975. Au total, en 1977, en France, 215 000 enfants étaient placés hors de leurs familles (Bianco et Lamy, 1979). Globalement, l'aide sociale à l'enfance a coûté dans la même année 7 milliards de francs à l'Etat.

On peut interpréter ces données de plusieurs façons. On se limitera ici à relever que le nombre d'enfants sans famille, abandonnés par les parents, qui passent une partie de leur enfance ou toute leur enfance dans les institutions d'assistance ou de garde est important. Malgré les efforts accomplis ces derniers temps pour faciliter l'adoption (une convention européenne a été adoptée en 1967) ou pour encourager le placement familial, il y a toute une population infantile qui vit en dehors du circuit familial.

De ces exclus des familles, presque personne ne parle. Ces enfants de l'Etat ou des sociétés de charité n'ont d'existence que pour les professionnels (psychologues, psychothérapeutes, éducateurs, assistants sociaux, juges, conseillers familiaux, médecins, etc.) qui s'en occupent. Leur présence dérange l'ordre familial et leur marginalisation, leur existence cachée sont un indice supplémentaire du triomphe de l'idéologie familiale dans les sociétés contemporaines.

Une étude plus détaillée des raisons d'abandon ou de placements confirme l'impression que bon nombre de ces cas proviennent de familles irrégulières, sont des exclus du fait de leur appartenance à des familles qui ne sont pas centrées sur les enfants, qui ne se conforment pas au modèle dominant de famille, qui tolèrent mal ou qui refusent la pression normative de l'idéologie familialiste. Il est très significatif de ce point de vue qu'aux Etats-Unis, seulement 57 % des enfants noirs de moins de 18 ans vivent avec les deux parents, tandis que le chiffre correspondant pour les enfants blancs est de 84 %. A New York, entre 1960 et 1974, le nombre des enfants noirs qui étaient placés dans des institutions a augmenté régulièrement, tandis que le nombre des enfants blancs n'a fait que baisser. En 1960, dans les institutions de la ville, il y avait plus d'enfants blancs que de noirs. A la fin 1974, les Blancs n'étaient que 20 % tandis que les Noirs dépassaient 50 % (figure 3). Le tableau sur les causes de placement est encore plus éloquent. Les enfants vraiment abandonnés ne sont que 11,6 %, tandis que les enfants placés à cause de leur comportement scolaire sont déjà 11,8 %, ceux à la suite de conflits avec les parents sont de 10,4 % et ceux gardés à la suite d'une incapacité des parents à s'occuper des enfants (*unable to cope*) représentent 27,7 % (tableau 9).

Figure 3
Enfants placés dans des établissements ou des familles par groupes ethniques,
New York City, 1960-1974



(*) Relevé à la fin du mois de décembre

SOURCE: N. Y. C. Dept. of Social Services, Bureau of Child Welfare.

4. CONCLUSION

L'évolution du célibat, de la nuptialité, de la mortalité et des pratiques de garde et d'éducation des enfants renforcent la présence et le rôle de la famille dans les sociétés post-industrielles. Si l'on tient compte de l'évolution des cycles de vie des familles, on ne peut pas éviter de reconnaître qu'il y a une présence constante de la famille dans l'existence des individus. Depuis la naissance jusqu'à la mort se tisse une trame familiale étendue dont la structure et les fonctions sont bien différentes de celles existant sous l'ancien régime démographique. Cette famille qui ne disparaît pas a une caractéristique dominante : elle est polarisée sur l'enfance car elle garde les enfants au sein des ménages bien plus longtemps qu'autrefois. Ce centrage de la famille sur l'enfance engendre toute une série de conséquences qui n'ont pas été explorées ici. L'importance prise par l'enfance est associée entre autre à l'apparition de deux phénomènes, mentionnés brièvement dans le texte, qui méritent d'être repris dans cette conclusion : le familiarisme et l'investissement affectif et éducatif accru sur les enfants.

Dans un sens restreint, le familiarisme peut être considéré comme un mouvement d'opinion caractérisé par la croyance qu'il n'y a pas de salut pour l'enfance hors de la famille, celle-ci (généralement un couple plus des enfants) étant considérée comme l'institution la meilleure possible pour l'éducation des enfants. Cette conviction s'accompagne de la recherche d'un modèle familial, induit des modes d'organisation familiale (qui peuvent être aussi bien d'ordre sociologique que psychologique ou psychoanalytique) qui assurent le bon fonctionnement d'une famille, l'expression "bon fonctionnement" indiquant surtout la nature des re-

lations entre les membres du couple à la tête de la famille et entre l'enfant et sa famille. La démarche successive consiste à appliquer le modèle dans des programmes éducatifs: en effet, une fois identifiées les composantes du modèle, rien n'empêchera la mise en oeuvre de projets éducatifs à l'intention des parents et des familles qui divergent du modèle. Le succès actuel de l'éducation des parents est un reflet de cette tendance (Schlossmann, 1976).

Le corollaire du familiarisme est la normalisation de l'enfance entraînée par l'investissement affectif dont l'enfance est l'objet. Il faut que l'enfant réussisse à se conformer au modèle d'enfant compatible avec le modèle de famille. L'enfant doit apprendre à être enfant et il faut corriger et aider les enfants qui ne réussissent pas dans "le métier d'enfant" (Chamboredon et Prévot, 1973). Tout un appareil diversifié et complexe pour le dépistage, les interventions précoces de nature éducative, les corrections et le soutien se met en place pour compléter ou compenser l'action de la famille en tant qu'institution éducative. Dans cette optique, l'enjeu ne semble donc pas être celui de la disparition ou du maintien de la famille, mais plutôt celui de l'autonomie de la famille et donc de sa signification fonctionnelle par rapport à l'Etat et à la société.

REFERENCES BIBLIOGRAPHIQUES

- ALDOUS, J. & HILL, R. (1967), "International Bibliography of Research in Marriage and the Family, 1900-1964" (University of Minnesota Press, Minneapolis).
- MELINE, C. & VERDIER, P. (1977), L'Aide Sociale à l'Enfance, *Rev. fr. Aff. Soc.*, 1 (1977).
- ARIES, PH. (1973), "L'enfant et la vie familiale sous l'Ancien Régime" (Seuil, Paris).
- BIANCO, J. C. & LAMY, P. (1979), Etude R.C.B. sur l'Aide Sociale à l'Enfance. Rapport et annexes. *Ministère de la Santé et de la Sécurité Sociale, Paris* (1979) (Polycopié).
- CASTEL, F.; CASTEL, R. & LOVELL, A. (1979), "La Société psychiatrique avancée. Le modèle américain" (Grasset, Paris).
- CHAMBOREDON, J. C. & PREVOT, J. (1973), Le "métier d'enfant". Définition sociale de la prime enfance et fonctions différentielles de l'école maternelle, *Rev. fr. sociol.*, 3 (1973).
- DECOUST, M. & NAMIAND, A. (1980), ... Ce dur désir de durer, *Autrement*, 24 (avril 1980).
- HANSLUWKA, H. (1976), Mortality and the Life Cycle of the Family. Some Implications of Recent Research, *Worlds Health Stat. Rep.*, 29 (1976).
- LE BRAS, H. (1973), Parents, grands-parents, bisaïeux, *Population*, 1 (1973).
- LE BRAS, H. (1979), L'enfant et la famille dans les pays de l'OCDE. Analyse démographique, *OCDE/CERI, Paris*.
- LE BRAS, H. & TODD, E. (1981), "L'invention de la France", Atlas anthropologique et politique (Le Livre de Poche, Paris).
- MOZERE, L. (1978), "Analyse des expériences d'ouverture et de décroisement dans le secteur de l'enfance". Expérimentation d'un réseau d'accueil de l'enfance. (CERFI, Paris).
- OESTERREICHER BUNDESKANZLERAMT, (1979), Struktur und Bedeutungswandel der Familie: Familie und Freizeit, Bericht über die Situation der Familie in Oesterreich, *Familienbericht*, 1 (1979).
- PITROU, A. (1977), Le soutien familial dans la société urbaine, *Rev. fr. sociol.*, 18/1 (1977).
- POULOT, D. (1980), "Le sublime ou le travailleur comme il est en 1870, et ce qu'il peut être" (Maspéro, Paris).
- ROUSSEL, L. (1976), "La famille après le mariage des enfants. Etude des relations entre générations" (PUF, Paris).
- SCHLOSSMANN, S. L. (1976), Before Home Start. Notes Toward a History of Parent Education in America, 1897-1929, *Harvard Educ. Rev.*, 46 (1976).
- SHORTER, E. (1975), "The Making of the Modern Family" (Basic Books, New York).
- SIGAL, H. & LASH, T.W. (1976), "State of the Child: New York City" (Foundation for Child Development, New York) (1976).
- THE NATIONAL RESEARCH COUNCIL (1976), "Toward a National Policy for Children and Families" (National Academy of Sciences, Washington D.C.)
- WESTOFF, CH.F. (1978), Marriage and Fertility in the Developed Countries, *Scientific American*, 239/6 (1978).
- ZELDIN, TH. (1978), Ambitions et Amour, ch. 12: Les enfants, *Histoires des passions françaises* Tome 1 (ed. Encre et Recherches, Paris)
- ZELDIN, TH. (1980), Us et coutumes vus par un voisin anglais, *Autrement*, 24, (avril 1980).

MANAGEMENT OF CONFLICTS BY COUPLES :
A qualitative study of momentarily observed interaction modes
and organization of familial activities.

Kaj Noschis

Département d'Architecture
Ecole Polytechnique Fédérale
12, Av. Eglise Anglaise, 1006 Lausanne

SUMMARY

Management of conflicts by couples — in cases of problem solving and decision making — has been the object of intensive studies.

In this paper an analysis of familial activities, obtained from interviews, is combined with the analysis of a non-artificially induced interaction of decision-making. The process that was observed concerned a problem that was highly relevant for a small sample of couples. They were observed while they simulated their future apartment at full-scale; the partners had to reach an agreement about a floor-plan that would then be used by architects to develop construction documents. The analysis suggests that momentarily observed interaction modes of couples, when related with categories of organization of familial activities, develop along lines sustained by specific domestic roles.

ZUSAMMENFASSUNG

Eine Vielzahl von Studien hat sich mit Ehekonflikten und ihrer Lösung befasst. In diesem Artikel wird eine auf Interviews sich stützende Analyse von Familientätigkeiten in Beziehung gebracht mit der Analyse von Entscheidungsprozessen, die nicht künstlich induziert wurden.

Der Entscheidungsprozess betrifft ein Problem, das für ein kleines Sample von Paaren von grosser Tragweite war. Ihre Beobachtung fand statt während der Simulation ihrer zukünftigen Wohnung, wobei die wirklichen Entscheidungen über Einteilung und Ausgestaltung getroffen wurden. Die Analyse zeigt, dass sich die momentanen Interaktionsmodi zwischen Partnern — die mit den Organisationskategorien von Familientätigkeiten konfrontiert sind — entsprechend dem Schema ihrer spezifischen domestikalen Rolle entwickeln.

RESUME

Les études sur les conflits conjugaux et leur résolution abondent. Dans cet article, une analyse d'activités familiales, définies sur la base d'interviews, est conjointe à une analyse d'un processus non artificiellement induit de prise de décision.

Le processus qui a été observé concerne un problème qui, pour un petit échantillon de couples, revêtait une grande importance. Ils ont été observés pendant la simulation de leur futur appartement, celle-ci allant réellement déterminer l'agencement de leur logement. L'analyse suggère que des modes d'interaction momentanés de partenaires lorsque ceux-ci sont mis en relation avec des catégories d'organisation d'activités familiales, se développent selon le schéma de leur rôle domestique spécifique.

1. MANAGEMENT OF CONFLICTS BY COUPLES

Management of conflicts ¹ by couples has been the object of intensive research (e.g. Bach and Wyde; 1969, Raush *et al.*; 1974, Sprey, 1974).

Sprey (1969, 1979) relates family cooperation to conflict management and defines it borrowing Horowitz' (1967, 278) terminology as a process concerning "the settlement of problems in terms which make possible the continuation of differences and even fundamental disagreements". Thus Sprey suggests that family harmony ought to be considered as problematic rather than a normal state of affairs.

A conflict framework does not focus on the properties of differences *per se* but on the ability of the family members to deal with them. As an important consequence conflict management becomes tied to specific situations: "all possible areas of difference or agreement thus become properties of a situation to be contrasted, and are theoretically relevant only to the extent that they influence the process of cooperation" (Sprey, 1969, 704).

An example of a study that shows, in spite of familial disharmony and disorganization, how family stability is still maintained is the well-known account of Lewis (1967) on the life of a Puerto-Rican community; this study deserves mention here because it is a "clinical" and "participant" investigation in contrast with most family research which resorts to census or questionnaire data or, alternatively, to simulated conflicts under experimental control.

In studies using the questionnaire approach (e.g. Cutler and Dyer, 1965; Navaran, 1967; Petersen, 1968) couples are asked to rate their usual initial reaction to behaviour that contradicts with their expectations and then to imagine the partner's response. Whereas an advantage of this approach is to be concerned with the couples' own perceptions of occurring behaviour, an evident limitation is the assumption that the behaviours described in the questionnaire as well as the subsequent responses correspond to a frame of reference that the sample population shares.

"Pleasant discussion" will be one objective category for the analysis but as it is content-bound it may cover very different behaviours of respondents. This becomes particularly disturbing when reported behavioural styles are correlated with situational or individual difference variables. Another limitation of the approach is that respondents must resort to a recalling of past experiences of conflict management which are subject to variable distortions. The above themes are further discussed by Glick and Gross (1975).

In studies of conflict management using the observational approach in a laboratory setting, this latter shortcoming is overcome, but the researcher is confronted with other major problems; for instance, the *choice* of an adequate interaction stimulus and the *measurement* of the occurring interaction.

1 The term refers to the family as "a system of conflict management". In the literature that is discussed in this paragraph we include under the heading "conflict management" work of authors concerned with decision making and problem solving related to marital communication. Thus, we sympathize with the "conflict framework" advocated by Sprey (1969).

Diverse studies support the use of only short sequences of observed interaction as data sources; for example, Huntington (1958) notes that the same sequences of interaction occur over and over again between partners, whereas Watzlawick *et al.* (1967) suggest that there is an "obligation" within the family conceived as a system of communication — as well as within other stable communication structures — to repeat over and over again the same sequences of verbal exchange.

However the procedures used to elicit behaviours may still artificially constrain responses or alter the partners' predispositions. If, for instance, the aim is to reach an agreement or to solve a problem, a very important aspect of reciprocal involvement is the extent to which the couple perceives the stake of the discussion. Here it should be noted that most observational studies of interaction have taken place in the psychiatric settings involving people considered as mentally ill (e.g. Bateson *et al.*, 1956, 1963; Haley, 1964).

Acknowledging this work — where a clinical diagnosis is the essential aim — several authors have investigated marital communication in the everyday life of couples using "clinical" interactional stimuli such as TAT or Rorschach cards (e.g. Huntington, 1958; Winter and Ferreira, 1967). However, whereas in the case of psychiatric diagnosis the stake is perceived as important by all the persons in presence, it is not evident that in an *ad hoc* included conflict partners will both perceive it as such and thus express their own way of coping with a conflictual situation. Such problems are also inherent in the use of other interactional stimuli that have been devised including questionnaires that are discussed between the partners (Stroodtbeck, 1951; Olson and Ryder, 1970; Weiss *et al.* 1973) or structured games (Straus, 1968; Murphy and Mendelson, 1973; Kolb and Straus, 1974).

Rausch *et al.* (1974) used a "naturalistic" laboratory setting — for instance a living-room with a TV set — and had partners to simulate a debate about the choice of a television program when their preferences were not corresponding. In all these cases it is apparent that the subjects' own perception of the global situation and "living into it" becomes central.

This is particularly the case as the conflict is to develop along implicitly predetermined lines, yet the partners' implication cannot be assessed except for doubtful evidence provided by answers to a direct question on the matter or by the researchers' evaluation.

As to the method of rating observed interaction predetermined scales are commonly used (e.g. elaborations on Bales, 1950; Terrill and Terrill, 1965; Murphy and Mendelson, 1973). Judges are initially trained to evaluate, then rate, and the interrater correlation will be assessed. The more detailed the analysis, the less assurances these ratings provide. Furthermore, the more difficult the rating is to assess the more distant it will be from categories that the users would actually consider as relevant. This point should be kept in mind if research on marital communication is specifically aimed at testing a conflict framework. In this respect, an obvious alternative is to limit the rating categories, although this would also — in all of the above reported studies — limit considerably their heuristic value.

In spite of the above mentioned limitations, quantitative research on marital communication and specifically conflict management continues much along the same lines. No alternative seems available. Glick and Gross (1975, 511) sum up their review article on this topic with the following proposition: "It is suggested that future research utilize an approach which permits couples to discuss conflict issues which are personally relevant and which require minimal guidance from the experimenter as to how the conflict should be handled." This suggestion could be followed at least by qualitative research.

The evidence that will be discussed in this paper is of a qualitative kind where couples debate issues that are personally of much relevance for them. They relate to partners' conflicts about the lay-out of their future dwelling. Furthermore, the experimenter acts only as an observer with no direct interference in the conflict itself. The couples decide by themselves about the dwelling plan by modifying, adding or moving away the walls in a full-scale space simulator. The architect records the resulting lay-out and this is intended as the plan to be built in reality. Thus, partners are left to themselves and no interaction with them is intentionally sought by the experimenter. Such a context avoids the above-mentioned methodological limitations in a study of conflict management, because the research is based on observational data, conflictual issues are highly relevant for the subjects, and the rating procedure is simply reduced to a commentary on excerpts from the observed dialogues.

Nonetheless, the present study although very limited, raises other methodological and contextual problems that will be discussed in a later section of the paper.

2. AIM OF PRESENT STUDY

Independently of methodological limitations of existing studies, one theoretical problem related to research on conflict management by couples warrants further attention here. In fact, how is conflict management to be related to more general characteristics of a couple's domestic life² such as their organization of familial activities?

In this study, the above question will be addressed from a specific point of view. Given that observational data provide us with a possibility of describing a couple as it actually interacts, it seems important to understand how such a description is to be articulated with respect to more comprehensive data about the same couple; in other terms, how is conflict management related to a family's current domestic life. This question begs an answer if we are to assess more closely how family stability is related to conflict management.

- 2 We limit the study to domestic life issues as the conflict management of couples was related to this topic (the lay-out of their future apartment). Problems inherent to this choice are discussed in the last section of the paper.

3. SAMPLE AND METHODOLOGY

The study is a qualitative analysis of data obtained from a population that independently from this research, is taking part in a housing project.

The cases to be discussed are from an overall sample of fifteen couples. In a medium density residential development each family has planned its own dwelling unit.

The architects responsible for this project discuss a tentative plan with the future residents. The strength of the suggestions made by the architects during the ensuing meetings depend on the ideas of the future dwellers. The same can be said about the time spent on elaborating the plan. Thus, the resulting plan is the outcome of a joint effort between the residents and designers, although it still remains a rather abstract product for the families. The architects propose to the families the possibility of "testing" their future dwelling at full-scale in a simulator. This will add little cost for the family, but it will demand from the participants a continual presence in the simulator during three days. The families who accepted this possibility allocated their time to simulate their future dwelling in order to "really see what it would look like". They were free to modify their plan in order to make it fit their preferences according to their emerging view points. The families who decided to use the simulator were usually doubtful about some aspects of their future house. They knew that their future dwelling would be built according to the plan that resulted from their effort in the simulator: hence the time spent was extremely important in order to find the best possible solution. Thus eventual problems were really at stake and so were the conflicts between the partners.

During the simulation process an architect was always present to answer questions by the residents, as well as eventually propose solutions when residents asked for advice. Usually some friends or relatives of the residents were also present and expressed their opinions. The use of the simulator was a rather complex event where talks took place continuously while simulating, while resting, while eating: often a problem would find a solution after multiple deliberations.

During these three days the task for the researcher was to make notes and record all observable events related to the interaction between the partners of a couple. The data were then processed and the couples were classified according to their apparent mode of interaction, in terms of positions respectively occupied by the partners.

Independently of this analysis — interviews — using an open-ended questionnaire — were conducted in the families' homes. Informal interview data were also collected during the simulation itself, especially at the time of breaks. Each partner was interviewed about his or her individual past and the couple was jointly asked about their residential history. Interview data about daily activities that could be identified on this basis were then compared between couples and families were subdivided into three main categories.

The two sets of data were then compared. In this respect we will limit ourselves to an illustration of the study and a brief discussion of its primary implication. Yet, the presentation will be lengthy. This is a critique often leveled at qualitative studies (e.g. Becker, 1964), that we must accept.

4. THREE FAMILIES AND THE ORGANIZATION OF FAMILIAL ACTIVITIES

The three couples discussed in this paper are representative of *three categories of organization of familial activities*. These three descriptive categories are borrowed from Bott's (1955, 1957, 1971) study on conjugal roles and social networks. In an appendix to her study Bott discusses how she developed her typology of organization of familial activities into *joint*, *complementary* and *independent*. These grew from the analysis of the extensive interview data Bott gathered from a sample of twenty families. After several attempts, she retained the word *joint* for a large category cutting across previously established ones:

"Certain types of organization were usually found in close association, and the couples themselves seemed to think of them as a single type of behaviour. All activities carried out by husband and wife in each other's presence were felt to be similar in kind regardless of whether the activities were complementary (. .), independent (. .), or shared (. .). It was not even necessary that husband and wife should actually be together. As long as they were both at home it was felt that their activities partook of some special, shared, family quality" (Bott, 1971, 240). As pointed out by Bott this classification is not merely based on the form of the activity but also considers what the couple thinks and feels about it.

The other categories are *complementary* organization where "the activities of husband and wife are different and separate but fitted to form a whole" (Bott, 1971, 53) and *independent* organization where "activities are carried out separately by husband and wife without reference to each other, in so far as this is possible" (*id.*, 53).

Thus, ascertaining in what particular category one family can be classed is a matter of general evaluation by the researcher and no strict criteria can be given for his procedure. However, necessary prerequisites might be defined as:

- a thorough knowledge of the family's domestic activities.

In our case this consisted of interviews with both partners.

Interviews in the families' homes were focused on the families' residential history, which is the major theme of the larger research project (of which this study is but one part). These data provide substantial evidence for assessing the daily life course of each couple. Supplementary and standardized questionnaire data explored the same themes.

- the researcher's capacity to feel the dynamics of a couple.

The researchers had the opportunity to meet all respondents in their current dwelling, on the site of the future dwelling, and during the three-day simulation in the laboratory. Opinions about the organization of family activities grounded on this personal contact were confronted with interview and questionnaire data.

Although, as Bott (1971, 53) stresses, the three categories are only points along a continuum and that all three types of organization are found in all families

the relative amount of each type varies from one family to another, and thus it is possible to situate the couples in general terms with respect to them ³.

It should also be noted that the dominant pattern might be assumed to be rather slow and thus irrelevant for our purpose. The three families chosen to illustrate this paper will now be situated with respect to the above categories. The three families are of the same age-group, socio-culturally comparable, from the same area with the husbands leading independent activities responsible for smaller business activities initiated by themselves. The project is a means for them to acquire privately owned homes. Mr. Apple is away from the home all day and leaves the household and two children to his wife. The organization of familial activities can here be considered predominantly complementary. In fact Mr. and Mrs. Apple believe in a clear-out division of labour between them, where the husband only exceptionally does any of the housework. Although children were considered the responsibility of both partners, he would only participate in playing with them occasionally. Yet, the husband feels responsible for entertaining guests, he "offers" his wife a nice home-environment, and he desired to spend his professional life in the immediate proximity of his family (this was given as an important reason for changing house). He makes most decisions concerning their common life, but she decides alone about cooking, is responsible for the children and for keeping the "house very clean".

Mr. and Mrs. Cherry both work full-time outside the home. Mrs. Cherry takes care of the household alone, Mr. Cherry helps with repairing technical matters. Mrs. Cherry does not enjoy cooking, so the couple often eats outside the home. They have no children. This couple might be classified as predominantly independent since "activities are carried out separately by husband and wife without reference to each other, in so far as this is possible". (Bott, 1971, 53). Currently, Mr. and Mrs. Cherry spend time together only for specific leisure purposes (sports, being with friends) although they share the same apartment, on which neither of them is keen although it is admittedly practical. Their professional interests are distant, and even at home Mr. Cherry will continue working at his desk. Important decisions are made together: in the case of the housing project, the decision to buy a new home was taken quickly ("we are like that, we decide very suddenly").

Mr. Berry is away all day and Mrs. Berry is in charge of the household and the two children. Moreover, she takes care of some of her husband's book-keeping. He shares the domestic tasks when he is at home. This couple might be considered as having a joint organization of familial activities where these are carried out by either partner. In fact, although the division of domestic tasks is quite clear, the couple has the feeling of sharing most of them. Admittedly Mr. Berry's professional life invades the home also but Mrs. Berry has become actively engaged in

³ Bolt (1957, 1971) actually makes use of only a twofold division of organization of familial activities: on the one hand, complementary and independent types of organization associated with a segregated conjugal role-relationship and, on the other hand, a predominantly joint organization associated with a joint conjugal role-relationship.

it and feels it as her "job". On the weekends they manage to exclude the "professional world" completely and enjoy family life and friends. Both are particularly keen on all sorts of indoor leisure activities.

As stressed by Bott this classification — here inferred from in-depth interviews — is concerned with the pre-dominant organization type of a family and does not exclude the presence of the other types at certain times.

5. OVERT INTERACTION WITHIN FAMILIES

For the classification of the overt interaction of the couples as recorded during the simulation of their future dwelling, categories proposed by Watzlawick, Helmick Beavin and Jackson (1967) were used. These authors propose a distinction between symmetrical and complementary modes of interaction within couples with respect to conflict management.

A symmetrical mode is based on the equality of the partners i.e. one tends to take positions that mirror those of the partner. For instance, during a conflict, the partners will try to reverse the arguments that are used against themselves so that they become arguments against the other. Differences in the positions that are taken are reduced, being more a question of nuances. A degeneration in this type of relationship will take the form of an escalation of the debate between the partners.

A complementary mode is based on the difference of partners and in this case one of them will adopt a superior position, being more active about decisions, while the other will have an inferior position implying a more passive attitude. Thus, during a conflict, the partner in the superior position will try to impose his point of view by his authority while the role of the other is to choose his way of submission. In this case rigidity will be the consequence of a degenerating interaction.

The above classification is not based on the content of the argument but on the relationship between partners and, of necessity, requires a sequence of answers ⁴.

If symmetrical and complementary interaction modes are polar opposites then the three couples that will be discussed can be situated along a continuum according to their predominantly observed mode of exchange. All the families of the sample fall into one of the categories that are presented here.

The procedure for determining the mode of interaction is similar to the one used by Watzlawick et al. (1967), in their clinical investigations, i.e. a commentary on excerpts of recorded verbal exchange between partners. In order that the comment is convincing, relatively large excerpts from protocols are required.

⁴ Within this communication framework Watzlawick et al. (1967) suggest that a versatile alteration of complementary and symmetric exchanges is to be considered as the most "stable" and "normal" relationship.

It should be noted that couples are thus defined as they overtly appear to interact and no relation is sought with the reasons they have for interacting in that particular manner.

To extend our view of the family unit beyond momentary interaction this analysis will be combined with the previously discussed data on the organization of familial activities, in the final section of the paper.

In the following sections the three couples are presented as they overtly interacted during the observational phase of the study. The excerpts from the recorded exchanges between partners were collected during the simulation of their future dwelling. Since the simulated constructions are in full-scale the partners are inside the mock-ups while talking to each other.

6. APPLE KITCHEN

The plan that is simulated has been prepared by Mr. Apple alone before coming to the simulator. The problem at stake is the relationship between the kitchen and the living area. Mr. Apple wants an "open" kitchen in direct contact with the living area, whereas Mrs. Apple wants a separated room for cooking and eating.

- (1) Mrs. Apple: "With an open kitchen it will smell all over".
- (2) Mr. Apple: "No, because there will be the window and the air-exhauster. And where we live now we have an open kitchen".
- (3) Mrs. Apple: "No, because I always close the door when I cook".
- (4) Architect: "Would you like a closed kitchen?"
- (5) Mr. Apple: "No"
- (6) Mrs. Apple: "No"
- (7) Architect: "I ask, because . . ."
- (8) Mrs. Apple: "No, no, I won't change anything, I would like, but, in . . . a . . ."
- (9) Mr. Apple: "No, because then there shouldn't be an air-exhauster . . . and we shouldn't put the window ah ah . . ."
"You've got the exhauster and the windows, why do you want to close, close everything with doors and walls?"
- (10) Mrs. Apple: "No, I don't want to close it, no no . . . I said we shall leave it like that, in any case it will not change anymore . . .".

Mr. and Mrs. Apple offer the example of a complementary interaction. Mr. Apple (superior position) proposes and decides and Mrs. Apple expresses an opinion, but has no guarantee of being heard. Her defense is to become very rigid about her submissive position.

The above excerpt illustrates this interaction pattern. Mr. Apple imposes his point of view without entering an open discussion (6, 9) and Mrs. Apple expresses her opinion only quite hesitatingly, withdrawing herself immediately afterwards (8). Mr. Apple's reluctance to conceive the situation from the point of view of his wife (9) is emphatic.

- (11) Mr. Apple: "This is enough – *I* cook in my little corner, there is but *me* . . ."
- (12) Mrs. Apple: "But, I don't like if there are people and they stare at me in *my* kitchen".
- (13) Mr. Apple: "People who come to visit us, are people we appreciate, that appreciate us, and that is it, so if they come it is to talk . . ."

Mr. Apple is making an ironic comment on his wife's philosophy of the kitchen (11) that she finds the courage to counter and clearly state her position (12).

With his intervention Mr. Apple is taking possession also of his wife's point of view (11) thus excluding her totally. A realization of this sort can be considered to cause Mrs. Apple's reaction. Within the couple's interactive mode she must have her position – be it inferior – so when her husband is apparently completely putting her aside she claims her reintegration (12) ("*my* kitchen").

Mrs. Apple's point of view finds a clear expression (the visual isolation of the kitchen) only with respect to the degeneration of the debate, while her husband begins to "play against the rules" by excluding his wife from the interaction.

The search will continue and two smaller walls will be added to the original plan in order to cut the visual contact between the kitchen and the living area. This occurrence supports Mrs. Apple's desire for spatial separation without separating in a too obvious manner the two areas. Neither of the partners seems really satisfied but Mr. Apple in particular interprets the walls as "useless".

A concluding excerpt from the debate confirms the difficulties:

- (14) Mrs. Apple: "But, Tom, if I can't have *my* kitchen as I want it, well, then I wan't go on . . ."
- (15) Mr. Apple: "Your kitchen is as you have it . . . there".
- (16) Mrs. Apple: "But that is like you want it."
- (17) Mr. Apple: "Why do you want to have walls ? Explain to me!"
- (18) Mrs. Apple: "I don't want walls, but I don't want it so that someone is looking . . . we don't change anything anymore, *we* leave it like that".
- (19) Mr. Apple: "But why don't you want it ?"
- (20) Mrs. Apple: "Because".
- (21) Mrs. Apple: "If I am there, does it disturb you if I watch you

- while you work ?”
- (22) Mrs. Apple: “No”.
- (23) Mr. Apple: “Tell me what wall ?”
- (24) Mrs. Apple: “There is none”.
- (25) Mr. Apple: “Tell me so that you will realize your mistake”.

Mrs. Apple is asking for the respect of the rules of the game otherwise she will not continue (14) implying that her husband is abusing his superior position within the interaction pattern. But, characteristically, immediately afterwards she withdraws and this might well illustrate what we have termed rigidity in the case of a degenerating debate. Correspondingly, Mr. Apple remains unperturbed to his wife's arguments and when he eventually wants to take a step in her direction (23) it is just to make her “realize her mistake” (25). The design will not be changed anymore.

7. CHERRY KITCHEN

The problem at hand is the spatial relations within the kitchen and between the kitchen and dining area.

With a friend of his Mr. Cherry has just positioned what he considers a working surface of the kitchen.

- (1) Mrs. Cherry: “Is it for working on ?”
- (2) Friend: “Yes”.
- (3) Mrs. Cherry: “A gadget to work on . . .”
- (4) Mr. Cherry: “But, then, what you could do . . . it's nice to work on, but people are there on the other side . . . when the people . . . you cut your onion, your beef, your stuff . . .”
- (5) Mrs. Cherry: “So what . . . , I talk with the people instead of being hidden . . .”
- (6) Mr. Cherry: “But it stinks all over the place . . .”.
- “There one could put a wall, close the kitchen, and just leave an opening, in the wall and close the rest, with all the stuff inside . . .”
- (7) Mrs. Cherry: “And then what . . .”
- (8) Mr. Cherry: “Well, you'll have space . . .”

Mr. and Mrs. Cherry are considered an intermediary case with however a predominant connotation of a symmetrical mode. The initiative comes regularly from Mr. Cherry, but a thorough discussion will always follow with a shared search for a solution, the debate including mirrored arguments.

In the episode, Mr. Cherry proposes a first “open” solution which he himself

discards. The proposition comes from his side, but Mrs. Cherry seizes the occasion to express her favourable opinion about an open relation between the kitchen and dining area. This can be considered as an example of a mirror debate, where Mrs. Cherry reverses the argument of her husband, showing its positive implication for a contract between the two zones, where Mr. Cherry was using it as evidence against such a relation.

- (9) Mrs. Cherry: (inside the kitchen): "It is not very large!"
 (10) Mr. Cherry: "The wall is there, because we must leave the beam outside the kitchen (just on the other side of the wall)".
 (11) Architect: "For the construction it's better if the beam is outside, but it should be tested to see whether this makes the kitchen too small . . ."
 (12) Mr. Cherry: "You don't think it's big enough?"
 (13) Mrs. Cherry: "It's for turning around . . . for one person it's all right . . ., but for two?"
 "It's like a corridor".
 (14) Mr. Cherry: "Aha . . ."
 (15) Architect: "For two it's no good".
 (16) Mrs. Cherry: (to Mr. Cherry): "Would you help me in the kitchen?"
 (17) At this point the wall's position is changed and it is put on the other side of the beam, and this seems a more satisfying solution to Mrs. Cherry, and the architect and Mr. Cherry agree that this gives the kitchen "more character".

Initially, it is Mrs. Cherry who is going to use the kitchen. The criterion adopted by her in deciding about the kitchen's good fit is one of functionality. In this excerpt the interaction mode is complementary: Mr. Cherry accepts the modification proposed by Mrs. Cherry without further debate. He agrees with the priority of a functional criterion. However, he also finds a reason of another type — aesthetic — that confirms this choice (17). Thus, arguments are mutually accepted and this restores a certain symmetry.

- (18) Mrs. Cherry: "To hide it, it would be better to have a door".
 (19) Mr. Cherry: "It wouldn't hide anything because on the side with the opening you can see through".
 (20) Mrs. Cherry: "But it's a separation in any case, and the corridor seems larger because there, at the end, you close".

Mrs. Cherry considers the kitchen from the point of view of what she will be doing there, and particularly the possibility of leaving dirty dishes behind her without being reminded about them.

The positions of the couple are almost reversed (compare with 1-8).

Mr. Cherry shows a reluctance to the idea of a door. This seems to contradict the preceeding episode where Mr. Cherry wanted to isolate the "smelling activities" from the dining area.

This exchange might be taken as an example of the importance of the couple's interaction mode even in a case where the disagreement about the problem is actually fading away. Both partners have similar arguments that become interchangeable, but are still used to contrast or complement each other while guiding the planning process itself.

8. BERRY CONNECTION

For Mr. and Mrs. Berry one of the reasons for coming to the simulator is to test the relationship between the living area, the children's rooms and the entrance that are all interrelated in their future dwelling.

A problem occurred when the couple realized that a wall, which they had introduced in their house plan to separate the living room from the doors of the children's rooms, had been suppressed by the architect. The architect had redrawn the plan in scale for the simulator and had decided without further consideration that "in order to have a larger living room" the wall should be suppressed.

The dwelling is built in the simulator according to the proposition of the architect. The problem for Mr. and Mrs. Berry is to find a way of eliminating the inconveniences that had initially induced them to introduce the wall.

- (1) Mr. Berry : "You want to have the door there ?" (hidden for the living room)
- (2) Mrs. Berry : "Yeah, and you say where ?"
- (3) Mr. Berry : "Here". (opening on the living room)
- (4) Mrs. Berry : "But, these two doors opening on the living room, it's really not nice . . . that one might, because it's there and you don't see it (partially covered by its position), but the other".
"You see it directly, you sit in the living room and you fall on the door, I can't stand it".
- (5) Mr. Berry : "But if the door is there — as in (1) — you see the same thing".
- (6) Mrs. Berry : "Not at all".

Mr. and Mrs. Berry show a symmetrical interaction. Both partners affirm themselves and divergences in their positions will bring forth an escalation of the debate where reciprocal arguments will be used to contrast each others positions.

Both partners will express their opinions and then the debate might move on. Arguments might be used to counter (5) what they were actually invoked for (4). The episode illustrates their respective positions about the problem :

Mr. Berry does not want to change anything whereas his wife wants to displace one of the doors so that the visual relationship will change.

- (7) Mrs. Berry: "I think that the door should go there — as in (3) — . . . I mean, we can put the piano in between the doors".
- (8) Mr. Berry: "I don't see the piano there, it's a corridor for circulation".
- (9) Mrs. Berry: "Then, where would you put the piano . . . no that's exactly what I don't want, a corridor, the living room is already quite small".
- (10) Mr. Berry: "But you have to make it a corridor because you've got the kid's room, and there the bathroom, to get to the bathroom a child must circulate . . .".
- (11) Mrs. Berry: "But he can walk around the piano, when it's there".
- (12) Mr. Berry: "I don't know . . . it's not functional, can't you have your piano elsewhere?"

Both approaches are partial but are taken into consideration by the partner. This opens the way for the search of a compromise or synthesis — in the sense of integrating and bypassing both conceptions. Both partners realize that the question is to reconcile two partial points of view, the success depending on a mutual integration.

- (13) Mr. Berry: "What if we studied the possibility of putting the piano there as a "wall" hiding the doors from the living area so that it would separate the run from the rooms . . ."
- (14) Mrs. Berry: "It's no good . . . then the wall is too short . . ." one should continue the wall,,.
- (15) Mr. Berry: "But I mean without a wall, just the piano . . ."
- (16) Mrs. Berry: "But it's just the same, it crushes the entrance . . ." — Later:
- (17) Mr. Berry: "I don't know. I think that door goes there — as in (3).
- (18) Mrs. Berry: "But no, it's right into the living room . . . if you put it there, then there must be a wall . . ." Later:
- (19) Mr. Berry: "I think that it would be good if the door was here" — as in (3).
- (20) Mrs. Berry: "Then we have to close a little bit". (with the wall).
- (21) Mr. Berry: "Right, eventually close a little bit here, with a book-case, not too high". — like the piano in (13).
- (22) Mrs. Berry: "Or, then a wall . . . since it has to cover the doors . . . a wall: a short wall."
- (23) Mr. Berry: "Eventually . . . let us see how it looks".
- (24) Mrs. Berry: "Not only half-height".
- (25) Mr. Berry: "Then you close it, you devote this corner to the doors, and it's over, stop."

The solution to the problem at hand is gradually found after a phase of escalation in the debate. Practically it will amount to the reintroduction of the wall that they had originally planned, but subsequently was suppressed by the architect.

Mr. Berry does not accept the piano between the two doors, because it would interfere with circulation. The displacement he proposes (13) — drawing back the piano a little bit — is a first proposition of a "light" wall that would partially hide the doors. This proposition clearly reflects a desire to maintain the wishes of the two partners: the piano is kept in its position, only slightly drawn back, avoiding interference with the corridor. However, the proposal is negatively received by Mrs. Berry (16), who retains the idea of a wall, as it becomes evident soon after (18). She concedes to the proposal of a "short wall" (22) and the sense of this solution — what will be finally retained — is well summed up by her husband (25): the problem of hiding the doors is settled in "the corner", with a little wall "it's over".

Both of the partners could have done without the wall from their single perspectives, but given the desire to integrate the other's viewpoint the proposal of the wall imposes itself and is affirmatively accepted by both (22) (25).

9. DISCUSSION

In the three examples that we have presented, the excerpts of dialogues between the partners of each couple illustrate the interaction modes of these couples in the elaboration of their dwelling plans.

The procedure that has been adopted for the ordering of the interaction modes resorts to comments about excerpts; the above are representative of the verbal exchanges that occurred within these couples. Thus the couples are ordered on a continuum according to their prevalent mode of interaction.

When this ordering is combined with the preceding classification of the couples' familial activities some more general considerations about the families' conflict management might be formulated by reference to *domestic roles*. This term covers for our purpose the position occupied during verbal exchange *and* the subdivision of familial activities. We address here the concept of role in a very specific sense; it should neither be confused with the "amorphous" term of *sex role* (e.g. Scanzoni and Fox, 1980) nor the more commonly accepted *family role* comprising the division of household tasks, of child care *and of paid employment* (e.g. Ericksen et al., 1979).

The Apple's illustrate a complementary interaction mode. In the process examined, herein, the search for a satisfactory solution is inhibited by the rigidity of the respective positions.

This is obviously not a necessary feature of the mode of interaction and, yet, even this extreme outcome does not prevent the couple from making a decision — be it primarily on Mr. Apple's terms.

The organization of familial activities in this couple has been classified as predominantly complementary: activities are different and separate, yet complete each other.

Thus, in this case there seems to be a general coherence within the partners' respective *domestic roles*.

Like in conflict management so in the distribution of familial activities there is a relatively clear pattern where competences are assigned so that they do not interfere fundamentally. When, as Spiegel (1960, 364) has noted, husbands and wives share role preferences "the person is spared the necessity of coming to decisions about most of the acts he performs, because he knows his part so well".

When, as in the above example about the planning of the lay-out of the future dwelling, a conflict arises and has to be managed, although the divergences are real and are acknowledged, they can be referred to the distribution of competences. Rigidity is an extreme point of the interaction that paradoxically settles the question by letting it fall back on the domestic role division: Mr. Apple decides.

The Cherry's offer an example where complementary and symmetric interaction modes co-exist. The search for the solution of the conflict implies the exploration of different points of view that are almost interchangeable with respect to who adopts them.

The organization of familial activities in this couple has been considered as predominantly independent: husband and wife act mostly without reference to each other.

In this case, *domestic roles* – conjunction of interaction mode and familial activities – are also clearly expressed: as in the case of the Apple's they don't interfere fundamentally, yet in the case of conflict management this leads to a different outcome. There is no possibility of falling back on the role division as this cannot settle a problem. In this case, the search for a solution must be explored until both partners *find a reason* for accepting a particular one.

Finally, the Berrys' have been classified as a couple where the interaction mode is usually symmetrical. In the above excerpt, after a phase of escalation, the couple gradually moves toward a solution for their conflict by integrating each others' viewpoint.

Familial activities in this couple are organized predominantly in a joint fashion where most tasks are shared or felt to be shared.

In this case, *domestic roles* show a particular pattern where competences are not strictly defined but experienced as common to a large extent. Thus, as with the Cherry's, in the case of conflict management the search for a solution must be extensively explored, although with the Berrys' the endpoint is reached when both viewpoints are integrated.

With these elements in mind the main implication of the study might be stressed.

A conflict framework for the study of marital communication focuses on the ability of family members to deal with differences. Symmetrical and complemen-

tary interaction are two categories for labelling a sequence of verbal exchange between partners. If analysis of data is restricted to such sequence excerpts it also incurs one major risk: the labels of symmetrical and complementary communication modes are extended to the general relation of a couple. Thus, Watzlawick *et al.* (1967) consider purely complementary and purely symmetrical relations as pathologically symptomatic.

A conflict framework implicitly purports such generalizations but assumes also that conflict management is, and — especially — differences between partners are, a normal state of affairs within couples.

As this study shows, *it is by situating occurring conflicts within a wider conception of the organization of familial activities, that a classification of overt interaction attains a perspective which makes observed outcomes "normally" acceptable even if they show extreme forms.*

Several methodological limitations of studies of conflict management by couples that were discussed in the introduction to this paper are overcome in the present study.

However at this point the main limitations of the present study must also be mentioned.

The results might be taken as relevant with respect to actual conflict management. Yet, as a whole more questions are raised than solved, among these, for example, the representativity of the sample. Most of such problems are general issues of qualitative research and will not be discussed further.

However one further limitation of content is necessary. Families — as they have been described here — are typically considered as isolated units, within the domestic walls, or as Jackson (1957) formulates it "homeostatic" units. In contrast to this approach it is conventional today to view the family as a unit with a set of requirements both inside and outside the home (e.g. Ericksen *et al.*, 1979; Young and Willmott, 1973; Pleck, 1977) instead of considering only the division of household tasks as in earlier research.

In other words, family activities must encompass not only the division of domestic tasks *per se* but look at them within a broader frame. The homeostasis of a family is, as Watzlawick *et al.* (1967) put it, an open ended system.

Without entailing a fundamental change of the approach adopted herein, this critique suggests further analysis of domestic activities as these relate to actual conflict management. Within a larger social framework ⁵.

⁵ This study has been supported by a grant (no. 1.039-0.79) from the Swiss National Science Foundation to Professor P. von Meiss and R. Droz. Data were collected by C. Charton and the author. The cooperation of the families who consented to lengthy discussions and to the presence of the researcher is gratefully acknowledged. As promised, they remain anonymous in our reports.
The author is particularly indebted to R. Lawrence for his suggestions.

BIBLIOGRAPHY

- BACH, G. & WYDEN, P. (1969), "The Intimate Enemy" (William Morrow & Co., New York).
- BALES, R. F. (1950), "Interaction Process Analysis" (Addison Wesley Press, New York).
- BATESON, G.; JACKSON, D.; HALEY, J. & WEAKLAND, J. (1956), Toward a Theory of Schizophrenia, *Behavioral Science*, 1 (1956) 251-264.
- BATESON, G.; JACKSON, D.; HALEY, J. & WEAKLAND, J. (1963), A Note on the Double Bind, *Family Process*, 2 (1963) 154-161.
- BECKER, H. S. (1964), Problems in the Publication of Field Studies, *Reflexions on Community Studies* (Vidich, A.; Bensman, J. & Bott, E., Eds.) (Tavistock, London), 8 (1964) 245-84.
- BOTT, E. (1955), Urban Families: Conjugal Roles and Social Networks, *Human Relations*, 8 (1955) 245-84.
- BOTT, E. (1957), "Family and Social Network" (Tavistock, London).
- BOTT, E. (1971), "Family and Social Network, Second Edition" (Tavistock London).
- CUTLER, B. & DYER, W. (1965), Initial Adjustment Processes in Young Married Couples, *Social Forces*, 44 (1965) 195-201.
- ERICKSEN, J.; YANCEY, W. & ERICKSEN, E. (1979), The Division of Family Roles, *J. of Marriage and the Family*, 41 (1979) 301-313.
- GLICK, B & GROSS, S. (1975), Marital Interaction and Marital Conflict: A Critical Evaluation of Current Research Strategies, *J. of Marriage and the Family* 37, (1975) 505-512.
- HALEY, J. (1964), Research on Family Patterns: an Instrument Measurement, *Family Process*, 3 (1964) 41-65.
- HOROWITZ, I. L. (1967), Consensus, Conflict and Cooperation, *System, Change and Conflict* (Demerath, N. J. & Peterson, R. A., Eds.) (The Free Press, New York).
- HUNTINGTON, R. M. (1958), The Personality-Interaction Approach to Study of the Marital Relationship, *Marriage and Family Living* 20, (1958) 43-46.
- JACKSON, D. (1957), The Question of Family Homeostasis, *Psychiatric Quarterly Supplement*, 31 (1957) 79-90.
- KOLB, T. & STRAUS, M. (1974), Marital Power and Marital Happiness in Relation to Problem-Solving Ability, *J. of Marriage and the Family*, 36 (1974) 756-766.
- LEWIS, O. (1967), "La Vida" (Random House, New York).
- MURPHY, D. & MENDELSON, L. A. (1973), Use of Observational Method in the Study of Live Marital Communication, *J. of Marriage and the Family*, 35 (1973) 256-263.
- NAVARAN, L. (1967), Communication of Adjustment in Marriage, *Family Process*, 7 (1967) 173-184.
- OLSON, D. H. & RYDER, R. G. (1970), Inventory of Marital Conflicts: an Experimental Interaction Procedure, *J. of Marriage and the Family*, 32 (1970) 443-448.
- PETERSON, D. M. (1968), Husband-Wife Communication and Family Problems, *Sociology and Social Research*, 53, (1968) 375-384.
- PLECK, J. H. (1977), The Work-Family Role System, *Social Problems* 24, (1977) 417-427.
- RAUSH, H. L.; BARRY, W. A.; Hertel, R. K. & Swain, M. A. (1974), "Communication, Conflict and Marriage" (Jossey-Bass, San Francisco).
- SCANZONI, J. & FOX, G. L. (1980), Sex-Roles, Family and Society: The Seventies and Beyond, *J. of Marriage and the Family*, 42 (1980) 743-756.
- SPREY, J. (1969), The Family as a System in Conflict, *J. of Marriage and the Family*, 31 (1969) 699-706.
- SPREY, J. (1967), Conflict Theory and the Study of Marriage and the Family, *Contemporary Theories about the Family* (Burr, W.; Hill, R.; Ivan Nye, F. & Reiss, I., Eds.) (The Free Press, New York).

- STRAUS, M. A. (1968), Communication, Creativity and Problem Solving Ability of Middle- and Working-Class Families in Three Societies, *Am. J. of Sociol.*, 73 (1968) 417-430.
- STRODTBECK, F. (1951) Husband-Wife Interaction over Differences, *Am. Sociol. Rev.*, 16 (1951) 468-473.
- TERRILL, J. & TERRILL, R. (1965), A Method for Studying Family Communication, *Family Process* 4, (1965) 249-251.
- WATZLAWICK, P.; HELMICK BEAVIN, J. & JACKSON, D. (1967), "Pragmatics of Human Communication" (Norton, New York).
- WEISS, R. L., HOPS, H. & PATTERSON, G. R. (1973), A Framework for Conceptualizing Marital Conflict; *Proc. of the Fourth Banff International Conference on Behaviour Modification* (Clark, F. W. & Hammerlink, L. A. Eds.) (Research Press, Champaign, Ill.)
- WINTER, W.D. & FERREIRA, A. J. (1967), Interaction Process Analysis of Family Decision Making, *Family Process*, 6 (1967) 155-172.
- YOUNG, M. & WILLMOTT, P. (1973), "The Symmetrical Family" (Penguin, Hammonds-worth).

WIEDEREINSTIEG VON FRAUEN IN DEN BERUF Theoretische Ueberlegungen zu Determinanten im domestikalen Arbeitsbereich und im Lohnarbeitsbereich ¹

Anna Borkowsky und Ursula Streckeisen

Forschungsprojekt "Unterbrochene Berufslaufbahnen – zur Problematik des
Wiedereinstiegs von Frauen in den Beruf"

c/o Institut für Soziologie der Universität Bern
Speicherstrasse 29, 3011 Bern

RESUME

La reprise de l'activité professionnelle par des femmes se dessine comme une nouvelle figure directrice. Notre article propose un éclaircissement théorique de facteurs influençant cette reprise. Y sont analysées d'une part les conditions et les capacités du travail domestique ainsi que les rapports de domination, et d'autre part la réalisation de la reprise ne modifie guère la discrimination liée spécifiquement au sexe, la segmentation du système d'occupations et du système des professions. Nous en concluons que les désirs de reprise et les possibilités réelles peuvent être, pour les femmes, en décalage très important. En outre, les barrières subjectives et structurelles-objectives rendent la reprise difficile.

ZUSAMMENFASSUNG

Wiedereinstieg von Frauen in den Beruf zeichnet sich als neues Leitbild ab. Unser Artikel beleuchtet theoretisch Faktoren, die den Wiedereinstieg beeinflussen. Auf der einen Seite gilt das Interesse den domestikalen Arbeits- und Machtverhältnissen sowie dem domestikalen Arbeitsvermögen, auf der andern Seite der Segmentierung des Beschäftigungssystems und dem Berufssystem. Wir kommen zum Schluss, dass Wiedereinstiegswünsche und reale Möglichkeiten der Frauen auseinanderklaffen können, dass subjektive und objektiv-strukturelle Barrieren den Wiedereinstieg erschweren und dass die Realisierung des Wiedereinstiegs geschlechtsspezifische Diskriminierung kaum antastet.

¹ Der Beitrag entstand im Zusammenhang mit dem Forschungsprojekt "Unterbrochene Berufslaufbahnen – zur Problematik des Wiedereinstiegs von Frauen in den Beruf", das die Autorinnen gemeinsam mit Katharina Ley und Marie-Louise Ries im Rahmen des Nationalen Forschungsprogramms "Education et vie active" durchführen.

Lohnarbeitsbiographien unterliegen in unserer Gesellschaft geschlechtsspezifisch unterschiedlicher sozialer Regelung. Während Männer kontinuierlich am Beschäftigungssystem partizipieren, weist der Verlauf der Teilnahme der Frauen an diesem gesellschaftlichen Teilbereich eine grosse Variabilität auf; das Spektrum reicht von kontinuierlicher bis zu gänzlich fehlender Partizipation.

Der nachfolgende Beitrag richtet das Augenmerk auf einen Typ weiblicher Lohnarbeitsbiographien, der real wie normativ zunehmende gesellschaftliche Bedeutung erlangt und als "Dreiphasenmodell" bekannt geworden ist. Dabei gilt das Interesse den Faktoren, die den Uebergang von der zweiten zur dritten Phase – den Wiedereinstieg – bestimmen. Diese Faktoren lokalisieren wir einerseits im domestikalen Arbeitsbereich und andererseits im Lohnarbeitsbereich. Als zentrale These postulieren wir, dass der Wiedereinstieg eine Grösse darstellt, die von der Ausgestaltung und dem Verlauf der domestikalen Arbeit der Frau abhängig ist. Gleichzeitig gehen wir davon aus, dass dieses Bestimmungsverhältnis durch beschäftigungssystem-endogene Mechanismen ergänzt wird, die zwar teilweise geschlechtsunspezifischen Charakter haben, in ihrem Zusammenspiel mit domestikalen Einflussgrössen jedoch den geschlechtsspezifischen Wirkungszusammenhang verstärken.

1. ARBEIT IN GESELLSCHAFTEN MIT INDUSTRIELLER WARENPRODUKTION

Lohnarbeit und domestikale Arbeit als zwei koexistierende Arbeitsbereiche sind Ergebnis eines historischen Differenzierungsprozesses, der mit der Entfaltung entwickelter Warenproduktion zusammenfällt. In diesem Prozess wird der grösste Teil der gesellschaftlich notwendigen Arbeit einerseits als Lohnarbeit und andererseits als domestikale Arbeit organisiert. Dabei wird die domestikale Arbeit den Frauen, Lohnarbeit primär den Männern und sekundär den Frauen zugeschrieben.²

Historische Vorläufer findet der domestikale Arbeitsbereich in den frühbürgerlichen Haushalten der Kaufleute, wo die Frau als Hausherrin und als Gattin des Geschäftsmannes überwachende und leitende sowie gesellige und repräsentierende Funktionen wahrzunehmen hat. Der entmaterialisierte Charakter ihres Tätigkeitsbereichs verstärkt sich mit der Entstehung der Mutter- bzw. Kindesrolle, welche gleichzeitig auch die gesellschaftliche Ausgrenzung innerhäuslicher Beziehungen einleitet.

Gesellschaftliche Verbreitung jedoch erfährt der domestikale Arbeitsbereich erst mit der Konzentration der Fabrikarbeit, mit der Einführung der grossen Ma-

- 2 Die "einfache Warenproduktion" als unmittelbar marktbezogene Arbeit individueller Produzenten/innen kommt nur noch dort vor, wo die Arbeitenden über die Produktionsmittel verfügen, die für die unabhängige Erwerbstätigkeit erforderlich sind. Da Lohnarbeit – mit ihrem Korrelat der domestikalen Arbeit – in hochentwickelten Industriegesellschaften die vorherrschende Form der Erwerbsarbeit ist und der Wiedereinstieg als Phänomen in diesem Kontext anzusiedeln ist, wird in der Folge von der einfachen Warenproduktion abgesehen.

schinerie und der Proletarisierung weiter Bevölkerungsschichten in der zweiten Phase der Industrialisierung (Kontos und Walser, 1979). Lohnarbeitsbeziehungen und familiale Beziehungen treten auseinander; es entsteht ein abgesonderter domestikaler Bereich, der neue, verhältnismässig entmaterialisierte Anforderungen der Lohnarbeitenden erfüllen soll. Nicht so sehr ideologische Orientierung an bürgerlich-städtischen Haushalten, sondern Erfordernisse industrieller Lohnarbeit liegen daher der gesellschaftlichen Verbreitung des domestikalen Arbeitsbereiches zugrunde.

In den bürgerlichen Haushalten hat der Aufschwung der grossen Industrie und der Rückgang der Dienstboten zur Folge, dass der innerhäusliche Aufgabenbereich insofern eine gewisse Materialisierung erfährt, als der Frau jetzt weniger Leitung und Aufsicht, sondern vermehrt die Ausführung materieller Tätigkeiten zukommt. Die gesellschaftliche Verbreitung des domestikalen Arbeitsbereichs ist also begleitet von einer Homogenisierung der Situation der Frauen in ganz unterschiedlichen sozialen Positionen (Bock und Duden, 1977).

Wenn die gesellschaftlich notwendige Arbeit auf zwei Arbeitsbereiche verteilt wird, so heisst das, dass diese beiden Bereiche – funktional gesehen – in einem komplementären Verhältnis zueinander stehen. Domestikale Arbeit ist Voraussetzung und Folge der Lohnarbeit et vice versa: Unter Weiterverarbeitung von Waren wird im Haushalt menschliches Arbeitsvermögen (wieder-)hergestellt, das im Prozess der Lohnarbeit teilweise verausgabt wird zu Zwecken der Produktion von Waren, die ihrerseits wiederum teilweise in den domestikalen Arbeitsprozess eingehen. Aus der Sicht der Lohnarbeit erscheint der domestikale Arbeitsbereich wesentlich als Konsumsphäre, als warenabnehmende Institution, ohne die kein Mehrwert realisiert werden kann; umgekehrt erscheint aus domestikaler Sicht der Lohnarbeitsbereich als Sphäre, in der domestikal hergestelltes Arbeitsvermögen konsumiert wird. Jeder Bereich liefert dem andern einen "Produktionsfaktor", den er selbst nicht herstellen kann.

Die funktionale Komplementarität der beiden Arbeitsbereiche geht einher mit einer strukturellen Abhängigkeit des domestikalen vom Lohnarbeitsbereich. Damit ist die Tatsache angesprochen, dass die Bedürfnisstruktur des Lohnarbeitsprozesses sich in den domestikalen Bereich hineinverpflanzt, das Umgekehrte aber nicht der Fall ist. Warenproduktion unter Lohnarbeitsverhältnissen bestimmt nicht nur die materiellen Bedingungen domestikaler Arbeit, sondern auch Art und Ausmass der individuumsbezogenen Folgeprobleme v.a. psychischer Qualität, die aus der Partizipation an Lohnarbeit resultieren und im domestikalen Arbeitsprozess aufgefangen werden müssen. Schliesslich entscheidet der Lohnarbeitsprozess über die Eigenschaften menschlichen Arbeitsvermögens, die für den Einsatz in der Lohnarbeit domestikal produziert und reproduziert werden müssen.

Ansichts dieses doppelten Verhältnisses zwischen Lohnarbeit und domestikaler Arbeit liegt es nahe, domestikale Arbeit als "marginal" unter Kapitalinteressen subsumierte Tätigkeit zu begreifen (Bennholdt-Thomsen, 1981). Die Ware Arbeitskraft wird – zusammen mit andern Produkten – in einem der Lohnarbeit vorgelegerten Prozess hergestellt, den das Kapital nicht direkt kontrolliert. Die Beherrschung durch das Kapital betrifft lediglich den Konsum von Teilen des Produkts

domestikaler Arbeit, nämlich die Verausgabung der Arbeitskraft der lohnabhängigen Haushaltsmitglieder. Zusammen mit andern nicht lohnarbeitsmässig organisierten Arbeitsprozessen in den kapitalistischen Peripherien ("Dritte Welt") trägt somit domestikale Arbeit dazu bei, dass der Prozess der "primären Akkumulation" (Frank, 1979) als fortwährende Grundlage und Folge der Lohnarbeit den Verwertungsprozess sichert. Die Produktionsverhältnisse, unter denen marginal subsumierte Arbeitsprozesse stattfinden, kennzeichnen sich – im Gegensatz zur Lohnarbeit – zentral durch ausserökonomische Zwänge, direkte Gewalt und personelle Abhängigkeit (Werlhof, 1978).

Dass Lohnarbeit primär Männern und domestikale Arbeit Frauen zugeschrieben wird, bedeutet nach dem Gesagten, dass die Geschlechter in dieser gesamtgesellschaftlichen Arbeitsteilung komplementäre Funktionen ausüben, dass der weibliche Arbeitsbereich strukturell abhängig ist und personelle Abhängigkeit der Frau impliziert. Desweiteren kommt die eingangs präsentierte These, wonach der Wiedereinstieg hauptsächlich durch die domestikale Situation der Frau bestimmt wird, der Aussage gleich, dass die Partizipation der Frau an einem gesellschaftlich dominanten Teilbereich abhängig ist von der Beschaffenheit ihrer Partizipation an einem gesellschaftlich abhängigen Teilbereich.

2. ASPEKTE DOMESTIKALER ARBEIT

Die soziale Struktur, innerhalb derer sich der domestikale Arbeitsprozess situiert, ist die Kleinfamilie. Obschon domestikale Funktionen marginal auch in andern als kleinfamilialen Zusammenhängen wahrgenommen werden, ist die für domestikale Arbeit konstituive Formbestimmtheit einzig durch die Kleinfamilie gegeben. Im Folgenden werden Dimensionen domestikaler Arbeit in ihrer Bedeutung für den Wiedereinstieg dargestellt.

2.1. DOMESTIKALE ARBEITSVERHÄLTNISSE

Viele Merkmale domestikaler Arbeit lassen sich durch den Vergleich mit der Lohnarbeit herausarbeiten³. Der domestikalen Arbeit fehlt die vorherrschende Form sozialer Anerkennung von Arbeit, das Einkommen. Dieses Anerkennungs-vakuum geht einher mit einer unmittelbar personellen materiellen Unselbständigkeit der domestikalen Arbeiterin sowie mit einem Ausgeliefertsein an die Willkür des Ehemannes, welches personale männliche Gewaltanwendung ermöglicht. Als ganze Person ist die Frau in einen Arbeitsprozess eingebunden, der sie abhängig hält und gleichsam ihr Dasein umfasst: Arbeit und Leben lassen sich nicht trennen⁴.

- 3 Da Lohnarbeit die dominante Arbeitsform darstellt, erscheinen andere Arbeitsformen als defizitär. Hierin spiegelt sich ein reales Gefälle.
- 4 Daher erklärt sich, dass in der Literatur, die sich an die Kritik der politischen Oekonomie anlehnt, domestikale Arbeitsverhältnisse häufig mit Leibeigenschaft und Sklaverei verglichen werden. Für uns ist die Spezifik dieser Arbeitsverhältnisse ein Grund, sie als "domestikal" zu bezeichnen. Andere

Domestikale Arbeit wird ausserhalb eines kooperativen Arbeitszusammenhangs geleistet, eine einzige Person bestreitet den ganzen Arbeitsprozess⁵. Gegenseitige Kontrolle der domestikal Tätigen und Evaluation der Arbeitsleistung fehlen weitgehend. Der Abwesenheit von Arbeitsteilung korrespondiert eine geringe Abstraktion von konkreten Bedürfnissen. Die Besonderheit der Adressaten/innen wird vom Arbeitssubjekt wahrgenommen und bestimmt die Arbeitstätigkeit. Domestikale Arbeit ist denn auch wesentlich Arbeit, die sich unmittelbar auf Bedürfnisse anderer Personen bezieht.

Nur begrenzt lässt sich domestikale Arbeit quantifizieren, denn sie ist auch Produktion sozialer Beziehungen: sie bildet typischerweise eine Einheit von materieller und psychischer Arbeit (Kontos und Walser, 1979). Beziehungen zwischen der Arbeitenden und den Adressaten/innen haben affektiven Charakter (Mutterliebe, eheliche Liebe), sodass der Arbeit im Prinzip weder zeitliche noch inhaltliche Schranken gesetzt sind. Ueber-"Ausbeutung" scheint daher in den domestikalen Arbeitsverhältnissen strukturell angelegt.

Wir unterscheiden drei interdependente Funktionen domestikaler Arbeit:

- a) Hausarbeit: materielle Versorgung der Haushaltmitglieder (inkl. Frau selber)
- b) Beziehungsarbeit: psychische Versorgung der andern Haushaltmitglieder und Herstellung familialer Gemeinsamkeit
- c) Unterstützungsarbeit: Zulieferarbeiten und Folgeverpflichtungen für die anderen Haushaltmitglieder in unmittelbarem Zusammenhang mit deren ausserdomestikalen Partizipation

Das relative Gewicht und der Umfang der drei Komponenten variieren systematisch nach Schichtzugehörigkeit des Mannes, nach Kontext sowie nach dem Ort in der Familienkarriere.

a) *Zur Hausarbeit:*

Die materielle Versorgungsarbeit umfasst viele verschiedene Tätigkeiten mit je unterschiedlich hohen Anforderungen, die immer wieder von neuem verrichtet werden müssen. Der Zweck materieller domestikaler Arbeit besteht zunächst in der Zerstörung der hergestellten Produkte.

gängige Benennungen wie "Hausarbeit", "Beziehungsarbeit" etc. sprechen nur einzelne Funktionen dieser Arbeit an.

⁵ Die Literatur zur Arbeitsteilung im Haushalt bezieht sich wesentlich auf die materielle Dimension domestikaler Arbeit und geht damit – im Gegensatz zu uns – von einem Konzept aus, das domestikale Arbeit lediglich als ein Ensemble verschiedener materieller Tätigkeiten begreift. In unserer Konzeptualisierung erhält die Arbeitsteilung neue Bedeutungen, da wir erstens die immaterielle Dimension einbeziehen und zweitens die Verhältnisse betrachten, unter denen die Arbeit geleistet wird.

Kopf- und Handarbeit sind in der Person der Hausfrau vereinigt. Einer direkten Kontrolle untersteht die Arbeitende nicht; doch bestimmen extradomestikale Temporalstrukturen (Lohnarbeitszeit, Schulpensen), die zur Verfügung stehenden finanziellen Mittel sowie Angebote auf dem Warenmarkt die Art und den Verlauf der Arbeit. Dennoch existieren bezüglich Produkt und Ausführungsmodus nicht mehr als minimale Standards (deren Nichterfüllung allerdings Sanktionen nach sich zieht). Durch das Aufstellen eigener, über den Minimalstandard hinausgehender Regeln machen sich domestikale Arbeiterinnen ihre Leistung bewusst (Oakley 1978) und verschaffen sich eine gewisse Anerkennung durch sich selbst.

Die Gesellschaft und die Adressaten/innen domestikaler Arbeit würdigen Hausarbeit kaum. Anerkennung zeigt sich höchstens in Äußerungen der Adressaten/innen über die allgemeine Unentbehrlichkeit der Hausfrau oder – negativ – durch Kritik im Falle des Nichterledigens gewisser Aufgaben. Indirekt kommt die Hilfe anderer Haushaltmitglieder – v.a. des Mannes – einer Anerkennung gleich, wertet sie doch materielle domestikale Arbeit auf (Kontos und Walser, 1979) – unabhängig davon, ob die Frau dadurch real entlastet wird oder nicht. Angesichts der geringen gesellschaftlichen Bewertung der Hausarbeit erstaunt es nicht, dass domestikale Arbeiterinnen zwischen ihrer Arbeit als Hausfrau und derjenigen als Mutter deutlich unterscheiden und die letztere der ersteren vorziehen (Oakley, 1978; auch die ersten Ergebnisse aus den narrativen Interviews in unserm eigenen Forschungsprojekt weisen darauf hin). In der Unterschicht und in ländlichen Regionen wird die Hausarbeit weniger geringgeschätzt als in höheren Schichtlagen und in städtischem Kontext. Das Selbstbewusstsein der domestikalen Arbeiterinnen ist denn auch in der Unterschicht und in ländlichen Regionen weniger gebrochen (Kontos und Walser, 1979).

Der Gebrauchswert von Produkten der Hausarbeit besteht nicht allein im Konsum, sondern ebensosehr im psychischen Wohlbefinden der Familienmitglieder: Hausarbeit stellt auch eine materielle Grundlage von Beziehungsarbeit dar. Da die Ansprüche der Adressaten/innen an psychische Versorgungsarbeit dem Leistungsprinzip widersprechen, also keine "Arbeit", sondern emotionale Zuwendung als Nicht-Arbeit erwartet wird, muss materielle domestikale Arbeit dann unsichtbar bleiben, wenn sie als Vehikel von Beziehungsarbeit figuriert (Kontos und Walser, 1979).

Die Verquickung von materieller und psychischer Dimension verbietet es, Hausarbeit losgelöst aus der Perspektive der Maximierung materiellen Nutzens zu betrachten. Als Substrat von psychischer Versorgung entbindet sie von expliziter Beziehungsarbeit, welche vor allem Frauen in der Unterschicht überfordern kann. Nicht von ungefähr beklagen sich Hausfrauen kaum über mangelnde infrastrukturelle Ausstattung des Haushalts (Oakley 1978). Je mehr Beziehungsarbeit geleistet wird, desto gebrochener dürfte das Selbstbewusstsein der Arbeitenden sein. Dies ist ein weiterer Erklärungsfaktor dafür, dass in der Unterschicht und in ländlichen Regionen, wo explizite Beziehungsarbeit seltener vorkommt, domestikal Tätige mit weniger eigenen psychischen Schwierigkeiten konfrontiert sind.

Die Belastung der Frau durch materielle domestikale Arbeit variiert mit der personellen Zusammensetzung des Haushalts, insbesondere mit der Anzahl Kinder und der Phase der Familienkarriere (Aldous, 1978). Bei jung verheirateten Ehepaaren ist die Belastung am geringsten. In der Phase danach (Kleinkinder- und Schulkinderphase) erreicht sie ihren Höhepunkt, um anschliessend wieder zurückzugehen. Bei der alten Familie kann der Gesundheitszustand des Mannes zu einer erneuten Verstärkung der Belastung führen. Auch die Beeinträchtigung des Gesundheitszustandes der Frau selber bringt Mehrarbeit. Zudem nehmen gleichbleibende Aufgaben mehr Zeit in Anspruch, wenn die Arbeitskapazität der Frau mit dem Alter zurückgeht.

b) *Zur Beziehungsarbeit:*

Beziehungsarbeit hat die Funktion, die Frau-Mann-Beziehung, die Mutter-Kind(er)-Beziehung sowie das familiäre Beziehungssystem als Ganzes immer wieder herzustellen und die einzelnen Mitglieder psychisch zu regenerieren. Sie äussert sich zum Teil qua materielle Arbeit, zum Teil in ausdrücklichen emotionalen und in libidinösen Leistungen.

Beziehungsarbeit vermengt sich typischerweise mit dem Bedürfnis der Frau nach zwischenmenschlichen Beziehungen, die unabhängig von ihren domestikalen Aufgaben existieren. Dieses Ineinandergreifen von "Arbeit" und "Liebe" verunmöglicht es, dass die Frau eine psychische Distanz zu ihrer Tätigkeit herstellt, und lässt sie unbeschränkt ausbeutbar sowie psychisch abhängig werden.

Beziehungsarbeit, die sich an die Familie als Ganzes richtet, meint die "Herstellung und Wiederherstellung einer gemeinsamen Sache, von Verständigung über gemeinten Sinn und gemeinsame Bedeutungen" (Ostner und Jurcyk 1980, 10). Konflikte müssen gelöst bzw. vermieden werden; heterogene und divergierende Interessen der einzelnen Personen gilt es zu vereinbaren. Im Verlauf der Familienkarriere kann sich einmal erarbeitete familiäre Harmonie immer wieder verflüchtigen, stets muss sie neu hergestellt und veränderten Familienkonstellationen angepasst werden.

In der Ehebeziehung hat die Frau die Aufgabe, für ein möglichst spannungsloses Gleichgewicht zu sorgen, die Arbeitskraft des Mannes zu regenerieren sowie spezielle Probleme, welche die Lohnarbeit des Mannes verursacht, zu bearbeiten. Gelingt die Beziehungsarbeit nicht, so sieht die Frau darin ihr eigenes Versagen. Das psychische Wohlbefinden der Frau hängt weitgehend davon ab, ob sie den Bedürfnissen des Mannes nachzukommen vermag oder nicht: Beziehungsarbeit birgt die ständige Gefahr weiblicher Selbstaufgabe in sich. Dies steht im Widerspruch zur Voraussetzung erfolgreicher Beziehungsarbeit, die Probleme mit "therapeutischer" Distanz anzugehen.

Art und Ausmass der lohnarbeitsbezogenen psychischen Versorgung des Mannes hängen von der konkreten Arbeitstätigkeit desselben ab. Generell dürfte in der Unterschicht die Befriedigung von Regressionsbedürfnissen des Mannes im Vordergrund stehen, während in der Mittelschicht die kommunikative

gemeinsame Bearbeitung von Problemen mehr Bedeutung haben dürfte (Kontos Walser, 1979).

In phasenspezifischen Krisen der Ehebeziehung (Willi, 1975) ist es die Frau, welche die erforderlichen Anpassungsleistungen erbringt. Während der Zeit, in der Kinder hohe Ansprüche stellen, versucht sie, Bedürfnisse des Mannes und jene der Kinder zu integrieren. In mittleren Ehejahren, wenn die eheliche Kohäsion zurückgeht, wird der Frau ein grosser Teil der Beziehungsarbeit – und damit auch der Beziehung zum Mann – entzogen, nehmen doch die Ansprüche des Mannes ab, um sich vermehrt an Aussenbeziehungen zu orientieren. Dies kann bei der Frau eine Identitätskrise hervorrufen, für deren Bewältigung sie mit schlechten Voraussetzungen ausgestattet ist. Auch hier kommt die Anpassung von ihrer und nicht des Mannes Seite. In der Altersehe erhöhen sich die Anforderungen des Mannes von neuem. Seine Aufgabe der Partizipation am Lohnarbeitsbereich vermindert sein Selbstbewusstsein und muss von der Frau aufgefangen werden.

Auch die Beziehungsarbeit der Frau als Mutter verändert sich im Verlauf der Familienkarriere. Schon die Schwangerschaft erfordert Auseinandersetzung mit dem künftigen Kind und konkrete Vorbereitungsarbeit. Mit der Geburt beginnt die Phase, in der die Frau in ausgeprägter Weise auf die Lebensäusserungen des Kindes eingehen muss und andere soziale Beziehungen in den Hintergrund treten. Später hat sie die Aufgabe, das Kind aus der Mutter–Kind-Dyade herauszulösen und in die Familie zu integrieren. Während der Latenzperiode des Kindes muss die Frau zum Kind eine Vertrauensbeziehung pflegen, die es nicht daran hindert, Aussenbeziehungen aufzubauen. Befindet sich das Kind in der Pubertät und Adoleszenz, kommt der Frau primär die Funktion zu, zwischen Ansprüchen des/der Jugendlichen und dem Vater zu vermitteln (Kontos Walser, 1979).

Im Verlauf der Familienkarriere verkehren sich die Anforderungen an die kinderbezogene Beziehungsarbeit der Frau in ihr Gegenteil: aus der symbiotischen Beziehung soll eine Beziehung zwischen zwei autonomen Persönlichkeiten entstehen. Der Ablösungsprozess der Kinder, welcher mit deren Partizipation an ausserhäuslichen Institutionen einsetzt, verlangt von der Frau Leistungen, die meist mit starken psychischen Konflikten verbunden sind (Bernhard, 1975).

c) *Zur Unterstützungsarbeit:*

Als "Unterstützungsarbeit" bezeichnen wir Tätigkeiten der Frau, die unter domestikalen Verhältnissen verrichtet werden, von ihrer Funktion her aber unmittelbar an die ausserdomestikale Partizipation anderer Haushaltmitglieder gebunden sind. Unterstützungsarbeit enthält sowohl materielle wie immaterielle Elemente, sie kann zusätzliche Beziehungsarbeit oder zusätzliche Hausarbeit bedeuten; sie kann aber auch Tätigkeiten beinhalten, die weder unter die erste noch unter die zweite subsumierbar sind.

Unterstützungsarbeit für den Ehemann wird in erster Linie von Frauen erwartet, deren Ehemann eine gehobene Berufsposition bekleidet (leitende Funk-

tionen, Professionen). Die "Zwei-Personen-Karriere" (Papnek, 1973) stellt formelle und informelle Anforderungen sowohl an den berufsinhabenden Mann wie an dessen Ehefrau: die Frau wird in die männliche Karriere einbezogen. Ihre Arbeit bezieht sich auf inhaltliche Aspekte der männlichen Berufsarbeit und/oder auf reine Statusaspekte. Einerseits übernehmen Frauen Arbeiten, die der Mann selbst oder dessen Mitarbeiter/innen verrichten könnten, um ihm in der Konkurrenz mit seinesgleichen einen Vorsprung zu verschaffen. Andererseits erfüllen Frauen Anforderungen, die sich auf Tätigkeiten beziehen, die ausserhalb der unmittelbaren Berufssphäre des Mannes liegen. Es handelt sich um soziale Kontakte, Repräsentation, um freiwillige, oft karitative Betätigung sowie um Aufrechterhaltung eines bestimmten Konsumniveaus im Haushalt. Indirekt partizipiert die Frau an der Statuskarriere des Mannes, doch bleibt ihre Arbeit schattenhafte oder dekorhafte, wenn auch unabdingbare Unterstützung. Gelingt die Karriere des Mannes, so kann sich die Unterstützungsarbeit – zur Beibehaltung eines einmal gewonnenen Status – bis in die Altersehe fortsetzen. Am grössten aber dürfte die Belastung in den mittleren Ehejahren sein, in einer Phase der familialen Entwicklung also, in welcher der Beziehungsaspekt der Ehe an Bedeutung verliert.

Im Falle der Kinder konzentriert sich die Unterstützungsarbeit auf die Zeit, in der die Kinder zuhause wohnen und am Ausbildungssystem partizipieren. Von dieser Unterstützungsarbeit fühlen sich die Frauen nicht weniger absorbiert als von domestikaler Arbeit in der Vorschulkinderphase (Enders-Drägässer 1981). Neben der Hilfe bei Schulaufgaben und damit verknüpften Ueberforderungsgefühlen der Frauen sind hier auch Entscheidungshilfen bezüglich Ausbildungsweg und Berufswahl zu nennen, die nicht nur kinderbezogene Beziehungsarbeit, sondern auch Kontakte mit Vertretern/innen des Ausbildungssystems und mit Beratungsinstitutionen u.ä. notwendig machen.

Domestikale Arbeit wird von allen Frauen, die in einem familialen Bezugssystem leben, verrichtet, seien sie lohnabhängig oder nicht. Dass Männer sich kaum beteiligen, bestätigen auch empirische Informationen neusten Datums (Survey und narrative Interviews in unserm eigenen Forschungsprojekt).

Es stellt sich nun die Frage, inwiefern und wie die domestikale Belastung der Frau den Wiedereinstieg beeinflusst⁶. In den vorangehenden Ausführungen wurde

6 Als Bestimmungsgrösse kann die domestikale Belastung allerdings erst dann relevant werden, wenn das Einkommen des Ehemannes die Frau nicht dazu zwingt, zu Zwecken der Subsistenzsicherung eine bezahlte Beschäftigung aufzunehmen. Ein weibliches Zusatzeinkommen kann zu verschiedenen Zeitpunkten der Familienkarriere sowie aus verschiedenen Gründen notwendig werden. Es ist möglich, dass das männliche Einkommen im Zusammenhang mit konjunktur- oder andersartig bedingten Beschäftigungsproblemen schwankt und eine Partizipation der Frau am Lohnarbeitsbereich periodisch erforderlich macht. Eine zweite Ursache kann darin liegen, dass das Ehepaar das familiale Einkommensniveau – vorübergehend oder dauerhaft – anheben will. Anlass dazu kann eine höhere Ausbildung der Kinder und somit deren länger andauernde finanzielle Abhängigkeit vom Elternhaus sein. Es ist aber auch möglich, dass der familiale Lebensstandard durch einmalige Anschaffungen oder durch definitiv höhere finanzielle Ausgaben je Zeiteinheit erhöht werden soll. In diesen und vergleichbaren Fällen hat die domestikale Belastung der Frau keine oder nur indirekte Auswirkungen auf die Aufnahme von Lohnarbeit, die hier nicht weiter verfolgt werden.

gezeigt, dass das Ausmass der materiellen domestikalen Belastung allein und damit auch der Grad der Rationalisierung des Haushalts keinen Belastungsindikator darstellt. Ausschlaggebend ist vielmehr die – adressaten/innen-spezifische – Einheit von materieller und immaterieller Belastung.

Was die Kinder anbelangt, so sei hier die bekannte These wiederholt, dass die Belastung im Verlauf der Schulkinderphase zurückgeht. Angesichts der Verringerung der Anzahl Kinder je Familie tritt dieser Belastungsrückgang (inkl. dazugehörige Konflikte) gegenwärtig nach einer kürzeren Zeitspanne ein als früher, erfährt doch die absolute Länge der Mutterphase eine Verkürzung⁷. Frauen, die heute älter sind, dürften daher ihre Lohnarbeit zu Beginn der Familienkarriere eher definitiv abgebrochen haben als jüngere. Für letztere tritt der Wiedereinstieg in den Beruf als neues Leitbild an die Stelle eines normativen Vakuums, das mit der historischen Herausbildung der Nachkinderphase entstanden ist.

Der Verlauf der domestikalen Belastung durch den Mann dürfte vor allem mit dessen Schichtzugehörigkeit variieren. Für Frauen, deren Mann eine Zwei-Personen-Karriere einschlägt, hat die domestikale Belastung mehr oder weniger Dauercharakter, was einen Wiedereinstieg beträchtlich erschwert. Die unterstützungsarbeitsunabhängige Belastung der Frau dürfte in mittleren Ehejahren – schicht-unspezifisch – abnehmen, um sich später wieder zu erhöhen. Falls der Rückgang des ehelichen Zusammenhalts in den mittleren Jahren nicht zu einer Scheidung führt, legt es die genannte Belastungsveränderung nahe, dass die Frau, falls sie eine bezahlte Beschäftigung aufnimmt, diese im Zeitpunkt der Pensionierung des Ehemannes reduziert oder aufgibt.

Abgesehen von der Unterstützungsarbeit scheint uns die Belastung durch die Kinder den deutlichsten Einfluss auf den Wiedereinstieg zu haben. Dies umso mehr, als der Normenwandel die Mutterrolle im Verhältnis zur Gattinnen- und Hausfrauenrolle immer mehr ins Zentrum weiblicher Lebensaufgaben rückt.

Der Rückgang der domestikalen Belastung stellt eine objektive Bedingung der Möglichkeit dar, eine Erwerbsarbeit aufzunehmen. Domestikale Erfahrung kann dazu führen, dass die Frau diese Möglichkeit wahrzunehmen versucht, weil sie im Rahmen ihres Arbeitszusammenhangs einen entsprechenden Wunsch entwickelt hat. Ob allerdings ein solcher Wunsch von einer Frau realisiert wird, hängt stark mit den domestikalen Machtverhältnissen zusammen.

2.2. DOMESTIKALE MACHTVERHÄLTNISSE

Unter "Macht" verstehen wir die Fähigkeit, das Verhalten einer andern Person zu beeinflussen. Machtverhältnisse resultieren aus strukturellen Gegebenheiten und personalen Handlungen, wobei letztere als Reaktion der Akteure/innen auf die ersteren zu betrachten sind. Im Falle der domestikalen Machtverhältnisse sind die genannten strukturellen Gegebenheiten wesentlich Arbeitsverhältnisse, Arbeit und Macht lassen sich nicht trennen.

⁷ Aufgrund der steigenden Lebenserwartung der Frauen erfährt diese Phase auch eine relative Verkürzung: sie macht einen geringeren Anteil im weiblichen Erwachsenenleben aus.

Die gesamtgesellschaftliche geschlechtsspezifische Arbeitsteilung, welche der Frau die domestikale Arbeit und dem Mann die Lohnarbeit zuschreibt, legt das Fundament zu einer geschlechtsspezifischen Machtasymmetrie in fortgeschrittenen Industriegesellschaften: Aufgrund der strukturellen Abhängigkeit des domestikalen vom Lohnarbeitsbereich sind domestikale Ressourcen weniger machtgeladen als lohnarbeitsbezogene Ressourcen. Immer schon befindet sich die domestikale Arbeiterin gegenüber dem lohnabhängigen Mann in einer machtloseren Situation, der sie bei aller Variation ihrer domestikalen Ressourcen nicht entgegenwirken kann (Gillespie, 1971). Die Aufhebung dieser grundlegenden Ungleichheit würde voraussetzen, dass der Zugang der Geschlechter zu den verschiedenen Ressourcen gleich verteilt ist. Bisher verhindern strukturelle Barrieren die Egalisierung dieses Zugangs.

Dennoch stellt sich die Frage, welche Variation von Machtkonstellationen im modernen kleinfamilialen Haushalt möglich ist und was u.U. den Grad der Institutionalisierung der gesamtgesellschaftlichen geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung schwächen kann. Letzlich gilt das Interesse der Frage, wo die traditionelle Kleinfamilie Widersprüche produziert und über sich selber hinausweist.

Wir können mit Held⁸ davon ausgehen, dass bis heute die gesellschaftlich als vollständig definierte weibliche Rollenkonfiguration diejenige der domestikalen Arbeiterin mit Kindern ist, während beim Mann Tauschwertbeschaffung für die Familie /Erwerbsarbeit die vollständige Konfiguration darstellt. Die beiden Konfigurationen stehen in einem komplementären und reziproken Verhältnis zueinander: Frau und Mann haben Rechte und Pflichten dem/der andern gegenüber und tauschen Güter aus (Scanzoni, 1972).

Als Ressource von Macht lässt sich die Menge und Qualität der produzierten Güter (inkl. immaterielle Güter) bezeichnen. Wieviele und was für Güter von Frau und Mann produziert werden müssen, damit das Austauschverhältnis als reziprok gilt, ist durch die gesellschaftlich festgelegten kompletten, geschlechtsspezifisch differenzierten Rollenkonfigurationen gegeben. Nach obiger Annahme sind demnach die vom lohnabhängigen Ernährer und die von der Hausfrau/Ehefrau/Mutter hergestellten Güter als äquivalent definiert; die Reziprozitätsnorm wird im Falle der traditionellen Kleinfamilie erfüllt. Allerdings impliziert diese Reziprozität aufgrund der strukturellen Abhängigkeit des domestikalen Arbeitsbereichs einen normalen, gesellschaftlich legitimen Machtvorsprung des Mannes⁹.

Abweichungen von der Reziprozitätsnorm und damit vom normalen Machtungleichgewicht ergeben sich, wenn die Güterproduktion der Frau im Verhältnis zur gesellschaftlich festgelegten Äquivalenz zu klein bzw. diejenige des Mannes zu gross ist oder – umgekehrt – wenn die Güterproduktion der Frau zu gross und

⁸ Die nachfolgenden Ausführungen lehnen sich an den Ansatz von Held (1978) an.

⁹ Im Unterschied zu Held (1978) begründen wir diesen strukturellen Ressourcenunterschied zwischen Frau und Mann nicht damit, dass der domestikale Bereich nicht in der Lage ist, die aus dem Lohnarbeitsbereich bezogenen Güter zu produzieren. Dasselbe gilt nämlich auch für den Lohnarbeitsbereich. Vielmehr sehen wir die Asymmetrie darin begründet, dass der Lohnarbeitsbereich seine Bedürfnisse dem domestikalen Bereich überbürden kann.

diejenige des Mannes zu gering ist. In einer gleichzeitigen Perspektive resultieren solche Abweichungen primär aus der Variation der Güterproduktion des Mannes, denn hier ist das Spektrum möglicher Güterproduktion breiter als bei der domestikalen Arbeiterin: die sozioökonomischen männlichen Güter (Einkommen, Status, Prestige) weisen mehr Ausprägungen auf als die domestikalen Güter (Produkte von Hausarbeit, Beziehungsarbeit und Unterstützungsarbeit). Erstere indizieren zugleich die Schichtzugehörigkeit des Mannes und die daraus abgeleitete Schichtlage von dessen Familie. Wenn die traditionelle Kleinfamilie – wie angenommen – der Reziprozitätsnorm entspricht, muss in der Mittelschicht, wo diese am häufigsten vorkommt, die Reziprozitätsnorm am ehesten erfüllt sein. In tieferen Schichtlagen hat die geringere, in höheren Schichtlagen die grössere männliche Güterproduktion Abweichungen zur Folge. Dabei dürften in der Unterschicht die subjektiven Erwartungen der Reziprozitätsnorm nicht vollständig entsprechen: Der normative Referenzpunkt dürfte sich hier nur gebrochen niederschlagen, da er mit dem Interesse am materiellen Ueberleben der Familie tendenziell kollidiert.

Im Hinblick auf den Wiedereinstieg interessieren vor allem Veränderungen der domestikalen Machtverhältnisse, wie sie sich in der traditionellen Kleinfamilie aus diachroner Sicht einstellen können. Im Verlauf der Familienkarriere variiert das Spektrum der möglichen weiblichen und männlichen Güterproduktion. Auf der Seite der Frau hängt diese Variation direkt mit der Karriere der Kinder zusammen. Von der Geburt des ersten Kindes an bleibt die Menge der produzierbaren Güter bis zur Mitte der Familienkarriere relativ konstant. Wenn die Kinder den Haushalt verlassen, geht sie indessen abrupt zurück. Parallel zu dieser Abnahme kinderbezogener domestikaler Arbeit verringert sich auch die mögliche Güterproduktion gegenüber dem Mann: die Beziehungsarbeit geht zurück, die Unterstützungsarbeit – falls vorhanden – bleibt unverändert oder reduziert sich ebenfalls. Auf der Seite des Mannes dagegen steigt die mögliche Güterproduktion nach der Familiengründung stetig an, um später – v. a. bei Aufgabe der Erwerbstätigkeit – zurückzugehen (in der Unterschicht vollzieht sich dieser Rückgang besonders rasch). Für die Entwicklung des Verhältnisses zwischen weiblichen und männlichen Ressourcen im Verlauf der Familienkarriere lässt sich folgendes sagen:

- Die Möglichkeiten der Güterproduktion sind in den ersten Phasen – bei einem immer schon gegebenen, normalen Defizit der Frau – verhältnismässig ausgeglichen. Die Frau verfügt über einen relativ breiten Bereich domestikaler Güterproduktion, der Mann steht im Genuss von lohnarbeitsbezogenen Ressourcen, ohne aber den Höhepunkt seiner Laufbahn erreicht zu haben.

- In den mittleren Phasen existiert eine Tendenz zu einem gesellschaftlich illegitimen Ressourcenvorsprung des Mannes: Die Menge der produzierbaren Güter beginnt sich für die Frau zu reduzieren, während diejenige des Mannes ihr Maximum erreicht oder dem Maximum entgegen geht. Die Verkürzung der Mutterphase, die in den letzten Jahren eingetreten ist, verstärkt diese Tendenz.

- In den späteren Phasen geht die Entwicklung je nach Schichtzugehörigkeit

des Mannes in eine andere Richtung. Berufsmobilitätsbedingte illegitime Ressourcenvorsprünge des Mannes entstehen in der Mittel- und Oberschicht. Dagegen verengt sich in der Unterschicht sowohl für die Frau als auch für den Mann das Spektrum möglicher Güterproduktion. Mit dem Ausscheiden des Mannes aus dem Erwerbsleben können sich hier sogar illegitime Vorsprünge der Frau ergeben.

Abweichungen von der Reziprozitätsnorm können zu Interessenkonflikten zwischen Frau und Mann führen, die den Einsatz von Strategien nach sich ziehen, welche die illegitime Ressourcenasymmetrie abbauen und in der Äquivalenznorm angleichen sollen. Es ist aber möglich, dass die Mobilisierung von Strategien Effekte nach sich zieht, die über das beabsichtigte Ziel hinausgehen und das Ungleichgewicht mehr als normalisieren. Es entsteht dann ein neues – umgekehrtes – illegitimes Verhältnis, das u.U. frauenemanzipatorischen Charakter hat.

Beim Vorliegen einer Verletzung der Reziprozitätsnorm wird die ressourcenmässig unterlegene Person den illegitimen Machtvorsprung der andern als störend empfinden, wogegen die ressourcenmässig überlegene Person den Gütertausch vielleicht für ungerecht hält, weil sie – gemessen an der Reziprozitätsnorm – zu viele Güter einfließen lässt. Je nachdem ob für die beteiligten Personen der Macht- oder der Austauschpekt im Vordergrund steht, ergeben sich unterschiedliche Interessen¹⁰.

Strategien zum Abbau von illegitimen Ungleichgewichten interessieren hier in ihrem Einsatz durch die Frau bei Vorliegen eines illegitimen Machtdefizits zu ihren Ungunsten, wie es gegen Ende der Mutterphase auftreten kann. Das Defizit lässt sich u.a. durch die Beschaffung zusätzlicher Ressourcen aufheben. Die dazu erforderliche Vergrößerung der eigenen Güterproduktion kann sich zunächst innerhalb der geschlechtsspezifisch zugeschriebenen weiblichen Rollenkonfiguration bewegen. Als Möglichkeit bietet sich für die Frau erhöhte domestikale Güterproduktion (etwa Schwangerschaft/Mutterschaft) an, aber auch ausserdomestikale weibliche Betätigung (Wohlfahrtstätigkeiten, Teilnahme an Kursen, etc.). Ähnlich wie domestikale Arbeit verhilft auch letztere zu Ressourcen, die deutlich weniger machtgeladen sind als lohnarbeitsbezogene Ressourcen. Erfolgreiche Erweiterung der

10 Angesichts der grundlegenden geschlechtsspezifischen Asymmetrie dürften allerdings bestimmte Interessen kaum auftauchen. Ein Abbau des extradomestikalen Status des Mannes dürfte für die Frau weniger von Interesse sein, weil hierdurch ihr eigener, abgeleiteter Status sich vermindert. Desgleichen kann der Mann kaum die Absicht verfolgen, seine lohnarbeitsbezogene Güterproduktion – zu Zwecken der Verbesserung des Austauschverhältnisses – einzuschränken, da als Folge davon sein beruflicher Status eine Einbusse erleiden muss. Hingegen kann er die Verwendung der von ihm produzierten Güter verändern. Gerade diese Möglichkeit bleibt der Frau versagt, da gerade ihre Arbeit unmittelbar adressaten/innenspezifischen Charakter hat, Produktion und Konsum untrennbar verbunden sind.

Güterproduktion dieses Typs führt zur Wiederherstellung der Reziprozitätsnorm und zum normalen Machtvorsprung des Mannes.

In zweiter Linie bietet sich der Weg an, den vom Mann abgeleiteten extradomestikalen Status zu betonen bzw. mehr als vorher zu betonen. Allerdings bleibt diese Strategie Frauen vorbehalten, deren Mann der Oberschicht angehört. Zudem setzt sie voraus, dass der Ehemann selbst ein entsprechendes Interesse hat und volle Unterstützung gewährt. Die Realisierung eines solchen Ausgleichs dürfte zu einem Machtzuwachs der Frau führen, der im Vergleich zum normalen, gesellschaftlich legitimen Machtungleichgewicht etwas zu gross ist. Gleichzeitig jedoch verstärkt sich die Abhängigkeit der Frau vom Mann.

Die dritte Strategie besteht in der Durchbrechung der geschlechtsspezifisch zugeschriebenen weiblichen Rollenkonfiguration durch die Uebernahme von männlichen Rollenelementen. An erster Stelle kommt hier die Aufnahme der Lohnarbeit in Frage. Die Tatsache, dass damit kaum je eine Reduktion der domestikalen Güterproduktion der Frau einher geht, führt einerseits zu Ueberbelastung, bedeutet aber andererseits, dass das normale Machtungleichgewicht bereits dann erreicht ist, wenn die lohnarbeitsbezogene Güterproduktion noch weit unter derjenigen des Mannes liegt. Die Aufnahme der Lohnarbeit birgt die klare Tendenz in sich, eine Machtbeziehung einzuleiten, die egalitärer ist, als es die Reziprozitätsnorm verlangt.

Ob die dritte Strategie verwirklicht wird, hängt weitgehend von der Einstellung des Mannes zur Doppelarbeit (domestikale und Lohnarbeit) seiner Frau ab. Das Machtdefizit der Frau bzw. der mögliche Anlass dafür, dass die Frau einen Wiedereinstieg erwägt, stellt gerade dann eines der wichtigsten Hindernisse für die Realisierung des Wiedereinstiegs dar, wenn der Mann einer Lohnarbeitsaufnahme gegenüber negativ eingestellt ist. Verschiedene Studien (Held und Levy, 1974; Pross, 1975, unsere eigene Untersuchung) zeigen, dass in den Schichtlagen, in denen sich die Frage des Wiedereinstiegs stellen kann, zwischen der Befürwortung weiblicher Lohnarbeit durch den Mann einerseits und Einkommen sowie Bildungsstatus des Mannes andererseits eine positive Beziehung besteht. Nur in der obersten Schicht dürfte diese Beziehung weniger vorkommen (Held, 1978). Aufgrund der Verbreitung der Zwei-Personen-Karriere in diesem Bereich der Schichtung muss die Aufnahme einer Lohnarbeit durch die Frau für den Mann einen beruflichen Ressourcenverlust bedeuten¹¹. In den übrigen Bereichen dürfte neben der mit der Bildung zusammenhängenden Liberalität der Normen des Mannes auch der Austauschpekt eine Rolle spielen: Der Ehemann, der die Güterproduktion der Frau als zu gering empfindet, wird den Wiedereinstieg bejahen. Dabei braucht das Gefühl eines ungerechten Tausches den realen Tauschverhältnissen nicht zu entsprechen.

11 Aus dieser Sicht erscheint domestikale Unterstützungsarbeit als *unmittelbar* lohnarbeitsrelevante Machtressource des Mannes.

2.3. DAS DOMESTIKALE ARBEITSVERMÖGEN

Ob ein illegitimer Machtvorsprung des Mannes dazu führt, dass die Frau Ausgleichsstrategien einsetzt, hängt – ebenso wie der gewählte Strategietyp – von ihren intrapersonalen Handlungsvoraussetzungen ab. Wir behaupten, dass im domestikalen Arbeitszusammenhang als Teil des weiblichen Sozialcharakters ein Arbeitsvermögen entwickelt wird, das der Durchsetzung von weiblichen Machtansprüchen eher hinderlich ist. Des weiteren nehmen wir an, dass dieses domestikale Arbeitsvermögen im Falle eines Wiedereinstiegs deutlichen Einfluss ausübt auf Art und Ausmass der von der Frau gewünschten Lohnarbeit. Schliesslich erklärt die Beschaffenheit des domestikalen Arbeitsvermögens teilweise die Diskriminierung der Frauen auf dem Arbeitsmarkt und im Beschäftigungssystem (vgl. Abschnitt 3.2).

Die Auseinandersetzung der Frau mit Anforderungen, die der domestikale Arbeitsprozess an sie stellt, ist ein permanenter Erwachsenensozialisationsprozess, in dem sich das Subjekt besondere Handlungsvoraussetzungen erwirbt, die sich idealtypisch umschreiben lassen¹². In Anlehnung an Volpert (1979) lassen sich Kompetenzen und Motive unterscheiden.

„Kompetenzen“ sind Elementen- und Regelsysteme zur Erzeugung und Durchführung von Plänen, die der domestikalen Arbeiterin zur Verfügung stehen und im Lernprozess immer mehr verfeinert werden. Als Elemente sind Einzeltätigkeiten zu begreifen, die zunehmend zu (materiellen und immateriellen) Fertigkeiten verschmelzen, welche mit immer weniger Aufmerksamkeitszuwendung eingesetzt werden können. Die Regeln ihrerseits entwickeln sich, indem die Möglichkeiten und Ergebnisse der Arbeit immer besser erfasst und die Fähigkeiten verbessert werden, aus verschiedenen Möglichkeiten der Problembearbeitung die wirkungsvollste auszuwählen.

Unter „Motiven“ sind die subjektiven Antriebe bzw. Interessen und Bedürfnisse der domestikal Tätigen zu verstehen. Ihnen entsprechen hierarchische Systeme der Bewertung von Tätigkeiten und Tätigkeitsbereichen, die sich in der domestikalen Arbeit beim Subjekt entwickeln.

Kompetenzen:

– Materielle domestikale Arbeit (Hausarbeit) kennzeichnet sich durch eine repetitive Struktur. Auch die Rationalisierung der Hausarbeit verändert nichts am alltäglich wiederkehrenden Charakter der materiellen Versorgungstätigkeit. Aus dieser Arbeit entwickelt sich die besondere sensumotorische Fähigkeit, mit Material geschickt und sensibel umzugehen. Hausarbeit umfasst auch die Gestaltung des Arbeitsplatzes „Haushalt“; sie lässt daher zusätzlich eine Sensibilität für die Qualität der Umgebungsgestaltung entstehen (Belser und Hagmann, 1980).

¹² Das domestikale Arbeitsvermögen wird nicht allein in der domestikalen Arbeitstätigkeit der erwachsenen Frau erworben. In Antizipation des domestikalen Erwachsenenendaseins der Frau vermitteln sowohl familiale wie auch schulische Sozialisationsinstanzen allen Mädchen entsprechende Fähigkeiten und Bedürfnisstrukturen.

— Adressaten/innen domestikaler Arbeit sind dem Subjekt unmittelbar nahestehende Personen in einem überschaubaren Sozialkontext. Ausgehend von den Bedürfnissen dieser Personen orientiert sich das expressive, nicht-instrumentelle Verhalten der domestikalen Arbeiterin an der Strukturierung des Stroms affektiver Zuwendung und an der Herstellung familialer Gemeinsamkeit. Personenbezogene Sensibilität und Empathie sind daher wesentliche soziale Kompetenzen der domestikal Tätigen. Sie verquicken sich gleichzeitig mit der Eigenschaft, eigene Ansprüche zurückzustellen, aufzuschieben oder gar nicht erst entstehen zu lassen. Anpassungs- und Einordnungsbereitschaft korrespondieren der Fähigkeit des Mitfühlens und der Zugewandtheit zum Mitmenschen.

— Die domestikal Tätige steht in einem Verhältnis der Vertrautheit zu ihrer Arbeitsumgebung. Weitgehend ohne systematisches Wissen geht das Verstehen einer Situation in erfolgreiches Handeln über. Die Wirklichkeit wird durch intuitives Lernen, durch konkrete Erfahrungssammlung und -anwendung angeeignet. Neu anfallende Probleme müssen meist durch Kreativität und Intuition gelöst werden. Zu den typischen kognitiven Kompetenzen zählen personen- und erfahrungsbezogenes, intuitives und konkretes Denken.

— Domestikale Arbeit kennzeichnet sich durch ein zeitliches Nebeneinander verschiedener Arbeitsabläufe, die unterschiedliche Tätigkeiten und Tätigkeitsabfolgen erfordern und auf unterschiedlichen Anspruchsniveaus angesiedelt sind. Die Bewältigung dieser Arbeitssituation setzt eine Planung voraus, welche die verschiedenen Arbeitsabläufe miteinander kombiniert, gleichzeitig aber so flexibel ist, dass — insbesondere bei Anwesenheit von Kindern — kurzfristig Veränderungen vorgenommen werden können. Solche Veränderungen erfordern ein rasches Einschätzen der Situation und ein schnelles, unvorhergesehenes Setzen von Prioritäten. Die domestikale Arbeiterin entwickelt also die organisatorische Fähigkeit, Tätigkeiten unter Aufrechterhaltung einer grösstmöglichen Flexibilität kombinierend zu planen.

Motive:

— Angesichts der fehlenden Arbeitsteilung vollzieht die domestikale Arbeiterin eine persönliche "Synthesis" (Ostner, 1978) von Einzeltätigkeiten; bis zu seiner Vollendung bleibt der Arbeitsvorgang für die geistige Vorstellung unmittelbar konkret. Auch die Auswirkungen ihres Tuns ("Konsum") erlebt die Arbeitende selber mit. Dabei wächst ein Interesse am konkreten Nutzen von Tätigkeiten heran. Nicht ausserhalb der Arbeit liegende Ziele und nicht überwachende Kontrolle, sondern inhaltliche Erfordernisse motivieren zur Arbeit. Das Verhältnis zur Arbeit ist primär gebrauchswertorientiert.

— Die Belohnung domestikaler Arbeit liegt in den materiellen Arbeitsergebnissen selber, in der Befriedigung der Bedürfnisse anderer und/oder in der familialen Gemeinsamkeit. Domestikal Tätige streben daher mehr nach "innerer" als nach "äusserer" Belohnung (Belser und Hagmann, 1980).

— Die Identität von affektiven Arbeitsbeziehungen und die Zentralität der Beziehungsarbeit lassen domestikal Tätige ein ausgeprägtes Bedürfnis nach sozialen Kontakten, nach Zuwendung und Geborgenheit entwickeln. Umgang mit Menschen ist wichtiger als Umgang mit Sachen oder Symbolen. Dafür spricht auch die Unterscheidung zwischen Hausfrauen- und Mutterrolle, welche Frauen in ihren Aussagen so stark betonen.

Nicht alle Fähigkeiten, die domestikale Arbeit fördern, lassen sich unter domestikalen Bedingungen voll entfalten. Ebenso können Bedürfnisse, die im domestikalen Lebenszusammenhang entstehen, nur beschränkt befriedigt werden. Zwischen Kompetenzen/Bedürfnissen und deren Realisierung besteht ein Widerspruch: die domestikalen Arbeitsverhältnisse fesseln die domestikalen "Produktivkräfte" (Prokop, 1976). Dieser Widerspruch äussert sich in psychosomatischen Störungen der Frauen, in Ich-Schwäche, in emotionaler Abhängigkeit, in Angst und diffuser Unbefriedigtheit. So bleiben denn die rudimentären Formen bedürfnisbezogenen Handelns unentwickelt und deformiert in einer Situation, die Abhängigkeit, Fremdbestimmtheit und (innere wie äussere) Isolation bedeutet und die weder Autonomie noch die Entwicklung eines Selbst zulässt.

Als individuelle Voraussetzung zur Ausbalancierung von illegitimen domestikalen Machtungleichgewichten erscheint uns das domestikale Arbeitsvermögen eine denkbar ungünstige "Ressource" zu sein. Der Abbau solcher Asymmetrie erfordert zunächst die Entwicklung und dann die Durchsetzung eigener Interessen, was der Ausrichtung auf die Bedürfnisse des Mannes entgegenlaufen und das Zurückstellen der Empathie notwendig machen kann. Damit geht die Frau das Risiko ein, Zuwendung zu verlieren und die familiäre Gemeinsamkeit zu beeinträchtigen. Die Durchsetzung eigener Machtansprüche ist domestikalen Kompetenzen und Motiven tendenziell entgegengesetzt, wenn damit eheliche Konflikte ausgelöst werden. Dies bestärkt unsere Vermutung, dass ein illegitimer Machtvorsprung des Mannes vor allem dann durch Wiedereinstieg in die Lohnarbeit abgebaut wird, wenn auch der Mann ein Interesse daran hat und die Bestrebungen der Frau deutlich unterstützt.

Im domestikalen Arbeitsvermögen ist desweiterm einer der Faktoren zu sehen, welche erklären, weshalb die Ausweitung der weiblichen Güterproduktion qua Wiedereinstieg nicht von einer komplementären Uebernahme domestikaler Funktionen durch den Mann begleitet wird. Mit dem Wunsch nach Wiedereinstieg geht das Interesse der Frau an familialen Beziehungen und an familialer Verständigung nicht zurück. Sofern die Produktion der "gemeinsamen Sache" an ein materielles Substrat gekoppelt ist, kann die Frau nur ein beschränktes Interesse daran haben, Hausarbeit an andere abzugeben. Die verbreitete Nachfrage nach Teilzeitarbeit lässt sich als typische Resultante dieser komplexen Bedürfniskonstellation betrachten.

Schliesslich bestimmt das domestikale Arbeitsvermögen die Art der Lohnarbeit, die beim Wiedereinstieg gewünscht wird. Wenn Frauen in erster Linie eine Beschäftigung suchen, die Kontakt zu Arbeitskollegen/innen ermöglicht, so zeigt sich darin der Wunsch nach Kompensation der domestikalen Isolation. Im Interesse an Lohnarbeit, die sich direkt an Menschen richtet, kommt das Bedürfnis nach Generalisierung der Tatsache zum Ausdruck, dass im domestikalen Arbeitsbereich andere Personen

unmittelbare Adressaten/innen der Arbeit sind. Frauen möchten ihre sozialen und kognitiven Kompetenzen im Lohnarbeitsbereich einsetzen und ihre sozialen Bedürfnisse realisieren.

Frauen dürften sich auch vor allem für Lohnarbeit interessieren, bei der der Arbeitsprozess überschaubar und dessen Nützlichkeit sichtbar ist. Hierin spiegelt sich die Ganzheit des domestikalen Arbeitsprozesses, die Gebrauchswertorientierung und die Bedeutung intrinsischer Motive in der domestikalen Arbeit ¹³.

3. ASPEKTE DER LOHNARBEIT

Lohnarbeit als dominierende Arbeitsform in unserer Gesellschaft hat von Seiten der Soziologie sehr viel mehr Aufmerksamkeit erfahren als die domestikale Arbeit. Wirtschafts-, Berufs-, Industrie- und Organisationssoziologie haben sich im besonderen mit den spezifischen Merkmalen der Lohnarbeit befasst. Die meisten dieser Spezialgebiete behandeln auch geschlechtsspezifische Unterschiede, allerdings in der üblichen Weise als zusätzlichen, besonderen Aspekt.

Trotzdem stehen zur Konzeptualisierung weiblicher Lohnarbeit vielfältige Theorien und Erklärungsansätze auf unterschiedlichen Abstraktionsniveaus und mit Bezug auf unterschiedliche Systemebenen zur Verfügung. Nach einer allgemeinen Kurzbeschreibung der Lohnarbeit werden wir im folgenden zwei Ansätze heranziehen, die uns zur Konzeptualisierung von unterbrochenen Lohnarbeitsbiographien auf dem individuellen Niveau geeignet scheinen. Beide Ansätze gehen von der Arbeitsteilung aus, die zur Folge hat, dass sich die Lohnarbeitenden so in Gruppen aufteilen, dass die Konkurrenz mehr oder weniger verschwindet.

Lohnarbeitsverhältnisse setzen die Warenform des menschlichen Arbeitsvermögens voraus. Auf dem Arbeitsmarkt tauschen die Menschen ihre individuelle Arbeitskraft gegen die Mittel zum Erwerb der Voraussetzungen ihres Lebens und Ueberlebens. Unter der Kontrolle des Kapitals wird die Arbeitskraft im Lohnarbeitsprozess eingesetzt und verwertet. Gleichzeitig treten auch öffentliche Instanzen als Arbeitgebende auf.

Lohnarbeit stellt entweder warenförmige Güter und Dienstleistungen her, die auf dem Markt auf entsprechende Kaufkraft treffen, deren Produktion also wirtschaftlichen Gewinn verspricht; oder sie bearbeitet Aufgaben, die als "öffentliches Problem oder als öffentliche Aufgabe" anerkannt sind, für deren Bearbeitung vom Staat oder andern öffentlichen Körperschaften die notwendigen Mittel zur Verfügung gestellt werden. Aufgaben, Probleme oder Bedürfnisse, die diesen Bedingungen nicht entsprechen, werden auf andere Formen von Arbeit wie domestikale Arbeit oder sonstige "Gratarbeit" (ehrenamtliche Tätigkeiten, "Eigenarbeit") verwiesen (Beck, Brater und Daheim, 1920, 244–248).

Als Arbeit unter Tauschbedingungen hat Lohnarbeit immer eine "doppelte Zweckstruktur". Einerseits dient sie der Beschaffung von Tauschmitteln für die

¹³ Damit wird keineswegs ausgeschlossen, dass Frauen Tauschwertinteressen, Bedürfnisse nach extrinsischen Gratifikationen und Interesse an Symbolen und Sachen haben. Doch ist zu vermuten, dass sich solche Motivstrukturen erst dann manifest äussern, wenn entsprechende Erfahrungen gemacht worden sind.

am Arbeitsprozess Beteiligten, andererseits der Herstellung von Gütern und Dienstleistungen für einen Markt oder der Bearbeitung "öffentlicher Aufgaben". Mit Beck, Brater und Daheim lassen sich diese beiden Zwecke als die beiden Rationalitätsanforderungen konzeptualisieren, denen jede Lohnarbeit genügen muss: (privater) Tauschzweck und (gesellschaftlicher) Gebrauchszweck (S. 244). Wir verstehen dabei unter "Gebrauchswert" die konkrete Nützlichkeit der Arbeit, unabhängig davon, wer dieser Nützlichkeit wie definiert. Für die Tauschwertseite möchten wir folgende Dimensionen unterscheiden:

- materielle Gratifikation,
- positionale Gratifikation (Stellung in der Hierarchie, Macht über andere Personen),
- Autonomie (Definition von Gebrauchswert bzw. gesellschaftlicher Nützlichkeit, Bestimmung über die Art der Problembearbeitung),
- soziale Ausgestaltung des Arbeitsplatzes.

Die "doppelte Zweckstruktur" hat Folgen für den Arbeitsprozess:

- Keiner der beiden Zwecke darf den Arbeitsprozess "rein" bestimmen. Eine ausschliessliche Orientierung am Gebrauchszweck würde zu einer Vernachlässigung der Tauschmittel der am Arbeitsprozess Beteiligten führen, während eine ausschliessliche Orientierung am Tauschzweck die Herstellung des Gebrauchswerts vernachlässigen würde.
- Der private Tauschzweck – die Durchsetzung der ökonomischen und sozialen Interessen der am Arbeitsprozess Beteiligten – lässt sich nur durch die Produktion von Gütern und Dienstleistungen oder die Bearbeitung "öffentlicher Aufgaben" erreichen. Deren konkreter Gebrauchswert jedoch bleibt für die Arbeitenden oft ein abstraktes Ziel. Die Durchsetzung ihrer Tauschinteressen als Arbeitserfolg kann losgelöst von den inhaltlichen Besonderheiten der Arbeit geschehen. Zur Erfüllung des Gebrauchszwecks hingegen muss der Erfolg der Arbeit aufgaben- und funktionsspezifisch eintreten. (Beck, Brater und Daheim, S. 244).

Neben diesen grundlegenden Gegensatz zwischen zwei Rationalitätsanforderungen, der für alle Arbeit unter Tauschbedingungen (inkl. einfache Warenproduktion) Gültigkeit hat, treten im Fall der Lohnarbeit weitere Gegensätze. Am wichtigsten und grundlegendsten ist derjenige zwischen Lohnarbeitenden und Personen, die Kapital besitzen bzw. verwalten. Die Tauschinteressen dieser beiden Gruppen stehen in einem direkten Konkurrenzverhältnis zueinander. Für unsere Fragestellung ist ein weiterer Gegensatz relevant, der sich ergibt aus der Differenzierung der Lohnarbeitenden in Gruppen mit unterschiedlichen Chancen, ihre Tauschinteressen durchzusetzen. Sowohl Arbeitsmarkt- und Beschäftigungssystemsegmentierung als auch geschlechtsspezifische Diskrimination und berufliche Differenzierung lassen solche unterschiedliche Gruppen von Lohnarbeitenden entstehen.

3.1. SEGMENTIERUNG VON ARBEITSMARKT UND BESCHÄFTIGUNGSSYSTEM

Die grundlegende Asymmetrie zwischen Arbeitskraft Anbietenden und Arbeitskraft Nachfragenden erhält im fortgeschrittenen Kapitalismus im Zuge der Heterogenisierung der Lohnabhängigen unterschiedliche Ausprägungen. Auf dem Arbeitsmarkt lassen sich mehrere Paare von Anbietenden und Nachfragenden (Arbeitsmarktsegmente) identifizieren; und im Beschäftigungssystem können Beschäftigtengruppen unterschieden werden, die den Arbeitsmarktsegmenten weitgehend entsprechen.

Die Segmente unterscheiden sich durch ihre je besondere, mehr oder weniger institutionalisierte Regelung der Zuweisung von Arbeitskräften zu Positionen (Rekrutierung auf dem Arbeitsmarkt, Mobilitätsketten), der Gratifikation (v. a. monetäre Gratifikation und Position im hierarchischen Arbeitsplatzsystem) und des Qualifikationserwerbs (Sengenberger, 1975; Doeringer Piore, 1971 u.a.). Sie sind gegeneinander nur einseitig durchlässig: Intersegmentäre Aufstiegprozesse von Beschäftigten gibt es kaum, Abstieg in das nächstuntere Segment dagegen ist immer möglich.

3.1.1. DIE SEGMENTE

Wichtigste Grenze ist diejenige zwischen dem primären Segment und dem sekundären oder unspezifischen Segment. Sie unterteilt das Beschäftigungssystem in zwei Teile, die sich in Lohnhöhe, Mobilität, Sicherheit des Arbeitsplatzes und Qualifikationserwerb deutlich unterscheiden. Desweiteren verläuft innerhalb des primären Segments eine Trennungslinie zwischen dem betriebspezifischen und dem fachspezifischen Segment ¹⁴.

a) Betriebsspezifisches Segment:

Es umfasst bestimmte Arbeitsplätze in einer oder mehreren Produktions- und Dienstleistungsstätten (meist einer Unternehmung). Für die hierarchisch untersten Positionen dieses Segmentes, die sogenannten entry positions, werden auf einem externen Arbeitsmarkt Arbeitskräfte rekrutiert, die in der Regel über eine höhere Ausbildung verfügen. Durch segmentinterne vertikale Mobilitätsketten sind die entry positions mit den oberen Positionen hierarchisch und z. T. inhaltlich verknüpft. Die Mobilitätsprozesse unterliegen interner Regelung und erfolgen entweder nach dem Senioritätsprinzip oder aufgrund von Leistungseinschätzungen.

¹⁴ Die Unterteilung des primären in ein betriebspezifisches und ein fachspezifisches Segment entstammt der bundesdeutschen Diskussion. Ein fachspezifisches Segment kann durch die spezifische Organisation der beruflichen Qualifizierung entstehen, wie wir sie etwa in der BRD, nicht aber in den angelsächsischen Ländern kennen.

Sieht man von den Eintrittspositionen ab, so verfügen die Arbeitskräfte – über ihre formelle Ausbildung hinaus – über betriebsspezifische, am Arbeitsplatz informell erworbene Qualifikationen. Daher hat der Betrieb ein Interesse daran, Fluktuationen der Arbeitskräfte zu vermeiden, und schüttet symbolische sowie materielle Gratifikationen aus. Um die betrieblichen Interessen gegenüber den Arbeitskräften in den ranghöchsten Positionen zu sichern, werden private Tauschinteressen mit betrieblichen Interessen verknüpft (Gewinnbeteiligung). Desweiteren bewirken besondere symbolische Gratifikationen die Identifikation der Arbeitenden mit den organisatorischen Zielen des Betriebs und eine Kontrolle der Arbeitenden aufgrund ihrer verinnerlichten Bindung an den Betrieb (Olk et al. 1979).

Die Angehörigen des betriebsspezifischen Segments nehmen in der Hierarchie aller Beschäftigten die höchsten Positionen ein. Sie haben am meisten Möglichkeiten, über andere Beschäftigte und über andere Arbeitsverfahren Kontrollen auszuüben; ihre Arbeitsaufgaben weisen einen hohen Komplexitätsgrad auf, und die Sicherheit des Arbeitsplatzes ist ihnen gewährleistet. Es gelingt ihnen in hohem Masse, ihre Tauschinteressen abzusichern.

b) Fachspezifisches Segment:

An den Arbeitsplätzen dieses Segments werden in erster Linie berufs- und branchenspezifische Qualifikationen eingesetzt. Für die Positionszuweisung und die Gratifikation gelten weitgehend institutionalisierte Regelungen, seien es Vereinbarungen zwischen Arbeitgebenden und Gewerkschaften/Berufsverbänden, seien es verwaltungsmässige oder gesetzliche Normen.

Die Mobilität der Arbeitskräfte verläuft meist horizontal zwischen verschiedenen betrieblichen Einheiten, segmentinterne Mobilitätsketten sind sehr kurz.

Qualifikationen werden vorwiegend in standardisierten, öffentlich lizenzierten formellen Ausbildungen erworben, die zum Teil ausserhalb des Beschäftigungssystems im Bildungssystem erfolgen. Abgesehen von Anpassungsprozessen bei technisch-organisatorischen Veränderungen, spielen arbeitsplatzbezogene Weiterbildung und on-the-job training eine geringe Rolle. Allerdings erfordern Arbeiten in diesem Segment auch Kompetenzen, die an die lohnarbeitende Person gebunden sind, z. B. Erfahrungswissen (Geser, 1981). Ähnlich wie im betriebsspezifischen Segment lässt sich auch hier das Prinzip der Maximierung der äusseren Kontrolle nicht durchhalten, sondern ist ein bestimmtes Mass an innerer Kontrolle notwendig. Gleichzeitig wird durch die Institutionalisierung und Standardisierung der Qualifikationsprozesse die Arbeitsleistung vorhersehbar gemacht und dadurch eine gewisse Austauschbarkeit der Arbeitskräfte erreicht. In der Beschäftigtenhierarchie bekleiden fachspezifische Arbeitskräfte mittlere Positionen.

c) *Unspezifisches oder sekundäres Segment:*

Positionszuweisung und Gratifikation unterliegen hier annähernd vollständigen Wettbewerbsbedingungen, d.h. dass der Lohnsatz ein wirksames Arbeitsmarktregulativ darstellt. Der Umfang dieses Segments hängt stark von der konjunkturellen Lage ab, sodass die Beschäftigten grossen Arbeitsmarktrisiken ausgesetzt sind.

An den Arbeitsplätzen finden unspezifische, "Jedermanns"- bzw. "Jedefrau"-Qualifikationen Verwendung, on-the-job training erfolgt nur in geringem Masse. Im Vordergrund stehen ausführende, repetitive Tätigkeiten mit niedrigem Komplexitätsgrad. Die Arbeitenden üben keine Kontrolle über andere Arbeitskräfte oder über Arbeitsverfahren aus.

Viele Beschäftigte des unspezifischen Segments sind trotz ihrer geringen Qualifikationen für ihre Arbeit überqualifiziert. Sie haben in der schulischen Sekundärsocialisation und u.U. in einer beruflichen Ausbildung Kompetenzen erworben, die sie am Arbeitsplatz nicht oder nur in Ausnahmefällen einsetzen können (vgl. z.B. bei Weltz (1979) das Beispiel der Textilnäherinnen, die nach der Lehre an denselben Arbeitsplätzen wie Frauen ohne Lehre tätig sind).

Die Aufrechterhaltung der Segmentierung liegt durchaus im Interesse der Betriebe. Deren wirtschaftliche Flexibilität wird insbesondere durch die Trennung der Arbeitskraft in eine Stammbesellschaft (primäres Segment) und eine fluktuierende Randbesellschaft (Sekundäres Segment) erhöht. Der Grad der Autonomie der Betriebe gegenüber Interessen und Motiven der Arbeitskräfte ist umso grösser, je mehr die betriebliche Politik gegenüber den Ansprüchen der Arbeitenden neutralisiert werden kann. Eine wirksame Strategie dafür liegt in der Maximierung der Austauschbarkeit der Arbeitskräfte durch Arbeitszerlegung, Teilmechanisierung und Verstärkung der äusseren Kontrolle (Olk et al., 1979), in jüngster Zeit auch durch den Einsatz von Mikroelektronik, der den Arbeitsprozess durch Externalisierung von Wissen organisiert (Geser, 1981). Das Interesse von immer mehr Arbeitenden konzentriert sich dann auf die materiellen Gratifikationen, die der Betrieb bereitstellt.

Durch das unterschiedlich grosse Verteidigungspotential der Lohnarbeitenden der verschiedenen Segmente verstärkt sich die Ungleichheit zwischen den Segmenten. Obwohl daraus den Beschäftigten eine vorteilhafte Schwächung der Gesamtheit der Beschäftigten erwächst, ergreifen letztere kaum Massnahmen zur Nivellierung der Segmentierung. Während den Arbeitskräften des unspezifischen Segments die entsprechenden politischen Instrumente fehlen, widersprechen die Interessen der Angehörigen des primären Segments selbst dem Abbau der Ungleichheit (Offe, 1977). Ein Ausdruck davon ist das verengte Repräsentationsspektrum gewerkschaftlicher Politik. Als Ergebnis der Interaktion zwischen Interessen von Arbeitgebenden und solcher verschiedener Gruppen von Lohnarbeitenden wirken die Prozesse der Abschottung der Segmente als Regelkreise mit positivem Feedback.

Mit der Veränderung der Wirtschafts- und Arbeitsplatzstruktur entwickelt sich die Segmentierung des Beschäftigungssystems fort. Die ausgeprägte Arbeitsteilung

des modernen Produktionsprozesses enthält eine wirtschaftliche Arbeitsteilung und eine soziale Arbeitszerlegung. Wirtschaftliche Arbeitsteilung meint die über den Markt vermittelte Aufteilung der Herstellung von Gütern und Dienstleistungen auf einzelne Branchen, Organisationen und Betriebe. Mit der sozialen Arbeitszerlegung ist die innerorganisationell administrierte Zerlegung des Produktionsprozesses in einzelne Produktionsfunktionen, Arbeitsaufgaben und Arbeitsschritte angesprochen (Windolf, 1981). Die durch diese Arbeitszerlegungsprozesse definierten Einzelarbeiten werden in charakteristischer Weise zu Arbeitsplätzen, d.h. zu den von einer Arbeitskraft erwarteten Verrichtungen zusammengefasst.

Seit einiger Zeit erfolgen nun Arbeitszerlegung und Zusammenfassung einzelner Verrichtungen zu Arbeitsplätzen so, dass sich eine Polarisierung der Segmentierung abzeichnet; eine ansatzweise Erosion des fachspezifischen zugunsten des betriebs- und des unspezifischen Segments findet statt (Bravermann, 1977):

- Planung und Ausführung des Produktionsvorganges werden getrennt. Während Planungstätigkeiten (inkl. Vorbereitung und Kontrolle des Produktionsvorgangs) zu einem Arbeitsplatz zusammengefasst werden, erfolgt die Ausführung an einem andern Arbeitsplatz. Damit geht die Mischung von Tätigkeiten und Wissensformen, die Arbeitsplätze des fachspezifischen Segments charakterisiert, tendenziell verloren.
- Anforderungen an einem Arbeitsplatz werden homogener dadurch, dass möglichst alle Verrichtungen, die eine spezifische Qualifikation voraussetzen, an einem besonderen Arbeitsplatz vereinigt werden. Die Grenzen zwischen den Segmenten werden eindeutiger.
- Die weitmöglichste Substituierung von menschlicher Arbeit durch Kapital hat zur Folge, dass externalisierte, für das unspezifische Segment typische Wissensformen die traditionellen Wissensformen des fachspezifischen Segments ersetzen (Geser, 1981).
- Der Produktionsprozess wird in symbolischer Form dupliziert. Dies führt zu einer Expansion der "sekundären" Arbeit (Herstellung von Wissen für Planung, Organisation, Produktherstellung und -verteilung) und der "tertiären" Arbeit (Koordination der Arbeitsabläufe), die zunächst sowohl im betriebspezifischen wie auch im fachspezifischen Segment angesiedelt ist. Doch leitet die Entwicklung der Arbeitszerlegung (Rationalisierung, Einführung der Mikroelektronik) gerade auch hier eine Polarisierung der Arbeitsplätze in solche des betriebspezifischen und solche des unspezifischen Segments ein.

3.1.2. SEGMENTIERUNG UND LOHNARBEIT VON FRAUEN

Lohnarbeitende Frauen treffen wir in allen Segmenten an. Im unspezifischen Segment sind Frauen deutlich überrepräsentiert, im fachspezifischen eher unterrepräsentiert und im betriebspezifischen eindeutig unterrepräsentiert ¹⁵.

Die Konzentration auf das unspezifische Segment teilen Frauen mit anderen "Problemgruppen des Arbeitsmarktes", die über alle über eine beschäftigungssystemexterne "Alternativrolle" verfügen (Offe, 1977). Im Falle der Frauen handelt es sich um die primäre Rolle der domestikalen Arbeiterin. Aufgrund der spezifischen Anforderungen dieser beschäftigungssystemexternen Rolle stehen deren Inhaber/innen dem Lohnarbeitsprozess nur begrenzt zur Verfügung. Dies schlägt sich in der Beschäftigungspolitik der Betriebe umso stärker nieder, je positiver der Rückzug der Beschäftigten aus dem Lohnarbeitsprozess zugunsten der externen Rolle gesellschaftlich bewertet wird.

Zugehörigkeit zum sekundären Segment und domestikale Rolle der Frauen verstärken einander gegenseitig und lassen einen Teufelskreis entstehen. Die Existenz der den Frauen zugeschriebenen domestikalen Arbeit beeinflusst sowohl die betriebliche Allokationspolitik (statistische Diskrimination) wie auch Verhalten und Dispositionen der arbeitenden Frauen selbst. Antizipierend werden Frauen auf dem Arbeitsmarkt Positionen des sekundären Segments zugewiesen. Dort treffen sie Arbeitsbedingungen an, die es verunmöglichen, intrinsische Arbeitsmotivation und Interesse an Weiterbildung zu entwickeln. Domestikale Arbeit als "Einfachbelastung" gewinnt daher an Attraktivität; wie die meisten Beschäftigten des sekundären Segments steigen dann Frauen gerne aus dem Lohnarbeitsprozess aus. Dies wiederum bestärkt die Betriebe in ihrer frauendiskriminierenden Politik, und so weiter.

Bei Frauen, die ihre Lohnarbeit abgebrochen haben und sie wiederaufnehmen, hängt die Segmentszugehörigkeit des neuen Arbeitsplatzes unter anderem davon ab, in welchem Segment der frühere Arbeitsplatz gelegen hat:

— Wenn Frauen vor dem Unterbruch im unspezifischen Segment tätig gewesen sind, werden sie auch wieder in dieses Segment einsteigen. Sie vollziehen innerhalb des Beschäftigungssystems eine horizontale Bewegung. Dabei kann sich der neue Arbeitsplatz bezüglich Tätigkeitsinhalt, Branche und Betrieb vom früheren unterscheiden.

— Frauen, die vor dem Unterbruch im fachspezifischen Segment gearbeitet haben, droht beim Wiedereinstieg ein beruflicher Abstieg. Falls sie weiterhin im angestammten Beruf arbeiten und nicht — z.B. wegen Qualifikationsverlust — in die

- 15 Ausgehend von dieser Verteilung haben verschiedene Autoren/innen versucht, die spezifischen Lohnarbeitsverhältnisse von Frauen aus deren Zugehörigkeit zum sekundären Segment zu erklären. Da der Segmentierungsansatz keine geschlossene, in sich völlig konsistente Theorie ist (Freiburghaus/Schmid 1975), werden die verschiedenen Elemente, welche Segmentierung beschreiben und erklären, unterschiedlich gewichtet. Barron und Norris (1976) sehen in der Lohnhöhe das entscheidende Kriterium, Sokoloff (1980) in den Mobilitätsketten bis an die Spitze der Unternehmen. Beide Ansätze ziehen die Grenze zwischen primärem und sekundärem Segment so, dass die Zahl der Frauen im primären Segment verschwindend klein wird. Dagegen betrachten Olk et al. (1979) die Arbeitsplatzsicherheit (Stammebelegschaft vs. Randbelegschaft) als wichtigstes Kriterium. Frauen mit ihren meist unterbrochenen Lohnarbeitsbiographien sind dann selten in der Stammebelegschaft anzutreffen.

Kategorie der unspezifisch Beschäftigten absinken, werden sie vermutlich im selben Wirtschaftssektor wie früher und in derselben Branche eine tiefere Position als vor dem Unterbruch einnehmen.

— Frauen, die vor dem Unterbruch an einem Arbeitsplatz des betriebspezifischen Segments tätig gewesen sind, werden beim Wiedereinstieg kaum an ihre frühere Position auf den segmentinternen Mobilitätsketten anknüpfen können. Falls sie im betriebspezifischen Segment verbleiben und nicht ins fachspezifische Segment absteigen, werden sie am ehesten eine entry position bekleiden.

Eine oft praktizierte und beliebte Form des Kompromisses zwischen den Anforderungen domestikaler Arbeit und denjenigen der Lohnarbeit ist die Teilzeitarbeit. Auch in unserer eigenen Untersuchung wünscht der Grossteil der Wiedereinstiegsfrauen eine Teilzeitstelle. Entsprechende Arbeitsplätze finden sich schwerpunktmässig in industriellen Hilfsberufen sowie bei gering qualifizierten Tätigkeiten des Dienstleistungsbereichs (Büro, Verkauf). Sie sind also ausgeprägt konjunkturabhängig bzw. besonders durch Rationalisierung gefährdet.

Das Lohnniveau ist bei Teilzeitarbeit relativ gering. Doch beachten Frauen, die eine Teilzeitarbeit suchen, das Lohnniveau weniger als andere Fragen wie Arbeitszeitregelung und Arbeitsbedingungen (Brandt et al., 1976). Darüberhinaus ist die Durchsetzung von Lohnforderungen objektiv erschwert, da das Verhältnis von Angebot und Nachfrage auf dem Teilzeitarbeitsmarkt für Frauen weitaus ungünstiger aussieht als auf dem Ganztagsarbeitsmarkt (Lenhart, 1976).

Auch die Arbeitsplatzsicherheit ist im Fall der Teilzeitarbeit gering. Da die Teilzeitarbeit sowohl von den Frauen selbst als auch von den andern Beschäftigten häufig als Gelegenheitsarbeit betrachtet wird, fehlt bei Entlassungen das notwendige Konfliktpotential. Dennoch zeigen Teilzeitarbeiterinnen nicht weniger Arbeitsproduktivität als Vollzeitarbeiterinnen. Im Gegenteil, an Arbeitsplätzen mit grosser Monotonie und psychischer Belastung steigen die Leistungen bei Teilzeitarbeit sogar an (Peikert, 1976, 505).

Teilzeitarbeit verstärkt die Uebersvertretung der Frauen im unspezifischen Segment, denn

- im betriebspezifischen Segment wird Teilzeitarbeit nur in Ausnahmefällen angeboten,
- im fachspezifischen Segment ist Teilzeitarbeit an das enge Spektrum frauenspezifischer Berufe gebunden,
- im unspezifischen Segment werden am meisten Teilzeitarbeitsplätze angeboten.

Die segmentspezifischen Mobilitätsprozesse einerseits und die Verantwortung der Frauen für die domestikale Arbeit, die Teilzeitarbeit notwendig macht, andererseits führen uns zur Annahme, dass Frauen nach einem Wiedereinstieg noch eher als vor dem Unterbruch an Arbeitsplätzen des sekundären Segmentes arbeiten.

3.2. POSITIONALE DISKRIMINIERUNG DER FRAUEN IM BESCHÄFTIGUNGSSYSTEM

Die Segmentierung von Arbeitsmarkt und Beschäftigungssystem kann die Häufung der lohnarbeitenden Frauen im sekundären Segment erklären. Es steht aber ausser Zweifel, dass sie für die Schlechterstellung der Frauen in ihrer Gesamtheit keinen Erklärungssatz liefert. Quer durch das Positionsgefüge aller Segmente läuft nämlich eine geschlechtsspezifische Segregation, die nach wie vor der Konzeptualisierung bedarf.

Von den Tätigkeitsinhalten her lässt sich diese Segregation nicht erfassen, ist doch die kulturelle Definition "weiblicher" Tätigkeiten variabel. Eine Konstante stellt vielmehr die positionale Diskriminierung dar. Innerhalb jedes Segments nehmen Frauen tiefere Positionen ein als Männer. Frauen arbeiten selten in leitenden Positionen, die ihnen Autorität über Männer verleihen (England 1979). Typisch ist vielmehr die Kombination eines höherrangigen Männerarbeitsplatzes mit einem tiefer-rangigen Frauenarbeitsplatz (Arzt-Krankenschwester, Tapezierer-Tapeziernäherin).

Auch die in manchen Berufsfeldern zurückgehende Segregation hat die positionale Diskriminierung nicht abgebaut. Charakteristisch scheinen hier eher Prozesse der Ueberschichtung von Frauenberufen durch Männer, die dann die höchsten Positionen einnehmen (Sozialarbeit, Primarlehrer/innen in den USA), oder Prozesse der Unterschichtung von Männerberufen durch Frauen (England, 1979; Sokoloff, 1980). Deutlich zeigt sich die Diskriminierung auch in den noch weit verbreiteten geschlechtsspezifischen Lohnunterschieden, die sich nicht durch Qualifikations- oder Erfahrungsunterschiede erhellen lassen ¹⁶.

Versuche zur Erklärung berufen sich unter anderm auf die Beschäftigungsdauer von Lohnarbeiterinnen, die Konzentration auf wenige Beschäftigungen und die daraus folgende Verschärfung der Konkurrenz unter Lohnarbeiterinnen, aber auch auf eine gewisse Uebereinstimmung der Interessen männlicher Lohnarbeitender mit denjenigen der (meist männlichen) Beschäftigenden. Diese Uebereinstimmung hat zur Folge, dass der Status männlicher Lohnarbeitender durch Diskriminierung lohnarbeitender Frauen hochgehalten wird (Sokoloff, 1980). Erklärungen dieser Art sind nicht beschäftigungssystem- oder arbeitsmarktentogen, sondern verweisen auf die domestikale Arbeit, deren Weiterbestand in der gegebenen geschlechtsspezifischen Zuschreibung den Interessen der Sozialkategorie Mann entsprechen muss.

In der domestikalen Arbeit liegt die strategische Schwäche der Frauen auf dem Arbeitsmarkt begründet. Frauen befinden sich nicht nur in einer objektiv

16 Interessanterweise scheint die Schlechterstellung der Frauen gegenüber Männern bezüglich des Ansehens im Beruf nicht vorhanden zu sein. Das Verhältnis zwischen Ansehen auf der einen Seite und Qualifikationsniveau sowie Komplexitätsgrad der typischen Arbeitsplatzanforderungen auf der andern Seite scheint für Frauen und Männer gleich zu sein (England, 1979). Sollten sich England's Ergebnisse bestätigen, so wird dies wiederum auf ein geringeres Durchsetzungsvermögen der Frauen im Beschäftigungssystem hinweisen.

ungünstigen Verhandlungsposition, sondern haben darüberhinaus subjektive Dispositionen und Orientierungen, welche die Verfolgung und Durchsetzung eigener Interessen erschweren. Unfähigkeitsdefinitionen und Identitätsschädigungen, die in der patriarchalen Organisation und der gesellschaftlichen Geringschätzung domestikaler Arbeit angelegt sind, werden an den typischen Frauenarbeitsplätzen aufgegriffen, verstärkt und weiter sozialisiert (Beck-Gernsheim, 1979). Auch an der geringeren Tauschorientierung der Frauen knüpfen betriebliche Nutzungsinteressen an (geringere Löhne). Insbesondere in den Frauenberufen des primären Segments schlägt sich dies auch nieder in geringerem beruflichen Aufstieg sowie in der Zuweisung zu hierarchisch niedrigeren Positionen, an denen ausführende, mit der inhaltlichen Erledigung der Arbeit verbundene Tätigkeiten in Vordergrund stehen.

Während der ersten Lohnarbeitsphase in Leben der Frauen wirkt die Existenz domestikaler Arbeit gleichsam antizipatorisch, Ab- oder Unterbruch der Lohnarbeit gehört zur Lebensperspektive der Frauen und wird von den Betrieben mitkalkuliert. Wir nehmen an, dass sich die Effekte domestikaler Arbeit bei einem Wiedereinstieg verstärkt zeigen. Durch die jahrelange ausschliessliche domestikale Arbeit haben sich die entsprechenden Orientierungen der Frauen verstärkt; zudem erschwert die soziale Stigmatisierung als "Zweitverdienerin" die Durchsetzung von Tauschinteressen. Daher wird sich auch die positionale Diskriminierung verstärken: Arbeitsplätze, die Frauen beim Wiedereinstieg angeboten werden, dürften einen niedrigen hierarchischen Rang aufweisen.

3.3. DAS BERUFSSYSTEM

In den vorangehenden Ausführungen haben wir verschiedentlich auf das Konzept der Qualifikationsanforderungen an Arbeitsplätzen und auf dasjenige des menschlichen Arbeitsvermögens zurückgegriffen. An dieser Stelle soll die Differenzierung und Spezialisierung des menschlichen Arbeitsvermögens und deren Institutionalisierung im Berufssystem im Hinblick auf Lohnarbeitsbiographien von Frauen näher untersucht werden.

Die subjektbezogene Berufstheorie von Beck, Brater und Daheim, auf die wir uns hauptsächlich stützen, betrachtet Berufe als gesellschaftlich definierte Qualifikationsbündel, als sozial normierte Arbeitsvermögen von Gruppen von Personen,¹⁷

17 Beruf beschreibt also das sozial normierte Arbeitsvermögen von Gruppen von Berufsangehörigen. Als Beschreibung von Arbeitsvermögen ist Beruf auf einem intermediären Niveau angesiedelt; es handelt sich um eine Zwischenstufe zwischen dem individuellen Arbeitsvermögen einer Person und den allgemeinen segment-spezifischen Qualifikationen. Beruf entspricht in etwa den Anforderungen eines bestimmten Ausschnitts von Arbeitsplätzen. Er ist deutlich zu unterscheiden von konkreten Arbeitsplatzanforderungen. Die Struktur der Qualifikationsangebote und diejenige der Qualifikationsanforderungen passen nicht nahtlos aufeinander. Die gesellschaftliche und wirtschaftliche Entwicklung führt zu Ungleichzeitigkeiten und Ungleichgewichten auf dem Arbeitsmarkt.

die über eine bestimmte Bildung und Ausbildung sowie über Erfahrungen an einem bestimmten Ausschnitt von Arbeitsplätzen verfügen. So verstanden, besteht die Berufszugehörigkeit auch dann, wenn konkret keine Lohnarbeit ausgeübt wird. In der berufssoziologischen Literatur werden die beiden Aspekte Berufsausübung und Zugehörigkeit zu einer Berufsgruppe meist nicht unterschieden (Luckmann und Sprondel, 1972; Beck; Brater und Daheim, 1980). Zur Erhellung von Phänomenen *unterbrochener* Lohnarbeitsbiographien aber scheint uns diese Differenzierung besonders geeignet.

Aehnlich wie domestikales Arbeitsvermögen beruht berufliches Arbeitsvermögen auf allgemeinen Kompetenzen und Motivationen, die durch Bildung, Ausbildung und Arbeitserfahrung je berufsspezifisch geprägt sind. Das Arbeitsvermögen enthält kognitive, sensumotorische, affektiv-motivationale, soziale, kommunikative und interaktive Komponenten (Bergmann-Krauss, 1978). Nicht nur in formalisierten Ausbildungsgängen und in der Berufsausübung, sondern auch in der Primärsozialisation und in andern Nichtlohnarbeitsbezügen werden Kompetenzen erworben, die in das sozial erwartete berufliche Arbeitsvermögen eingehen. Von daher ist die häufig getroffene Unterscheidung von "funktionalen" und "extrafunktionalen" Qualifikationen ungenau. Gerade die geschlechtsspezifische berufliche Segregation setzt u.a. an solchen "extrafunktionalen" Qualifikationen an. In Frauenberufen wird ein in domestikaler Arbeit erworbenes domestikales Arbeitsvermögen als quasi-natürliche Eigenschaft der Lohnarbeiterinnen vorausgesetzt. Bestimmte Kommunikationsformen, die für Männer der oberen Mittelschicht charakteristisch sind, werden dagegen im betriebspezifischen Segment von den Beschäftigten erwartet (Kanter, 1977). Die Herausbildung relativ homogener "extrafunktionaler" Qualifikationen bei den Angehörigen der verschiedenen Berufsgruppen erfährt durch die Sozialisation am Arbeitsplatz und die Selektion der Betriebe eine ständige Verstärkung (Kanter, 1977; Windolf, 1981).

Das erworbene Arbeitsvermögen wird durch den Beruf normiert. Mit seiner Schneidung und Aufteilung von Kompetenzen stabilisiert der Beruf das Angebot an Qualifikationen auf dem Arbeitsmarkt. Für die Warenform der Arbeitskraft erfüllt er die Funktion eines labels, der Verhaltenserwartungen unriskant macht. Mit dem Beruf erwirbt die/der einzelne die Kompetenz für ganz bestimmte Tätigkeiten, zugleich aber auch die Inkompetenz für alle andern beruflichen Tätigkeiten. Der beruflichen Organisation der Arbeit entspricht daher eine Kompetenz-Inkompetenz-Verteilung.

Berufliche Kompetenzen werden von den Berufsinhabern/innen mit mehr oder weniger Erfolg dazu verwendet, Ansprüche auf bestimmte, berufsspezifische Arbeitsplätze zu machen, denen bestimmte materielle und immaterielle Gratifikationen entsprechen. Hier verflechten sich Berufssystem und Segmentierung des Beschäftigungssystems, verweisen doch die Segmente auf spezifische Formen der Qualifikation und Gratifikation. Dem betriebspezifischen Segment entsprechen Berufe, die meist unter dem Titel "Professionen" behandelt werden. Für die Berufe des fachspezifischen Segments gilt, "... dass jemand etwas zu verlieren hat, wenn er in einem anderen Beruf tätig ist als in dem, für den er ausgebildet ist" (Haller et al.,

1978, 82). Im unspezifischen Segment gelangen Qualifikationen zum Einsatz, über die eine/ein Erwachsene/r mit einigermaßen geglückter Sekundärsozialisation im allgemeinen verfügt.

Die berufliche Kompetenz-Inkompetenz-Verteilung hält die Arbeitenden in bestimmten Beschäftigungen fest und hält sie von andern fern. Nur selten wechseln Berufstätige vollständig ihr Berufsfeld; Um- und Weiterqualifizierungsprozesse bauen meist auf dem Erstberuf – sofern vorhanden – auf und bewegen sich innerhalb eines relativ engen Spektrums (Beck; Brater und Daheim, 1980). Ein einmal vollzogener Wechsel in einen andern Beruf erschwert die Rückkehr in den Ursprungsberuf und die Aufrechterhaltung der entsprechenden Ansprüche an den Arbeitsplatz. Auch für Frauen, welche die Berufstätigkeit aufgegeben haben, ist es schwierig, wieder in ihren Beruf einzusteigen, es sei denn, es handle sich um einen ausgesprochenen Frauenberuf. Da die Frauenberufe Elemente des domestikalen Arbeitsvermögens enthalten, überlappen sich hier berufliche und domestikale Komponenten und wird ein Uebergang vom einen zum andern leichter.

Im Prozess der beruflichen Ausbildung und Arbeit wird auch die Persönlichkeit der/des Arbeitenden geformt. Aufgrund der doppelten Zweckstruktur der Lohnarbeit müssen die subjektiven Orientierungen der Berufstätigen widersprüchliche Elemente enthalten. Beck, Brater und Tramsen gehen davon aus, dass mit der in Berufen organisierten Lohnarbeit "... tendenziell die Durchsetzung sozialer Interessen und der privaten Tauschinteressen der Mitglieder einer Berufsgruppe in den Vordergrund und die Bewältigung gesellschaftlicher Probleme in den Hintergrund treten" (1976, 180). Die Gewichtung der beiden Rationalitätsforderungen hängt dabei von der Stellung der Berufsgruppe im Arbeitsprozess ab, denn diese bestimmt das Mass, in dem die Lohnarbeitenden die Bearbeitung der inhaltlich konkreten Aufgaben, Probleme und Bedürfnisse bestimmen können. Je eher es einer Berufsgruppe gelingt, ihre Tauschinteressen institutionalisiert abzusichern, desto eher kann in der Arbeit das Interesse an der konkret-inhaltlichen Herstellung von Gütern und Dienstleistungen in den Vordergrund treten ¹⁸.

Da lohnabhängige Frauen überwiegend in unteren Positionen beschäftigt sind, müssten sie – nach Beck, Brater und Tramsen – geringe Gebrauchs- und ausgeprägte Tauschwertorientierung entwickeln. Diese Annahme stimmt indes nur teilweise mit Ergebnissen von Untersuchungen der Arbeitsorientierung lohnabhängiger Frauen überein (Andrisani, 1978). Materielle, macht- und autonomiebezogene Interessen fehlen den Frauen vielfach, hingegen haben die sozialen Arbeitsbedingungen grosses Gewicht. Gleichzeitig ist das Gebrauchswertinteresse mehr entwickelt, als es obige Annahme nahelegen würde. Es scheint daher, dass die Entwicklung von Gebrauchswertorientierung bei Frauen *nicht* an die Voraussetzung gebunden ist, alle Tauschinteressen realisieren, insbesondere konkrete Nützlichkeit definieren zu

¹⁸ Allerdings geht die Gewichtsverschiebung zugunsten der Gebrauchswertorientierung nicht so weit, dass dadurch die Fortdauer der Berufsgruppe und die Nachfrage nach ihrem spezifischen Qualifikationsangebot gefährdet wäre.

können: auch in untergeordneten Positionen entfalten lohnabhängige Frauen ein inhaltliches Arbeitsinteresse¹⁹. Wir führen dies auf die domestikale Arbeitssituation zurück, in der Frauen trotz relativer Ohnmacht Gebrauchswertorientierung entwickeln, da der Arbeitsprozess transparent und die Arbeitsbeziehungen emotional geladen sind.

Bei Frauen, die wiedereinsteigen (wollen), also durch das domestikale Arbeitsvermögen besonders stark geprägt sind, muss sich diese Tendenz verstärken. Im Wunsch nach "sinnvoller" Tätigkeit im Umgang mit Menschen fehlen fast alle Dimensionen der Tauschwertorientierung. Solche Dispositionen werden von arbeitgebender Seite gerade im Falle von "weiblichen" Tätigkeiten im Dienstleistungsbereich sehr geschätzt und bergen denn auch die Gefahr in sich, schnell in Uebersausbeutung umzuschlagen.

Die betrachteten Elemente – domestikales Arbeitsvermögen als "extrafunktionale" Qualifikation in Frauenberufen, die Kompetenz-Inkompetenz-Verteilung mit den dazugehörigen Mobilitätsbarrieren, das Verhältnis von Tausch- und Gebrauchswertorientierung – lassen vermuten, dass unterbrochene Lohnarbeitsbiographien von Frauen zu einer Verstärkung der geschlechtsspezifischen Segregation führen. Nur typische Frauenberufe dürften Unterbrüche ohne weiteres in ihre Konzeptionen aufnehmen. Frauen mit beruflicher Qualifikation in Männerberufen verlieren durch den Unterbruch ihre Position und können nicht in den Beruf zurückkehren, da die entsprechenden "extrafunktionalen" Qualifikationen keine domestikalen Merkmale aufweisen. Schliesslich erweist sich die geringe Tauschwertorientierung von Frauen mit (vorgesehenem oder realisiertem) Wiedereinstieg kaum als Hindernis für die Entfaltung von Gebrauchswertinteressen mit der Folge, dass die Schlechterstellung auf wenig weiblichen Widerstand stösst.

4. SCHLUSSBEMERKUNG

Wiedereinstieg als Handlung ist das Ergebnis eines komplexen Prozesses von Hoffnung und Resignation, von Schwierigkeiten und Ermutigungen in der Familie, von Barrieren und Chancen auf dem Arbeitsmarkt und deren Perzeption durch die Frauen.

Die Verlängerung der weiblichen Lebenserwartung und die Verkürzung der Mutterphase haben die historisch relativ neue "Nachkinderphase" entstehen lassen. In Reaktion darauf verbreitet sich real und normativ der Wiedereinstieg in den Beruf als Uebergang in der neuen weiblichen "Normalbiographie", dem Dreiphasenmodell. Zugleich ist in der Verbreitung des Wiedereinstiegs eine Auswirkung der verbesserten Chancen der Frauen in Bildung, Ausbildung und Lohnarbeit zu sehen. Aus dieser Perspektive stellt der Wiedereinstieg sicher einen Prozess dar, der die geschlechtsspezifische Zuschreibung gesellschaftlicher Güter lockert.

¹⁹ Beck, Brater und Tramsen's Ansatz dürfte eher auf Männer zugeschnitten sein.

Gemessen an Vorstellungen einer Aufhebung geschlechtsspezifischer Diskriminierung, gemessen auch an Vorstellungen von domestikalem Arbeitsvermögen als "utopischem Moment" (Ostner, 1978 u.a.), das die Entfremdung in Lohnarbeitsverhältnissen einzudämmen vermag, muss das Dreiphasenmodell aber als konservative Lösung bezeichnet werden. Es tastet weder die Zuschreibung domestikaler Arbeit an Frauen noch die Schlechterstellung der Frauen im Lohnarbeitsbereich an. Im Gegenteil, unsere Darstellung zeigt den Teufelskreis der ineinandergreifenden Faktoren im domestikalen Arbeitsbereich und im Lohnarbeitsbereich und die Verstärkung ihrer Wirkung beim Wiedereinstieg. In einer längerfristigen Perspektive wären geschlechtsspezifische Lohnarbeitsbiographien und damit der auf Frauen beschränkte Wiedereinstieg vielmehr aufzuheben.

BIBLIOGRAPHIE

- ALDOUS, J. (1978), "Family Careers. Developmental Change in Families" (John Wiley & Sons, New York).
- ANDRISANI, P. J. (1978), Job Satisfaction among Working Women, *Signs*, 3 (1978) 588-607.
- ARTOUS, A. (1978), Système capitaliste et oppression des femmes, *Critique Communiste*, No. spécial, Femmes, Capitalisme et mouvement ouvrier (Ed. La Brèche, Paris) 3-79.
- BARRON, R. D. & NORRIS, G. M. (1976), Sexual Divisions and the Dual Labour Market, *Dependence and Exploitation in Work and Marriage* (Barker, D. L. & Allen S. Eds) (Longman, London) 45-69.
- BECK-GERNSHEIM, E. (1976), "Der geschlechtsspezifische Arbeitsmarkt. Zur Ideologie und Realität von Frauenberufen" (Aspekte, Frankfurt).
- BECK-GERNSHEIM, E. (1979), Männerrolle, Frauenrolle, *Geschlechtsrollen und Arbeitsteilung* (Eckert, R., Ed.) (C. H. Beck, München) 165-201.
- BECK, U., BRATER, M., & TRAMSEN, E. (1976), Beruf, Herrschaft und Identität. Teil II: Kritik des Berufs, *Soziale Welt*, 2 (1976) 180-205.
- BECK, U., BRATER, M. & DAHEIM, H. (1980), "Soziologie der Arbeit und der Berufe" (Rowohlt, Reinbek bei Hamburg).
- BELSER, K. & HAGMANN, B. (1980), "Frauen zwischen Beruf und Hausarbeit" (Lizentiatsarbeit, Bern).
- BENNHOLDT-THOMSEN, V. (1981), Subsistenzproduktion und erweiterte Reproduktion. Ein Beitrag zur Produktionsweissendiskussion, *Gesellschaft. Beiträge zur Marxschen Theorie*, 14 (Backhaus, H. G. & al., Frankfurt a/M.) 30-51.
- BERGMANN-KRAUSS, B. (1978), Vom Aushandeln von Qualifikation, *Berufliche Flexibilitätssforschung in der Diskussion* (Mertens, D. & Kaiser, M. Ed.) (Beiträge zur Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, Nürnberg).
- BERNARD, J. (1975), "Women, Wives, Mothers: Values and Options" (Aldine, Chicago).
- BOCK, G. & DUDEN, B. (1977), Arbeit aus Liebe - Liebe aus Arbeit. Zur Entstehung der Hausarbeit im Kapitalismus, *Frauen und Wissenschaft* (Beiträge zur Berliner Sommeruniversität 1976) (Berlin) 118-199.
- BORKOWSKY, A. (erscheint 1982), Wiedereinstieg - Chance zur Selbstbestimmung oder Flexibilisierung der Arbeitskraft der Frauen? *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis*, 7 (Köln).
- BRANDT, G., KOOTZ, J. & STEPKE, G. (1976), "Zur Frauenfrage im Kapitalismus" (Suhrkamp, Frankfurt a/M).
- BRAVERMANN, H. (1977), "Die Arbeit im modernen Produktionsprozess" (Campus, Frankfurt).
- DOERINGER, P. & PIORE, M. (1971), "Internal Labour Markets and Manpower Analysis" (D. C. Heath Co. Lexington, Mass.).
- ENDERS-DRAGAESSER, U. (1981), "Die Mütterdressur" (Hand-Buch, Basel).
- ENGLAND, P. (1979), Women and Occupational Prestige: A Case of Vacuous Sexual Equality, *Signs*, 5 (1979) 252-265.
- FRANK, A. G. (1979), Ueber die sogenannte ursprüngliche Akkumulation, *Kapitalistische Weltökonomie* (Senghaas, D., Ed.) (Suhrkamp, Frankfurt a/M).
- FREIBURGHHAUS, D. & SCHMID, G. (1975), Theorie der Segmentierung von Arbeitsmärkten, *Leviathan*, 3 (1975).
- GARDINER, J. (1976), Political Economy of Domestic Labour in Capitalist Society, *Dependence and Exploitation in Work and Marriage* (Barker, D. & Allen, S., Eds) (Longman, London).

- GESER, H. (1981), Eine funktional-morphologische Theorie der Berufsqualifikation, *Schweiz. Z. Soziol.*, 7 (1981) 399–434.
- GILLESPIE, D. (1971), Who has the Power? The Marital Struggle, *J. of Marriage and the Family*, 33 (1971) 445–458.
- HALLER, M.; MITTER, P. & PREGLAU, M. (1978), Ausbildung und Berufskarriere im Rahmen der Klassenstruktur, *Berufliche Flexibilitätsforschung in der Diskussion* (Mertens, D. & Kaiser, M., Eds.) (Beiträge zur Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, Nürnberg) 76–115.
- HARRISON, J. (1974), Political Economy of Housework, *Bulletin of the Conference of Socialist Economists*.
- HELD, T. (1978), "Soziologie der ehelichen Machtverhältnisse" (Luchterhand, Neuwied).
- HELD, T. & LEVY, R. (1974), "Die Stellung der Frau in Familie und Gesellschaft. Eine soziologische Analyse am Beispiel Schweiz" (Huber, Frauenfeld).
- KANTER, R. M. (1977), "Men and Women of the Corporation" (Basic Books, New York).
- KONTOS, S. & WALSER, K. (1979), "... weil nur zählt, was Geld einbringt. Probleme der Hausfrauenarbeit" (Burckardthaus-Laetare, Gelnhausen).
- LENHART, G. (1976), Ist Arbeitslosigkeit von Frauen ein Bildungsproblem?, *päd. extra*, 4 (1976).
- LOPATA, H. (1971), "Occupation: Housewife" (Oxford University Press, New York).
- LUCKMANN, T. & SPRONDEL, W. (1972), "Berufssoziologie" (Kiepenhauer & Witsch, Köln).
- OAKLEY, A. (1978), "Soziologie der Hausarbeit" (Roter Stern, Frankfurt a/M).
- OFFE, C. (1977), "Opfer des Arbeitsmarktes. Zur Theorie der strukturierten Arbeitslosigkeit" (Luchterhand, Neuwied und Darmstadt).
- OLK, T.; HOHN, H.-W. & HINRICHS, K. (1979), Lohnarbeit und Arbeitszeit. Teil II: Requalifizierung der Zeit durch neue Arbeitszeitpolitik?, *Leviathan*, 3 (1979) 376–407.
- OSTNER, I. (1978), "Beruf und Hausarbeit. Die Arbeit der Frau in unserer Gesellschaft" (Campus, Frankfurt a/M).
- OSTNER, I. & JURCYCK, K. (1980), Familie, familiäre Arbeit und unterschiedliche Betroffenheit von Mann, Frau und Kindern durch Familie – Vorüberlegungen für eine Einschätzung familienpolitischer Massnahmen (unver. Manuskript).
- PANANEK, H. (1973), Men, Women and Work: Reflections on the Two-Person Career, *Changing Women in a Changing Society* (Huber, J., Ed.) (University of Chicago Press, Chicago).
- PEIKERT, I. (1976), Frauen auf dem Arbeitsmarkt, *Leviathan*, 1 (1976) 494–516.
- PIORE, M. (1975), Notes for a Theory of Labour Market Stratification, *Labor Market Segmentation* (Edwards, R.C.; Reich, M. & Gordon, D. M., Eds.) (D. C. Heath Co., Lexington, Mass.).
- PROKOP, U. (1976), "Weiblicher Lebenszusammenhang. Von der Beschränktheit der Strategien und der Unangemessenheit der Wünsche" (Suhrkamp, Frankfurt a/M).
- PROSS, H. (1975), "Die Wirklichkeit der Hausfrau" (Rowohlt, Reinbek bei Hamburg).
- SCANZONI, J. (1972), "Sex Roles, Women's Work and Marital Conflict" (Lexington Books, Toronto).
- SENGENBERGER, W. (1975), "Arbeitsmarktstruktur" (Aspekte, Frankfurt a/M).
- SENGHAAS, D. & MENZEL, U. (1979), Autozentrierte Entwicklung trotz internationalem Kompetenzgefälle. *Kapitalistische Weltökonomie* (Senghaas, D., Ed.) (Suhrkamp, Frankfurt a/M).
- SOKOLOFF, N. (1980), "Between Money and Love" (Praeger, New York).
- STRECKEISEN, U. (1981), "Autonomie" der Frauenbewegung, Notizen zum Verhältnis von Frauenbewegung und Arbeiterbewegung, *Widerspruch*, 2 (Zürich) 41–55.
- STRECKEISEN, U. (1982), L'évolution de l'emploi féminin et la politique de l'égalité des sexes en Suisse, *Emploi et politique sociale* (Bois, P. & Greber P.-Y., Ed.) (Réalités Sociales, Lausanne).
- VOLPERT, W. (1979), Der Zusammenhang zwischen Arbeit und Persönlichkeit aus handlungstheoretischer Sicht, *Arbeit und Persönlichkeit* (Groskurth, P., Ed.) (Rowohlt, Reinbek/Ha).
- WATSON, T. J. (1980), "Sociology, Work and Industry" (Routledge & Kegan, London).
- WELTZ, F.; DIEZINGER, A.; LULLIES, V. & MARQUARDT, R. (1979), "Junge Frauen zwischen Beruf und Familie" (Campus, Frankfurt).
- WERLHOF, C. (1978), Frauenarbeit: Der blinde Fleck in der Kritik der politischen Ökonomie, *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis*, 1 (1978) (Frauenoffensive, München) 18–32.
- WERLHOF, C. & NEUHOF, H.-P. (1979), Zur Logik der Kombination verschiedener Produktionsverhältnisse: Beispiele aus dem venezolanischen Agrarsektor, *Lateinamerika: Analysen und Berichte*, 3 (Olle & Wolters, Berlin).
- WILLI, J. (1975), "Die Zweierbeziehung" (Rowohlt, Reinbek/Ha).
- WINDOLF, P. (1981), "Berufliche Sozialisation" (Enke, Stuttgart).

ATELIER

FRAUEN UND WISSENSCHAFT
FEMMES ET SCIENCE

Einführung ins Thema

K. Ley

1. Frau und Wissenschaft.
Von der Heimatlosigkeit der Frauen in Forschung und Lehre
und ihrem Versuch alternativer Wissenschaftsproduktion.
Skizze am Beispiel der Sozialwissenschaften.
K. Ley
2. Von der Frauenfrage zur Frauen-Männer-Frage.
Versuch einer Typisierung und Grobeinschätzung frauenorientierter
Wissensproduktion.
U. Streckeisen
3. Ueber Solidarität
J. Jánoska
4. Frauengrundstudium Zürich
I. Birchler, F. Reck, R. Schlaepfer
5. De la situation d'apatride en sciences sociales ou des difficultés en quête
d'un espace de recherche féministe.
A. M. Kaeppli
6. Les femmes dans la recherche : contribution à la discussion sur
"Les femmes et la science"
T.-H. Ballmer-Cao
7. Quelques réflexions à propos de "Femme et science" de Katharina Ley.
Y. Hauf
8. Vers une humanisation du travail scientifique par les femmes ?
J. Coenen-Huther
9. Le féminisme peut-il avoir une incidence sur la recherche dans les sciences
exactes ?
M. Hochstaetter
10. L'imp—science des femmes.
Contribution chiffrée à l'étude des formes que prennent les rapports de domi-
nation entre hommes et femmes dans le champ scientifique et académique.
L. Gillioz, D. Goerg

Einführung ins Thema

Katharina Ley

Institut für Soziologie, Bern

Es geht in diesem Atelier nicht um die Frage nach der feministischen Wissenschaft. Vielmehr wird der Versuch unternommen, Frauen im Wissenschaftsbetrieb zu einer gemeinsamen Auseinandersetzung aufzufordern.

Angesichts des zunehmenden Integrationsdruckes auf die wissenschaftliche Produktion einerseits und die Frauenbewegung anderseits – um zwei Beispiele zu nennen –, erwächst für viele Wissenschaftlerinnen die Notwendigkeit, ihr Wissen und ihre Erfahrungen für die Analyse der gesellschaftlichen Machtverhältnisse zu nutzen. Aber nicht nur das. Der feministische Blick richtet sich näher auf bisher unsichtbar gehaltene Kämpfe, auf Listen der Ohnmacht und nicht festgehaltene Geschichte und Gegenwart. Und er richtet sich vor allem auf den zerstörten Theorie–Praxis-Zusammenhang in Wissenschaft und Gesellschaft.

Ich würde heute meinen, dass Frauen aus ihrer Zerrissenheit zwischen Leben, Kindern, Sinnlichkeit und Wissenschaft, Leistung und Rationalität den zerstörten Theorie–Praxis-Zusammenhang besonders stark erfahren und den Druck, in der Einheit von gelebtem und ständig neu entworfenem Leben ihn wiederherzustellen, als quasi Ueberlebensfrage wahrnehmen zu können – nicht müssen. Es braucht sehr viel Zeit und Mut, um sich einzugestehen, dass die Theorie, mit der man sich auseinandersetzt, Teil einer wissenschaftlichen Produktion ist, in der die Frau nicht vorkommt, sondern der Mann zum Menschen generalisiert wird. Es kann lange dauern, bis einem bewusst wird, dass die Weltdeutungen, die man zu verstehen versucht, einem immer weiter entfernen aus den Erfahrungen und dem Wissen, das mit dem eigenen Lebenszusammenhang verbunden ist.

Die Themen, die mit dem Leben geben, erhalten und wiederherstellen verbunden sind, sind fast mit Sicherheit andere Themen als die durch die Männerherrschaft bevorzugten und anerkannten. Aber sie enthalten wichtige Fragen an eine verdeckte Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, die vermutlich mit unserem Ueberleben zu tun haben werden. Die Frage bleibt offen.

Mein Beitrag zur Eröffnung der Diskussion ist vor Jahresfrist geschrieben worden. Ueber Monate hinweg sind Beiträge dazu entstanden, sind Artikel zum Thema verfasst worden – aber nicht nur. Es sind auch Gruppen von Wissenschaftlerinnen entstanden, die dem Thema genug Relevanz beimessen, um daran zu arbeiten. In der deutschen Schweiz haben bereits mehrere Tagungen zum Thema Frau und Wissenschaft stattgefunden, in der französischen Schweiz ist jetzt eine regionale Gruppe entstanden. Es sind Zeichen dafür, dass auf individueller und kollektiver Ebene am Thema gearbeitet werden muss, wenn sich die Situation je verändern soll.

1. FRAU UND WISSENSCHAFT

Von der Heimatlosigkeit der Frauen in Forschung und Lehre und ihrem Versuch alternativer Wissenschaftsproduktion

Skizze am Beispiel der Sozialwissenschaften

Katharina Ley

Institut für Soziologie, Bern

In der Mitte des letzten Jahrhunderts haben die ersten Studentinnen an Schweizer Universitäten ihr Studium aufgenommen. Seither ist ihr Anteil an der Studentenschaft ständig angewachsen. Er ist – um ein Beispiel zu nennen – von 1974/75 bis 1979/80 von 25 % auf 35 % angestiegen. Doch die Untervertretung der Studentinnen an der Universität, die minimalen Aufstiegschancen, die vergleichsweise höhere Studienabbruchquote, die Konzentration auf wenige Disziplinen und der Nachweis eines grösseren individuellen Leidensdruckes weisen darauf hin, dass Frauen im Gegensatz zu Männern spezifische Schwierigkeiten aushalten müssen (Kassner und Lorenz, 1977; Wiederkehr, 1980 und andere).

Die Analyse der geringen Vertretung von Frauen in den Wissenschaften soll wohl Ausgangspunkt, aber nicht Thema der folgenden Ausführungen sein. Vielmehr geht es darum, die mangelnde Repräsentation von Frauen mit den Produktions-, Aneignungs- und Kommunikationsstrukturen der Wissenschaft zu verknüpfen. Dabei wird der Frage nachgegangen, inwieweit Frauen "Exponentinnen eines neuen weiblichen Selbstverständnisses, das ihnen den Zugang zu ihrem Potential aktiver, selbstverantwortlicher Gestaltungsfähigkeit erleichtert" (Wiederkehr, 1980, 1) sind, und auch darüber nachgedacht, was die Einmischung von Frauen in die Wissenschaften für die Frauen einerseits, die Wissenschaft anderseits bedeutet.

ZUR ALTERNATIVEN WISSENSCHAFTSNEIGUNG VON FRAUEN

Frauen haben begonnen, ihre Geschichte aufzuarbeiten und Wissen zu schaffen, das nicht einfach generell "frauenspezifisch" ist, sondern in dem Sinn feministisch genannt werden kann, als es das Ziel verfolgt, die Unterdrückung der Frau in Gesellschaft und Wissenschaft aufzuheben. Nehmen wir als Beispiel bisheriger männerzentrierter Forschungsperspektive das Thema *Arbeit*. Arbeit bestand in den Wissenschaften – und nicht nur dort – seit der Industrialisierung aus Lohnarbeit. Untersucht wurden vorwiegend Stellung, Arbeitsformen und Arbeitsbedingungen von Männern, ohne zu fragen, was ihre Frauen taten. Die Arbeit von Hausfrauen, Müttern, Arbeiterinnen, Bäuerinnen und Dienstmägden wird erst heute "entdeckt" (Wilms, 1980). Es scheint, dass die Frauen jahrhundertlang im Schatten, auf der

"underside of history" (Boulding, 1976) gelebt haben, wo kein Schimmer von Erkenntnisinteresse und Forscherneugier hingedrungen sind. Es entsteht das Bild eines geschichts- und konturlosen Frauenalltags, ohne gesellschaftliche Bedeutung, gefangen im eintönig-ewiggleichen Kreislauf von Geburt, Kinderaufzucht, Hausarbeit und Tod, im wahrsten Sinne des Wortes "nicht der Rede wert".

In dem Sinne, indem Frauen ihre Verdrängung aufarbeiten, haben sie auch begonnen, Frauen nicht lediglich als Unterdrückte, Ohnmächtige zu analysieren, sondern ihrer spezifischen Produktivität, ihren oft verdeckten Momenten gesellschaftlicher Macht und Identität sowie ihrer Widerstandsgeschichte nachzugehen. Bereits das Interesse, traditionell weibliche Bereiche und Tätigkeiten als Produktionsbereiche, als Arbeit, kenntlich zu machen, bezeichnet in den Wissenschaften thematisch eine Umbruchsituation.

Ausgehend von den Sozialwissenschaften und aufgenommen von Disziplinen, die der Selbstthematisierung spezifischen Raum geben wie Geschichte, Philosophie, Theologie, Medizin und Sprachwissenschaften (um nur einige Beispiele zu nennen), werden von Frauen neue Themen entwickelt. Mit dieser zunehmenden Thematisierung von vordergründig frauenspezifischen Themen mit gesamtgesellschaftlicher Relevanz (Verhältnis von Haus- und Lohnarbeit, geschlechtsspezifische Arbeitsteilung, systematische Verdrängung der Frau in Sprache, Religion, Philosophie, Philosophie etc.), gehen auch kritische Betrachtungen des herrschenden Wissenschaftsverständnisses, der gängigen Gesellschaftstheorien, Forschungskonzepte und Methoden einher.

"Der weisse Mann denkt über sich selber nach" so kennzeichnet Werlhof den bisherigen Stand der Theoriebildung, der weder Frauen noch die Dritte Welt ausdrücklich berücksichtigt (es sei denn in neueren Theorieansätzen). Die Folge davon sind "der Rassismus und der Sexismus, den unsere Wissenschaften zur Grundlage ihrer zumindest insgeheim nach wie vor angestrebten "Wertfreiheit" gemacht haben" (von Werlhof, 1981, 189).

Der Begriff einer *feministischen Wissenschaft* ist im Kontext einer sexistischen Wissenschaft relevant, die sich als wertneutral, objektiv ausgibt, wo jedoch sexistische Konzepte, Theorien und Sprache es verhindern, dass wissenschaftliche Forschung und Lehre Männer und Frauen in gleichem Masse betreffen. Feministische Wissenschaft unternimmt den Versuch, theoretisch und empirisch jenes Wissenschaftsverständnis zu transzendieren, in dem die männliche Norm als menschliche schlechthin gelten soll (Eichler, 1980; 118 ff).

Als ein Beispiel der Ueberwindung dieser männlichen Norm wurde die Erweiterung des Konzepts der Arbeit erwähnt. Im weiteren wird die Geschlechtsvariable zur Erklärung von Einstellungen und Verhaltensweisen in der Regel überstrapaziert. Geschlechtsspezifische Merkmale dienen verkürzt und allzu simpel als plausible Erklärungen von unterschiedlichen Verhaltensweisen, die richtigerweise aufgrund verschiedener Arbeitsweisen, Erfahrungshorizonte, Lebenszyklen und anderem erklärt werden sollten; zumal in einer Gesellschaft, in der das Konzept der Arbeit so zentral ist.

Ueberwindung des Sexismus kann beispielsweise auch bedeuten, dass gesellschaftsspezifische Sozialisation — auf welcher Stufe und durch welche Insti-

tution auch immer – nicht weiterhin als selbstverständlich betrachtet wird, sondern dass die Halbierung des Menschen (Beck-Gernsheim, 1980), die Verkrüppelung betont werden, die damit verknüpft sind.

Feministische Wissenschaft läuft im traditionellen Wissenschaftsbetrieb Gefahr, vorschnell als unwissenschaftlich, ideologisch apostrophiert zu werden. Die wenigen erwähnten Beispiele dürften klargemacht haben, dass für eine Feministin die traditionelle Wissenschaft exakt auch diese Konnotation hat.

Frauen in der Wissenschaft erfahren sich gleichzeitig als Betroffene, die die Unterdrückung der Frauen erleben, und als Forscherinnen, die sich wissenschaftlich mit dieser Unterdrückung beschäftigen. Aus dieser komplexen Bewusstseins- und Seinslage heraus kennzeichnet Parteilichkeit ihre Suche nach Fragestellungen, Theorien und Methoden. Ebenso wie andere unterdrückte Klassen und Gruppen mit einer vergleichbaren komplexen Bewusstseins- und Seinslage versuchen sie diese Parteilichkeit als Chance – und nicht als Handicap und von vorneherein als unwissenschaftliche Tätigkeit – zu begreifen. Diese Suche trifft auch jene Forscher, die sich aufgrund bestimmter Einsichten bewusst auf die Seite benachteiligter Gruppen stellen (Fals Borda, Stavenhagen und Touraine sollen als Beispiele gelten).

Mies hat in ihrem Artikel "Methodische Postulate zur Frauenforschung" Kriterien parteilicher Forschung erläutert, wie die bewusste Wahl des Forschungsthemas sowie die Gestaltung des Forschungsprozesses als Bewusstwerdungsprozess für Forscher und Erforschte, Veränderung des Status quo als zentrales Motiv wissenschaftlicher Arbeit, die aktive Teilnahme an Aktionen der Erforschten und die Integration von Forschung in diese Aktionen (Mies, 1978, 47ff). Es darf wohl angenommen werden, dass die enge Verknüpfung von Wissenschaft und Praxis unter Einbezug betroffener und interessierter Frauen, Interdisziplinarität zugunsten einer problemgerechten Erforschung relevanter Themenbereiche und der Versuch, die Trennung zwischen Frauen, die forschen und solchen, die erforscht werden, aufzuheben, zentrale Postulate alternativer Wissenschaftsproduktion von feministisch engagierten Forscherinnen sind. Es ist jedoch nicht allein das Privileg von Frauen, bisherige traditionelle Grenzen der Wissenschaft zu durchbrechen. Gerade Forscher, die im oben erwähnten Sinn mit Unterdrückten der Dritten Welt und anderswo zusammenarbeiten, arbeiten in derselben Richtung.

Für sie alle gilt, was Mies zur Entwicklung feministischer Theorie und Praxis sagt, nämlich, dass sie in permanenter theoretischer Auseinandersetzung, in der aktiven Teilnahme in der Frauenbewegung und in der stetigen Diskussion mit den Erforschten erarbeitet werden muss – in der dialektischen Auseinandersetzung also, und nicht in der abgeschiedenen Schreibstube (Mies, 1978, 52).

Doch: die alternative Wissenschaftsaneignung von Frauen bedeutet nicht, dass sie nur über oder für Frauen forschen wollen. Sie wollen auch als Frauen forschen, was über die Grenzen sogenannter frauenspezifischer Themen hinausgeht und auch Konzepte von Frauenforschung an Universitäten sprengt. Das Thema "Frau" soll nicht als bisher vernachlässigter Forschungsgegenstand in den Kanon traditioneller Disziplin eingereiht werden und damit den Gefahren von Legimitationsforschung, Ghettobildung und Spaltung von Akademikerinnen und "übrigen

Frauen" erliegen. Vielmehr sollen neue Wege beschritten werden, die ihrerseits einen "weitergehenden gesellschaftlichen und wissenschaftskritischen Veränderungsprozess voraussetzen", insbesondere aber die Aufhebung der geschlechtlichen Arbeitsteilung beinhalten (Metz-Goeckel, 1979, 5). "Als Frau" forschen bedeutet auch, neue Themen, Theorien und Methoden – die nicht vordergründig frauenspezifisch sind – zu erarbeiten, die nicht auf dem "Grundmodell der Herrschaft" basieren, denn die Frauen müssen erkennen, dass es in einer Gesellschaft, deren Grundmodell der Beziehung das der Herrschaft ist, weder für sie eine Befreiung noch eine Lösung der ökologischen Krise geben kann" (Radford-Ruether, 1975, 204 ff).

WISSENSCHAFT ALS BERUF VON FRAUEN

Empirische Untersuchungen zum Selbstverständnis von Akademikerinnen zeigen, dass in den vergangenen Jahrzehnten Wissenschaft als Beruf von Frauen nur durch den Verzicht auf traditionell zentrale Bedingungsmomente weiblicher Identität – Ehe, Familie, Kinder – möglich war (Sommerkorn, 1980). Diese Bedingungen sind zwar heute nicht mehr konstitutiv, herrschen aber empirisch immer noch vor. Wenn schon eine wissenschaftliche Karriere mit Familie vereinbar sein soll, geschieht dies vorwiegend ausserhalb von Institutionen auf selbständiger Basis (Bock-Rosenthal et al., 1978).

Zu den Herstellungsbedingungen der Wissenschaft gehört weibliche Zuarbeit in unbeschränktem Ausmass (man achte einmal auf die Art der Widmungen und Danksagungen in wissenschaftlichen Büchern). Bedeutet die Familie für den Mann in der Regel moralischen Zuspruch, Stabilität und wissenschaftliche Zuarbeit, so beinhaltet die Familie für die Frau vor allem einen Arbeitsplatz mit spezifischen Normen und Anforderungen, die denjenigen der Wissenschaftsproduktion diametral entgegen stehen.

Heute wird zunehmend eine Aufhebung der entfremdenden Arbeits- und Kommunikationsformen gefordert, und dazu gehört eine Anerkennung von biographisch-lebensgeschichtlichen Zusammenhängen und Phasen. Die traditionelle Trennung von beruflichem und privatem Lebenszusammenhang, die konstitutiv war für die Identitätsfindung von Frauen im Wissenschaftsbetrieb, wird hinterfragt – ja, das bisherige Heraushalten der Frauen aus dem Wissenschaftsbetrieb wird als einer der Gründe für seinen entfremdenden Charakter angesehen, an dem sowohl Frauen und Männer leiden können.

Metz-Goeckel weist darauf hin, dass sich ohne systematische Frauenförderungsprogramme der Frauenanteil in der Wissenschaft nicht entscheidend verändern werde (Metz-Goeckel, 1979, 202). Dies bedeutet unter anderem eine Rücksichtnahme auf die besondere Qualifikationsstruktur im weiblichen Lebenszusammenhang sowie auf die Stellung im Familienzyklus. Die Zeitphase, in der eine wissenschaftliche Karriere aufgebaut wird, fällt für beide Geschlechter in der Regel mit der Phase der Familiengründung zusammen. Die Forderung nach Programmen zur Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses unter Frauen soll jedoch nicht als

rein quantitativ motivierte, technokratische missverstanden werden. Eng damit verknüpft ist eine Hoffnung nach einer Veränderung der Forschung und Lehre, die nicht – wie das heute weitgehend die Regel darstellt – wesentliche Fähigkeiten von Frauen ignoriert, diskriminiert und gleichzeitig ausbeutet.

Auch Männer leiden in zunehmendem Mass an den Regeln heutigen Wissenschaftsbetriebes. Die Entfremdung, die sich in den Trennungen von Kopf und "übrigem Leben", von Beruf und Privatleben, von Konkurrenz-Leistungsdruck-Hierarchie und Solidarität-Kooperation-Wärme-Geduld äussert, trifft Frauen und Männer, aber es trifft sie nicht in derselben Art und Weise. Und gerade diese unterschiedliche Betroffenheit hat auch eine unterschiedliche Wahrnehmung der Entfremdung zur Folge und macht den spezifischen Anstoss vieler Frauen, in diese Realität verändernd einzugreifen, verständlich.

Was könnte das für die Universitäten bedeuten? "Eine wirklich organische Integration der Frauen in die Hochschule bedingt wie jede Eingliederung eine Veränderung der vorhandenen Struktur. Diese Änderung müsste in Richtung einer ganzheitlichen Ausbildung gehen. Ganzheitlich ist eine Ausbildung, die das gesamte Potential eines Menschen fördert, also neben Ratio und Leistungswillen auch Gefühl, Phantasie, Kreativität, soziale Kompetenz, Verantwortungs- und Sinnbewusstsein. Vielleicht wäre eine frauengerechte Hochschule gleichzeitig auch eine zukunfts-gerechte Hochschule" (Wiederkehr 1980, 40).

In den USA haben Frauen bereits in den sechziger Jahren begonnen, Lehre, Studium und Forschung zu verändern. An 350 amerikanischen Universitäten gibt es inzwischen Women's Studien-Programme. Aus anfänglichen vereinzelt Veranstaltungen hat sich ein neuer Studiengang mit Diplomabschluss entwickelt. Amerikanische Feministinnen sehen in einer feministischen Wissenschaft und Wissenschaftsvermittlung einen wichtigen Beitrag, um eine Gesellschaftsveränderung einzuleiten, in der Frauen nicht benachteiligt sind (Duelli und Nerad 1981).

Auch in nicht-angelsächsischen Ländern (die in Sachen Frauenbefreiung eine Avantgarde darstellen) haben Frauen begonnen, in Studium, Lehre und Forschung einzugreifen. Dies geschieht in Form von Frauenseminaren, Frauenprojekten, Frauenforschungsstellen, Institutionen wie der Frauen-Sommeruniversität in Berlin und anderem mehr. In der Schweiz bestehen an fast allen Universitäten Gruppen von Studentinnen, Assistentinnen und vereinzelt Dozentinnen, die, ausgehend von der Kritik ihrer Situation, begonnen haben, die Produktions-, Aneignungs- und Kommunikationsstrukturen der Wissenschaften zu verändern.

Wissenschaftlerinnen haben – selbst als Privilegierte unter den Frauen – erfahren müssen, dass es meist nicht genügt, sich in der herrschenden Forschungs- und Lehrpraxis einen Platz zu erobern, sondern dass eine Teilnahme am wissenschaftlichen System, ohne die Perspektive der Veränderung von Formen und Inhalten der Wissenschaft und insbesondere auch der Institutionen, letztlich immer auf Kosten der Frauen gehen wird.

FRAUENFORSCHUNG – KRITISCH BETRACHTET

Wichtiges Kriterium feministischer Forschung – im Gegensatz zu Frauenforschung schlechthin – ist das Interesse an einer Veränderung des Status quo in Richtung Aufhebung der Frauenunterdrückung. Die Hoffnung, die in diesem Veränderungsinteresse steckt, hat Ribeiro sehr schön am Beispiel der Vertreter der Dritten Welt (vergleiche vorn S. 904) aufgezeichnet: "Freude bereitet mir der Hegelianische Gedanke, dass die historische Aufgabe der Entwicklung neuer Formen des Zusammenlebens uns – den Unterentwickelten – zufällt, denn uns steht es zu, für die Freiheit und die einheitliche und gleichwertige Entwicklung zu kämpfen; ebenso gilt das im Marxschen Sinne, weil der Sieg der Unterdrückten die Befreiung aller bedeutet, und zwar auch der Unterdrücker" (Ribeiro, 1980).

Es laufen in der Wissenschaft mehr und mehr sogenannte Frauenprojekte, die wohl Frauenthemen untersuchen, letztlich aber nie eine echte Veränderung der Situation der Frau in Betracht ziehen. Bewusst oder unbewusst haben sie lediglich eine Flexibilisierung des weiblichen Status in Richtung noch besserer (flexiblerer) Verfügbarkeit der Frau in Familie und Beruf zur Folge. Sind weibliche Bedürfnisse und Interessen vorerst einmal klar formuliert, so können sich Experten und Interessenvertreter aller Art, und zu welchem Zweck auch immer, ihrer bemächtigen. Wir denken hier an die Durchdringung der unmenschlichen Berufswelt mit weiblichen Qualitäten, an die Perfektionierung der kompetenten Mutter und Hausfrau und anderes mehr – alles in allem Bilder und Kompetenzen von Frauen, die einmal mehr den Bedürfnissen der Männer entgegenkommen, zumal in einer Zeitepoche, wo Leistungsdruck und Machbarkeitsideologie zunehmend brüchig werden.

Forschung im Interesse von Frauen – oder Women's Studies, wie sie in den angelsächsischen Ländern genannt werden – wird gesteuert durch theoretische Reflexion und Auseinandersetzung im individuellen Alltag und durch Einsatz in der Frauenbewegung. Sie entwickelt sich in dieser Dialektik von Theorie und Praxis, die immer wieder zu neuen Fragestellungen und Problemkreisen führt. Es muss immer wieder neu ein Konsens darüber erarbeitet werden, was Wissenschaft im Interesse von Frauen sein kann und ist.

Das soll an zwei Beispielen erläutert werden.

Ostner (1980, 227) erwähnt das Beispiel der Erforschung der Möglichkeiten von Hausgeburten. Hausgeburten können das Selbstbewusstsein und die Zufriedenheit von Frauen vergrößern, durch den Einbezug von Mann und Kindern die Familie stärken – doch letztlich stellt sich die Frage, wer hier angesichts der emotionalen Rückbindung der Frau an die Familie und der mit Hausgeburten verbundenen Kostenverminderung im Gesundheitswesen wem hilft.

Forschungen zum Wiedereinstieg von Frauen in der Nachkinderphase sensibilisieren die Öffentlichkeit auf die mangelnde Strukturierung dieser Lebensphase von Frauen und tragen im besten Fall zu Erleichterungen des Wiedereinstiegs bei. Sie drohen damit jedoch die geschlechtsspezifische Arbeits-

teilung in der Gesellschaft (Frauen steigen in der Kinderphase aus dem Beruf aus, Männer bleiben drin) und das sog. Dreiphasenmodell für die Frau (Beruf—Familie—Wiedereinstieg) zu zementieren. Zielsetzung feministischer Forschung müsste es sein, langfristig für die Aufhebung der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung in der Gesellschaft sich einzusetzen.

Forschung im Interesse von Frauen erfordert immer wieder Wertentscheidungen darüber, was eine Verbesserung der Situation der Frau tatsächlich ist und wie die dazu erforderliche Gesellschaft aussehen soll. Es sind dies schwierige Fragen, die sicher nicht für alle Frauen gleich beantwortet werden können. Ostner fragt denn auch mit Recht, woran sich die "Richtigkeit von Hoffnungen und Wünschen im Familienalltag" messe (Ostner, 1980, 229). Diese offene (und offen bleibende) Frage weist darauf hin, dass die Wahrung von Betroffenheit und Parteilichkeit Forschung im Interesse von Frauen nicht garantieren — auch Forschung im Interesse von andern unterdrückten sozialen Gruppen nicht. Forscherinnen werden vielfach andere lebensgeschichtliche Erfahrungen und utopische Hoffnungen haben als jene Frauen, die sie in einen Forschungsprozess einbeziehen möchten. Forschung im Interesse von Frauen braucht eine permanente Reflexion der Forschungsfragestellung, der Zielsetzung und eingesetzten Theorien und Methoden. Letztlich geht es "um eine ideologiekritische Wissenschaft für Frauen, um die Offenlegung des Forschungsprozesses, seiner latenten Wertungen und politischen Implikationen" (Ostner, 1980, 23).

AUSBLICK

Auch wenn ein struktureller Wandel im Bereich von Frau und Wissenschaft erst geringfügig eingetreten sein mag, hat sich doch auf der Bewusstseinssebene ein erheblicher qualitativer Wandel ergeben, der seine Konsequenzen zeigen wird. Frauen suchen zusätzlich zur Schulung durch grosse Männer, denen bestimmte Begriffe von Wissenschaft zu verdanken sind, nach mehr als dem, "was uns durch die Begrifflichkeit einer Männerkultur zu begreifen möglich war" (Ortmann, 1981, 249).

Anhand eines Versuches zur Beantwortung der Frage: Warum stricken Frauen? hat Ortmann das Thema "Frauen als Produzierende" auf eine wegweisende Art bearbeitet. Die Vieldeutigkeit des Alltags von Frauen, das Stricken als "roter Faden der Knechtsfunktion, die der Frau in der gesellschaftlichen Arbeitsteilung zukommt" (Ortmann, 1981, 248–278), die Undurchschaubarkeit der Verhältnisse dessen, was Frauenunterdrückung im konkreten Fall bedeutet und die Ambivalenz und Undeutlichkeit dessen, was Frauenbewegung heissen könnte — diese Komplexität der Verhältnisse muss integraler Bestandteil der Produktion von Wissenschaft und Praxis sein, die nicht zu kurz und nicht daneben greifen.

BIBLIOGRAPHIE ZUM THEMA FRAUENFORSCHUNG

- BECK—GERNSHEIM, E. (1980), "Das halbierte Leben. Männerwelt Beruf — Frauenwelt Familie" (Fischer, Frankfurt).
- BOCK—ROSENTHAL, E. et al. (1978), "Wenn Frauen Karriere machen" (Campus, Frankfurt).
- BOULDING, E. (1976), "The Underside of History: A View of Women through Time" (Boulder, Col.: Westview Press).
- DUELLI—KLEIN, R. & NERAD MARESI, "Women's Studies an den Hochschulen der USA: Amerikanische Frauen sprechen" (in Vorbereitung).
- EICHLER, M. (1980), "The Double Standard. A Feminist Critique of Feminist Social Science" (Croom Helm, London).
- JONG DE, J. et al. (1981), Vom Studium der Frauen zur Wissenschaft für Frauen, *Blickpunkt Hochschuldidaktik*, 65 (Hamburg).
- KASSNER, I. & LORENZ, S. (1977), "Trauer muss Aspasia tragen. Die Geschichte der Vertreibung der Frau aus der Wissenschaft (*Frauenoffensive*, München).
- METZ—GOECKEL, S. (1979), Frauenstudium. Zur alternativen Wissenschaftsaneignung von Frauen, *Blickpunkt Hochschuldidaktik* 54 (Hamburg).
- MIES, M. (1978) Methodische Postulate zur Frauenforschung — dargestellt am Beispiel der Gewalt gegen Frauen, *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis* 1 (München).
- ORTMANN, H. (1981), Notizen zu einer Theorie der Frau (!) oder Versuch zur Beantwortung der Frage: Warum stricken Frauen? *Gesellschaft. Beiträge zur Marxschen Theorie*, 14 (Backhaus, H.-G. et al.) (Frankfurt).
- OSTNER, I. (1980), Wissenschaft für die Frauen — Wissenschaft im Interesse von Frauen, Alternativen der Wissenschaft (Böhme, G.) (Suhrkamp, Frankfurt).
- RADFORD—RUETHER, R. (1975), "New Women, New Earth, Sexist Ideologies and Human Liberation" (Wiley, New York).
- RIBEIRO, D. (1981), "Unterentwicklung, Kultur, Zivilisation" (Suhrkamp, Frankfurt).
- SOMMERKORN, I.N., (1981), Frauen als Lehrende und Lernende an der Universität, (Sommerkorn, I.N., Eds.) *Identität und Hochschule*. *Blickpunkt Hochschuldidaktik*, 64.
- Wechselwirkung (1981), (Zeitschrift für Technik, Naturwissenschaft, Gesellschaft), Schwerpunkt: Berechnen oder Begreifen? Feministische Kritik an Naturwissenschaft und Technik, 8 (Berlin, Februar 1981).
- WERLHOF VON, C. (1981), Frauen und Dritte Welt als "Natur" des Kapitals oder: Oekonomie auf die Füße gestellt, *Eigener Haushalt und bewohnter Erdbereich* (Dauber, H. & Simpfendorfer, W., Ed., Wuppertal).
- WIEDERKEHR, K. (1980), "Frauen an der Hochschule" (Universität, Zürich).
- WILLMS, A. (1980), Die Entwicklung der Frauenerwerbstätigkeit im Deutschen Reich. Eine historisch-soziologische Studie, *Beiträge zur Arbeitsmarkt- und Berufsforschung*, 50 (Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung der Bundesanstalt für Arbeit, Nürnberg).
- WOOD, D.J. (1981), Academic Women's Studies Programs. A Case of Organizational Innovation, *J. of Higher Education*, 52, 2 (1981).

2. VON DER FRAUENFRAGE ZUR FRAUEN-MÄNNER-FRAGE

Versuch einer Typisierung und Grobeinschätzung frauenorientierter Wissensproduktion

Ursula Streckeisen

c/o Institut für Soziologie der Universität Bern
Speicherstrasse 29, 3011 Bern

In den Vereinigten Staaten werden die Women's Studies als universitärer Arm der Frauenbewegung bezeichnet. Damit ist der Zusammenhang von Frauenbewegung und frauenorientierter Wissensproduktion angesprochen. Nicht so sehr aus sich selbst heraus haben die Sozialwissenschaften die "Frauenfrage" zur Kenntnis genommen. Vielmehr verdankt sich diese Neuerung dem kollektiven (Wieder-)Erwachen des feministischen Protestes seit Ende der 60er Jahre. Erst eine soziale Bewegung hat es *ermöglicht*, dass im "Frausein" anstelle einer quasi-Naturgegebenheit eine gesellschaftliche Erscheinung gesehen wird, die Gegenstand von Sozialwissenschaft sein kann. "Devenir un objet dans la théorie était la conséquence nécessaire de devenir un *sujet* dans l'histoire" (Guillaumin, 1981, 28): feministischer Widerstand hat wissenschaftlich Wahrnehmung modifiziert.

Dass aber die frauenorientierte sozialwissenschaftliche Produktion seit einigen Jahren geradezu einen Boom erlebt, hat wesentlich damit zu tun, dass viele engagierten Frauen selbst im Wissenschaftsbetrieb tätig sind, sei es als Lernende, Lehrende oder Forschende. Was sonst nur auf Flugblättern und in Pamphleten zu lesen wäre, findet dank ihrem Einsatz in Hochschule und Forschung in der wissenschaftlichen Arbeit seine Fortführung.

Idealtypisch – also vereinfacht und vielleicht überinterpretiert – lassen sich gegenwärtig drei Arten von frauenorientierter Wissensproduktion unterscheiden. Sie existieren nebeneinander und stehen unter gegenseitiger Beeinflussung. In ihrer Gleichzeitigkeit stellen sie aber insofern auch ein Kontinuum dar, als sie verschiedene Grade der Radikalität im Prozess der Reflexion über frauenorientierte Erkenntnisgewinnung gleichsam widerspiegeln.

1. FRAUEN ALS GEGENSTAND

In der wohl am meisten verbreiteten frauenorientierten Wissensproduktion gilt das Interesse den Frauen als Gegenstand, etwa Fragen wie "Frauen und Arbeit", "Frauen und Erziehung", "Frauen und Religion". Bei deren Bearbeitung gelangen

vor allem herkömmliche herrschende wissenschaftliche Instrumente zur Anwendung: konsensorientierte Theorien, sogenannt quantitative Methoden, positivistische Theorie—Empirie-Verbindung. Als typisches Beispiel sei hier der von Millman und Kanter 1975 herausgegebene Sammelband "Another Voice" erwähnt, in dem die Lage der Frauen in diversen Bindestrich-Soziologie-Bereichen untersucht und auf entsprechende theoretische und empirische Lücken hingewiesen wird. In ihrer Einleitung betonen Millman und Kanter ihr Anliegen, "to see the world in an *enlarged perspective*" (S. VII, Hervorhebung U.S.).

Das Verdienst solcher Arbeiten besteht zunächst darin, Unsichtbares sichtbar zu machen, den sozialwissenschaftlichen Objektbereich zu erweitern. Wissen über die "Stellung der Frau", die "condition féminine" in verschiedenen gesellschaftlichen Teilbereichen wird erarbeitet. Als Folge davon findet die Variable Geschlecht in den Sozialwissenschaften generell mehr Berücksichtigung. Zusammen mit andern marginalen oder "Problemgruppen" tauchen nun auch Frauen in den Theorien auf. Und soziologische Zeitschriften veröffentlichen Sonder-Nummern über die Frauen . . .

Schon in sich selbst stellt dieses Füllen von Lücken eine Kritik an der Eigenschaft fast aller bisheriger Sozialwissenschaft dar, Männliches an die Stelle des Allgemeinen-Menschlichen zu setzen. Was hier blossgelegt wird — die Ignorierung der Frauen in der sozialwissenschaftlichen Rekonstruktion der Wirklichkeit —, ist als Produkt eben dieser Wirklichkeit zu betrachten.

Die Bemühungen darum, Frauen mithilfe des gängigen sozialwissenschaftlichen Instrumentariums ganz einfach sichtbar zu machen, weisen dann über sich selbst hinaus, wenn dieses Instrumentarium es verunmöglicht, den weiblichen Lebenszusammenhang zu erfassen. Es drängt sich auf, existierende Konzepte zu erweitern oder neue zu entwerfen und nach anderen Methoden zu suchen. An dieser Stelle liegt der Nexus zwischen dem ersten und zweiten Typ frauenorientierter Wissensproduktion.

2. DER FEMINISTISCHE BLICK

Der zweite Typ ist von einem explizit kritisch-feministischen Anspruch geleitet. Frauenunterdrückung wird theoretisch vorausgesetzt und soll emanzipatorisch auf den Begriff gebracht werden, d.h. unter der Perspektive ihrer Aufhebung beschrieben, analysiert und erklärt werden. An theoretische Modelle wird der Anspruch gestellt, dass sie den feministischen Widerstand sowie die Veränderbarkeit der patriarchalischen Gesellschaft im Ansatz enthalten und in der Begrifflichkeit mitreflektieren: der Ort, wo die Frauen zu einer gesellschaftlichen Sprengkraft werden können, soll theoretisch bestimmt werden. In Bezug auf die empirische Forschung wird der Frage eines feministischen Erfahrungsbegriffs nachgegangen.

Im Unterschied zum ersten Typ steht hier das Suchen nach einem feministischen *Standpunkt* im Vordergrund, nach einem "regard nouveau, non un nouvel objet, et un regard qui s'appliquerait nécessairement à la totalité de l'expérience

humaine individuelle et collective" (Delphy, 1975). Dabei gilt bewusste Parteilichkeit weniger als "Chance", wie es Katharina Ley bezeichnet, denn als Notwendigkeit.

Wichtig scheint mir desweiteren ein Anspruch, der zumindest von einer Strömung innerhalb des zweiten Typs frauenorientierter Wissensproduktion geltend gemacht wird und Katharina Ley's Aussage in Frage stellt, wonach alle Forschenden, die explizit Partei nehmen, "in derselben Richtung arbeiten." Katharina Ley setzt nämlich voraus, dass sich beispielsweise ein antiimperialistischer mit einem feministischen "Blick" deckt. Dahinter verbirgt sich wiederum die Vermutung, dass die Interessen verschiedener unterdrückter sozialer Gruppen in einem harmonischen, mindestens aber komplementären, nie jedoch konfliktiven Verhältnis zueinander stehen. Der Versuch dagegen, sozialwissenschaftliches Wissen aus einer feministischen Warte zu erarbeiten, bricht – jedenfalls bei der genannten Strömung – mit der Annahme, dass verschiedene Perspektiven "von unten" miteinander konvergieren. Das bedeutet, dass nicht jede "alternative" Wissenschaft feministischen Charakter hat, auch wenn sie sich auf das soziale Ganze bezieht, also "lückenlos" sein will. Vielmehr stehen die verschiedenen kritischen Standpunkte im Kontext gesellschaftlicher Kämpfe von historisch und kulturell je spezifischen sozialen Gruppen, deren Interessen durchaus auseinandergehen können (vgl. Juteau, 1981). Eine dieser Gruppen stellen die Frauen dar. Aus ihrem – und keinem andern – Blickwinkel will feministische Wissenschaft gesellschaftliche Totalität erfassen. Damit wird jene politisch linke Perspektive abgelehnt, die beansprucht, sämtliche unterdrückten sozialen Gruppen adäquat zu berücksichtigen und universelle Erklärungen anzubieten.

Die Ansprüche, die der zweite Typ frauenorientierter Wissensproduktion formuliert, sind bei weitem nicht eingelöst. Vielmehr ist ein intensiver Suchprozess im Gange. In der theoretischen Arbeit werden hauptsächlich bestehende konfliktorientierte Konzepte umformuliert und an den interessierenden Gegenstand adaptiert. Als Beispiel für solche Anstrengungen ist an erster Stelle die Beschäftigung mit der Hausarbeit zu nennen, die sich – zumindest in ihren Anfängen – eng an die Marx'sche Kritik der politischen Ökonomie anlehnte. Die Bemühungen um einen feministischen Erfahrungsbegriff ihrerseits orientieren sich an sogenannten qualitativen Methoden sowie an der Aktionsforschung. Daher rührt etwa das unter Frauenforscherinnen der BRD verbreitete Postulat, dass im feministischen Forschungsprozess die Forschenden und die Erforschten in einem gemeinsamen politisch-feministischen Handlungszusammenhang zu stehen haben.

In weit stärkerem Ausmass als der erste Typ kann der zweite Typ frauenorientierter Wissensproduktion innovative Effekte auf die übrige Sozialwissenschaft haben. So führte die feministische Neuformulierung des Konzepts der Arbeit dazu, dass in der neomarxistischen "Zentrum-Peripherie"-Diskussion die These entstand, wonach der von Marx beschriebene Lohnarbeiter "eine minoritäre Erscheinung während einer bestimmten Phase und beschränkt auf wenige Gebiete der Erde (ist)" (von Werlhof, 1982, 37). Allerdings sind solche Auswirkungen rar und tauchen primär in Arbeitsergebnissen weiblicher Wissensproduzierender auf, bleibt doch die feministische Diskussion deren männlichen Kollegen weitgehend unbekannt.

Zwar mögen derartige Effekte zur sozialwissenschaftlichen Weiterentwicklung beitragen. Doch fragt sich, inwiefern sie den Ansprüchen feministischer Wissenschaft noch gerecht werden. In Werlhof's Versuch z.B., die gegenwärtige weltwirtschaftliche Entwicklung zu erfassen, läuft die Hausarbeit als Frauenarbeit – kaum ist sie entdeckt – tendenziell Gefahr, wieder in einem geschlechts-unspezifischen Konzept, jenem der "unfreien Nichtlohnarbeiter", zu verschwinden (vgl. von Werlhof, 1982, Auszeichnung in Kursivschrift U.S.). Die Kapitalakkumulation wird neu, vielleicht besser als bisher erklärt. Und das Geschlechtersystem?

Wichtiger als geschlechts-unspezifische sozialwissenschaftliche Erneuerungen sind aus feministischer Perspektive Weiterentwicklungen, die den feministischen "Blick" beibehalten, ja verschärfen. Noch heute werden selbst von Frauenforscherinnen des zweiten Typs vornehmlich Frauen – und nur Frauen – zum Gegenstand der Erkenntnisproduktion gemacht. Implizit wurde zweifellos damit begonnen, die Frauen als soziale Gruppe zu begreifen (die in sich selbst durchaus heterogen sein mag). Doch die "Stellung der Frau", die "condition féminine" und der "weibliche Lebenszusammenhang" bezeichnen einen Zustand (vgl. Guillaumin, 1981); eine soziale Gruppe dagegen konstituiert sich im sozialen Spannungsfeld. Wenn wir verstehen wollen, durch welche gesellschaftlichen Mechanismen Frauen zu einer unterdrückten Gruppe werden, ist es unabdingbar, die soziale Gruppe der "Männer" einzuführen. Das eine ist ohne das andere nicht denkbar ¹. *Hinter der "Frauenfrage" liegt eine Frauen-Männer-Frage verborgen, eine Frage des Verhältnisses zwischen den Geschlechtern und damit auch möglicher Konflikte zwischen den Geschlechtern* – eine Frage, der auch reine Vergleiche zwischen Männern und Frauen nicht gerecht werden dürften. In der Auseinandersetzung mit diesem Problem sehe ich die nächste Herausforderung an feministische Wissenschaft. Ausgehend davon sollte es dann möglich werden, den feministischen Blick auf das gesellschaftliche Ganze zu richten und Forschungsfragen nachzugehen wie etwa der Bedeutung der Weltraumfahrt für das Geschlechtersystem.

Auf die Notwendigkeit einer sozialwissenschaftlichen Definition der Geschlechter und deren Beziehungen zueinander wurde bereits vor über zehn Jahren hingewiesen (vgl. Mathieu, 1971). Gegen entsprechende Entwürfe scheinen die Sozialwissenschaften, aber auch viele Sozialwissenschaftlerinnen grosse Resistenz zu zeigen. Dies mag teilweise an den konzeptuellen Grundausrichtungen liegen, in welche sich feministische Theorieproduktion einbettet. Bleiben wir beim Beispiel der Hausarbeit. Hier besteht eine unausgesprochene Diskrepanz zwischen der Möglichkeit, als Hauptmerkmal der Hausarbeit die personelle Abhängigkeit der Frau vom Mann zu definieren, und der Möglichkeit, Hausarbeit primär dadurch zu kennzeichnen, dass sie aus der vergesellschafteten Produktion ausgegrenzt bleibt. Auf operationaler Ebene würden im ersten Fall etwa Reparaturen, die der Mann im Haushalt vornimmt, oder private Arbeit alleinwohnender Personen nicht unter Hausarbeit subsumiert, während sie im zweiten Fall dazugehörten. Wenn ein Konzept

¹ Mit Ausnahme der traditionellen Familiensoziologie kennt die Soziologie kein Konzept der sozialen Geschlechter.

der Hausarbeit die soziale Situation in Haushalt und Familie nicht einfach innermarxistisch "aufwerten" will, indem es sie als Arbeits-Situation begreift, sondern einen Beitrag zur Erfassung des Geschlechterverhältnisses leisten soll, muss die Weiterarbeit an der Frau-Mann-Beziehung ansetzen. Dabei wird es vielleicht sogar notwendig, arbeitsorientierte Ansätze zu sprengen.

Eine Konzeptualisierung des Geschlechterverhältnisses dürfte neue Probleme für die feministische empirische Forschung nach sich ziehen. Bisher verlief die Empirie-Diskussion innerhalb des zweiten Typs frauenorientierter Wissensproduktion bei allen Schwierigkeiten relativ bruchlos, nicht nur, weil Männer als "Gegenstand" am Rande blieben, sondern auch, weil sogenannte quantitative Methoden in den meisten Fällen wohl etwas vorschnell für irrelevant erklärt wurden (vgl. Jayaratne, in: Bowler und Duelli, 1981). Am weitesten gegangen sind hier Forscherinnen, die den wichtigsten Input für die Wirklichkeitsrekonstruktion (und -veränderung) in der Betätigung der "untersuchten" Frauen selbst erblicken. Damit nähern sie sich dem dritten Typ frauenorientierter Wissensproduktion.

3. DIE WEIBLICHE SPRACHE

Mit "weiblicher Sprache" wird eine genuin weibliche Ausdrucksweise bezeichnet, die prä- oder post-, jedenfalls a- und antiwissenschaftlichen Charakter haben soll. Vertreterinnen dieser Richtung distanzieren sich sowohl von "unkritischer" wie auch von "kritischer" Wissenschaft. Vielmehr wird Wissenschaft an sich als patriarchalisches Herrschaftsinstrument bezeichnet, das Frauenunterdrückung mitkonstituiert und im Prozess der Schaffung feministischer Erkenntnis zu überwinden ist. "Our conscious and unconscious are informed by categories and concepts that, (...), teach us about ourselves through the instrumentality of specialists. We are defined and come to regard ourselves as means through which others' purposes are realized, as objects for manipulation and control" (Westcott, in: Bowles und Duelli, 1981, 128). Zurecht stellt Westcott fest, dass Wissenschaft ein Diskurs ist, den Männer ("others") für ihre Zwecke geschaffen haben. Doch vermögen derartige Feststellungen nicht aufzuzeigen, ob überhaupt und wenn ja, inwiefern Wissenschaft patriarchalischen Charakter hat. Aus der Tatsache, dass Wissenschaft patriarchalisch eingesetzt werden kann, folgt nicht die Unmöglichkeit, Wissenschaft in den Dienst des Feminismus zu stellen.

Die Entwürfe zu nichtpatriarchalischer Wahrnehmung sind noch wenig ausformuliert und erschöpfen sich häufig in Aufrufen dazu, neue Perzeptions- und Ausdrucksweisen zu entwickeln, die Wissenschaftlichkeit negierend transzendieren. Manche Forscherinnen sehen in der neueren feministischen Poesie einen Vorläufer davon. Bei Woesler de Panafieu (1981) hat sich die Suche danach in der Entwicklung von Körperübungen als "sozialwissenschaftliche" Methode der Erkenntnis und Veränderung niedergeschlagen.

Die Kritik, welche frauenorientierte Wissensproduktion des dritten Typs an der Erkenntnisgewinnung der Rationalität, Vernunft und Messbarkeit übt,

wirft grundsätzliche erkenntnis- und wissenschaftstheoretische Fragen auf. Der Zusammenhang zwischen Wissenschaft und Patriarchalismus ist m.E. noch zu wenig erforscht, als dass richtungsweisende Antworten vorlägen.

Zum Schluss soll auf eine "feministische Schule" aufmerksam gemacht werden, die solche Grundsatzfragen auf ihre Weise angegangen ist. Es handelt sich um französische Philosophinnen, Psychoanalytikerinnen und Schriftstellerinnen im Umfeld von Strukturalismus und Psychoanalyse Lacan'scher Provenienz. Deren gemeinsame Kernaussage lautet dahingehend, dass Frauen die historische Aufgabe zufällt, auf der Ebene des Symbolischen eine Revolution einzuleiten, welche "die Figuren des philosophischen Diskurses – Idee, Substanz, Subjekt, transzendente Subjektivität, absolutes Wissen –" (Irigaray, 1976, 30) aufbricht und zur Wiederkehr dessen führt, was der männliche Logos seit dem antiken Griechenland verdrängt hat: Uneindeutigkeit, Differenz, Fließen, Strömen. Aufnahme in den männlichen Diskurs fand dieses Verdrängte – nach Ansicht der Autorinnen – allein in verkümmerter Form als kulturelle Weiblichkeit, die den Frauen auferlegt wird und als "Mangel", "Fehlen", als Kehrseite den männlichen Logos verdoppelt und reflektiert.

Es wird nun angenommen, dass das Weibliche, das historisch Verdrängte, die Dominanz des männlichen Diskurses brechen kann, wenn es sich nicht als "Mangel" in die männliche "Oekonomie des Gleichen" zurücknehmen lässt, sondern ohne Einschränkung entfaltet. Weg zu dieser Entfaltung ist die "Affirmation der Differenz" (Cixous, 1977, 39): Frauen sollen sich den patriarchalischen Weiblichkeitsbildern unterwerfen, um durch Mimetik bzw. spielerisches Wiederholen und erneutes Durchqueren der "Frauenrolle" das Verborgene erscheinen zu lassen. Auf der Basis einer weiblichen libidösen Oekonomie enthüllt sich dabei eine weibliche Sprache, die jeder festgefügt Form, Figur, Idee und Begrifflichkeit widersteht. Ihre Funktion ist es, "die Phallokrate zu entwurzeln, um dem Männlichen seine Sprache zu überlassen und so die Möglichkeit einer andern Sprache einzuräumen. Was bedeutet, dass das Männliche nicht länger das 'Ganze' wäre" (Irigaray, 1976, 35/36).

Der skizzierte Ansatz wirft diverse Probleme auf. Zwar versucht er, das Geschlechter-Verhältnis zu erfassen, indem er den Logos als männlich und das von diesem Verdrängte als weiblich setzt. Dahinter verbirgt sich aber die fragwürdige Annahme, dass Frauen seit über zwei Jahrtausenden vorsokratische Perzeptions- und Ausdruckweisen zumindest in ihrem Unbewusstsein bewahrt haben. Ein kollektives weibliches Unbewusstes wäre demnach von der historischen Entwicklung unberührt geblieben. Doch selbst diese Annahme wird nicht konsequent durchgehalten, treten doch an ihre Stelle – vor allem bei Irigaray – mitunter biologische Argumente wie dasjenige, dass die anatomische Beschaffenheit der Frauen "andersartiges" Lust- und Weltempfinden nach sich ziehe.

Desweiteren zerbricht die Gleichsetzung der Frauen mit dem menschlichen Potential, die historische Wiederkehr des Verdrängten einzuleiten, tendenziell an der Tatsache, dass auch Männer in der Lage zu sein scheinen, den Logos in Frage zu stellen und ansatzweise eine "weibliche" Sprache zu entwickeln (z.B. Nietzsche oder zeitgenössische französische Denker wie Deleuze, Guattari, Derrida). Dies führt mich

zur Frage, ob sich ein feministischer Standpunkt mit dem "Standpunkt des Verdrängten" deckt oder ob letzterer nicht geschlechts-unspezifischen Charakter hat.

Riskant ist schliesslich der Anspruch, eine Differenz zwischen Weiblichem und Männlichen zu bejahen und gleichzeitig die Subordination des einen unter das andere zu bekämpfen. Das Subjekt der "weiblichen" Sprache läuft Gefahr, im Geschlechtersystem gefangen zu bleiben: Die Ueberhöhung der kulturellen und der "eigentlichen" Weiblichkeit verewigt die Geschlechterpolarität, jenes symbolische Korrelat der sozialen Geschlechter-Asymmetrie, das uns immer wieder als Legitimation patriarchalischer Verhältnisse begegnet. Die Befürchtung der Autorinnen, dass die Frauen in ihrem Befreiungsprozess es den Männern gleichtun, entbehrt jeder Berechtigung, denn *Gleichsein wie der Unterdrücker ist ein Widerspruch in sich selbst*. Von daher erweist sich auch der Entwurf einer künftigen "dualen" Welt mit zwei Sprachen als problematisch: eine hypothetische Wiederkehr des Verdrängten müsste auch das Verdrängende modifizieren.

BIBLIOGRAPHIE

- BOWLES, G. & DUELLI-KLEIN, R. (Eds.) (1980), *Theories of Women's Studies, Women's Studies*, 301 (Campbell, University of California, Berkeley CA).
- BOWLES, G. & DUELLI-KLEIN, R. (Eds.) (1981), *Theories of Women's Studies II, Women's Studies*, 301 (Campbell, University of California, Berkeley CA).
- CIXOUS, H. (1977), "Die unendliche Zirkulation des Begehrens" (Merve Verlag, Berlin).
- DELPHY, C. (1975), Pour un féminisme matérialiste, *L'Arc*, 61, (1975).
- Der "andere Blick"—feministische Wissenschaft? *Alternative* 120/121 (Juli/August 1978) (Berlin) (Sammelheft).
- DUELLI-KLEIN, R. & MINDEN, S. (1981), Feminists in Science Speak up: Alice through the Microscope — The latest in a Series of Books on Women and Science, *Women's Stud. Int. Q.*, 4, No. 2 (1981).
- FRAUENFORSCHUNG IN DEN SOZIALWISSENSCHAFTEN, *Dokumentation II der Tagung in Dortmund* (Februar 1980).
- GUILLAUMIN, C. (1980), Femmes et théories de la société: remarques sur les effets théoriques de la colère des opprimés, *Sociologie et société*, 13 (1981) No. 2.
- IRIGARAY, L. (1974), "Speculum de l'autre femme" (Ed. Minuit, Paris).
- IRIGARAY, L. (1976), "Waren, Körper, Sprache. Der ver-rückte Diskurs der Frauen". (Merve Verlag, Berlin).
- JUTEAU-LEE, D. (1981). Visions partielles, visions partiales: visions (des) minoritaires en sociologie, *Sociologie et société*, 13 (1981) No. 2.
- MATHIEU, C.-N. (1971), Notes pour une définition sociologique du sexe, *Epistémologie sociologique*, 11 (Ed. Anthropos, Paris).
- MATHIEU, C.-N. (1973), Homme-Culture et Femme-Nature? *L'homme, Revue française d'anthropologie*, 13 (1973) (Cahie 3).
- MERKER, I. (1977), Feminismus ist keine wertfreie Wissenschaft *Beiträge zur 2. Berliner Sommeruniversität für Frauen* (Oktober 1977).
- MILLMANN, M. & KANTER, R. (Eds.) (1975), "Another Voice. Feminist Perspectives on Social Life and Social Science (Anchor books, New York).
- Pénélope. Pour l'histoire des femmes*, No. 4 (Frühling 1981) "Les femmes et la science" (Centre de Recherches Historiques, 54 bd. Raspail, 75270 Paris).
- STOEHR, I. (1979), Strategien zur Durchsetzung von feministischen Interessen beim Lernen und Forschen, *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis*, 2, (Frauenoffensive, München).
- WOESLER DE PANAFIEU, Ch. (1981), Wie "weiblich" kann Wissenschaft sein? *Psychologie Heute*, 7 (Beltz Verlag).
- VON WERLHOF, C. (1982), Hausfrauisierung der Arbeit, *Courage*, 3 (1982).

3. ÜBER SOLIDARITÄT

Judith Jánoska

Soziologisches Institut der Universität Bern,
Bern

Katharina Ley lässt uns über den "Versuch alternativer Wissenschaftsproduktion" nachdenken und darüber, was "die Einmischung von Frauen in die Wissenschaften" für beide bedeutet (S. 315 ff in diesem Heft). Das sind für mich zwei unter Umständen sehr verschiedene Dinge. Inwiefern sie das sind, versuche ich auf Umwegen zu diskutieren.¹

Seit den Sechzigerjahren kennt das revolutionäre Bewusstsein (was immer man darunter verstehen mag, es geht jedenfalls auf Veränderungen im Sinne des Menschlichen aus) neue Optionen: Frauen als Kontrahentinnen des Befreiungskampfes befinden sich, wie auch andere politische Gruppen, in einer strukturell widersprüchlichen Situation. Selbst unterdrückt, gehören Feministinnen aus Industrienationen ihrerseits unterdrückenden Mächten an. Während daher ältere Emanzipationsbestrebungen ihr Ziel mit dem Erkämpfen *eigener* Rechte erreicht zu haben hoffen konnten, finden die jungen Feministinnen ihr Gewissen an das Schicksal *aller* "unterdrückten Klassen und Minderheiten" geschmiedet.² Und da man realistischerweise auf eine baldige Beseitigung dieser Unterdrückung nicht hoffen kann, richtet man/frau sich in der "inneren Sicht der Unterdrückten", in der "Sicht von unten" ein.

Wie stellen in dieser Situation feministische Wissenschaftlerinnen die *Struktur ihrer Beziehungen* im besonderen und diejenige der Frauen im allgemeinen dar? Generell gilt hier Parteilichkeit.³ Weiterhin wird ein "kollektives Frauenbewusstsein" intendiert, ein "aktives, kollektives Bewusstsein 'für sich'" (Mies, 58), die Selbsterkenntnis also als Gemeinsamkeit, und zwar durch Praxis. Der grundlegende Begriff aber ist die "*Betroffenheit*", und das Wort wird auch exzessiv benutzt. Demgegenüber scheint die Beziehung der Solidarität eine verhältnismässig geringe Rolle zu spielen. Mies meint, feministische Wissenschaft dürfe sich nicht mit "einer grundlegenden Frauensolidarität zufrieden geben", für sie ist sie also zu wenig, ebenso für Christine Woesler de Panafieu, die die Betroffenheit als offensichtlich wesentlichere Beziehung "von einer fiktiven Solidarität allein aufgrund des gemein-

¹ Für meinen Einstieg in die feministische Literatur hat mir Ursula Streckeisen unentbehrliche — ideelle und materielle — Hilfe zuteil werden lassen.

² Vgl. Mies (1978) 46, 48 ff; Ley (1982) 315 ff.

³ Ley (1982); Mies (1978) 55.

samen Frauseins" abhebt (S. 32). Diese implizite Rangordnung der Beziehungsbegriffe: Betroffenheit, Parteilichkeit, Solidarität, muss wohl ein Fundament in den feministischen (Erkenntnis)interessen haben.

- (2) Katharina Ley nennt Wissen von Frauen feministisch, wenn "es das Ziel verfolgt, die Unterdrückung der Frau in Gesellschaft und Wissenschaft aufzuheben". Und Ursula Streckeisen möchte

feministische Erkenntnisinteresse "umschreiben" als Interesse daran, den Lebenszusammenhang der Frauen theoretisch und empirisch, in Vergangenheit und Gegenwart zu erfassen – und zwar aus der Sicht der Unterdrückten selbst, sowie unter dem Blickwinkel der Aufhebung der Unterdrückung.⁴

"Aufhebung ist hier sicherlich nicht in der hegelschen Dreideutigkeit gemeint, sondern heisst Negieren ohne Aufbewahren, also Beseitigung des Unterdrückungsverhältnisses. Dies kann grundsätzlich auf mindestens zweierlei Art geschehen: man befreit sich von den Unterdrückern, indem man sie abschüttelt, aus dem eigenen Territorium vertreibt, hinter neue Grenzen, die vielleicht einmal alte Grenzen waren. Als Befreiung als Ausgrenzung bzw. Eingrenzung, Grenzziehung um ein homogenes Milieu, in dem man/frau sich in Frieden verwirklichen kann. Oder aber die Befreiung geschieht durch eine Neuordnung des Beziehungsgefüges zwischen den vormaligen Unterdrückern und ihren Opfern, durch eine radikale Umdefinition der Rollen. Dies eine stark idealtypisch verkürzte Darstellung einer Alternative, die m. A. n. aber doch zur Debatte steht. Und ich halte nur den zweiten Weg für gangbar.

- (3) Die Umdefinition der Rollen freilich impliziert Klarheit über die "*Sozial-kategorie Frau*", und deren Definition bereitet nicht nur feministischen Wissenschaftlerinnen verständliches Kopfzerbrechen.

ad (3) So sehr die Diskussion um die "femininen Eigenschaften von Frau und Mann" gerade jetzt wieder im Fluss zu sein scheint, in frappanter Uebereinstimmung liegt wenigstens bei deutschsprachigen Autorinnen das Bekenntnis zu einer Reihe unterscheidender Eigenschaften vor, die dem traditionellen androzentrischen Frauenbild in nichts widersprechen.⁵ Wie immer – feministische Wissenschaft muss sich fragen: Gibt es für die Frauen, deren Unterdrückung an ihre Geschlechtsrolle gebunden ist und deren Geschlechtsrollen aufgrund der (von Frauen internalisierten) Legitimationssysteme der Männer in ihren Geschlechtseigenschaften fundiert sind, überhaupt die Chance, dieses Gespinnst aufzulösen?

- ad (2) Abgesehen von der metaphysisch scheinenden aber trotzdem dringenden Frage nach einer eventuellen "Natur" der Frau bringt das Bedürfnis nach theoretischer Gruppenidentität die Frage nach dem Verhältnis der Frauen zur prole-

4 Streckeisen, Plattform zur Förderung von feministischer Wissenschaft, 2. Entwurf 1982 (Manuskript), 1

5 So z. B. Woesler de Panafieu, S. 33 (Verlust der Körperlichkeit durch Intellektualität), von Braunmühl, 209f (statt "Sachlichkeit": Wärme usw. usf.), Ortman, 267, 274 (durchwegs der Tenor: Geist als Widersacher der Seele). Dagegen vgl. z. B. den flammenden Protest gegen den neuen Weiblichkeitswahn von Streckeisen, "Wochenzeitung" 4. Dezember 1981, 4. Und die Kritik bei Ostner, 229f.

tarischen Klasse einerseits, einer möglichen Selbstdefinition der Frauen als Klasse andererseits immer wieder auf den Plan. Die Hoffnung, mit dem befreiten Proletariat einmal automatisch mitbefreit zu werden, dürfte der Vergangenheit angehören.⁶ Die Beantwortung der Frage nach der Identifikation der Frauen als Klasse hingegen scheint weniger entschieden. Streckeisen und Claudia von Werlhof zum Beispiel versuchen die Frauen bei den Leibeigenen anzusiedeln, andererseits schlägt Streckeisen die Theorie eines "doppelten Klassensystems" vor: Kapitalisten-Lohnarbeiter und Männer-Frauen "stellen zwei Klassensysteme dar, die funktional komplementär und strukturell interdependent sind: sie ergänzen einander und hängen von einander ab."⁷ So sehr diese Zuordnungen ihre partielle Berechtigung haben, gelten doch immer noch die Argumente der Simone de Beauvoir: Die Frauen haben "praktisch keine Möglichkeit . . ., sich zu einer Einheit zu sammeln, die sich durch Gegensatz als solche setzen würde". Sie sind diese Einheit weder historisch noch räumlich, und zum Unterschied von fast allen anderen unterdrückten Gruppen können sie beim besten Willen nicht davon träumen, ihre Unterdrücker auszurotten.

"Das Paar ist eine Grundeinheit . . .; es ist nicht möglich, eine Spaltung der Gesellschaft nach Geschlechtern vorzunehmen. Das ist es, was von Grund auf die Frau charakterisiert: sie ist das Andere innerhalb eines Ganzen, in dem beide Extreme einander nötig haben" (De Beauvoir, 1949, I/19; deutsche Ausg. 13, vgl. 66 f).

Daraus folgt natürlich nicht, dass die Frau immer das Andere, das "Unwesentliche" bleiben muss. Sie kann die Verwandlung vom Unwesentlichen zum Wesentlichen durchaus zuwege bringen, ohne dass es notwendigerweise eine "Umkehrung" werden muss, d.h. ohne dass deshalb der Widerpart innerhalb des Ganzen nun seinerseits der Andere, Unwesentliche wird.

Jedenfalls aber ergibt sich, dass feministische Wissenschaft scheitern muss, wenn sie sich als Getto-Existenz konstituiert. Die meisten Reflexionen über Ziel, Gegenstand und Methode von Wissenschaft, in die Frauen sich "eingemischt" haben, stimmen darin überein, dass Forschung "für Frauen", "über Frauen", "im Interesse von Frauen" zu betreiben sei, am besten dann natürlich schon "von Frauen". Man (frau) strebt sogar eine eigene Institution innerhalb der männlich dominierten Wissenschaftswelt an: Women's Studies. Was bedeutet das? Abgesehen von der sicherlich notwendigen Aufgabe, die Bedingungen zu studieren, unter denen Frauenbefreiung bewerkstelligt werden kann, ist es der beste Weg, die Frauen im Bereich der Wissenschaft wiederum *einzuschränken*, wobei sie – um die unter Feministinnen offenbar besonders beliebte Hegelei zu bemühen – selbst an sich tun, was der andere an ihnen tut: aus angeblichem Eigentinteresse versagen sie sich die Beschäftigung mit gesamtgesellschaftlichen Problemen, sie bleiben auf anderer Ebene wieder bei ihrem Leisten bzw. Kochtopf und lassen die "Sorge

⁶ Vgl. Christina Thürmer-Rohr "Wahrnehmungen . . .", 124

⁷ Streckeisen (1981) 48 (vgl. auch 47)

ums Ganze" und damit auch die *Herrschaft* nach wie vor den Männern. Mit Recht machen Autorinnen auf die Gefahr aufmerksam, dass Ergebnisse der Frauenforschung "gegen den Strich" gelesen werden, d.h. "für die Lösung allgemein gesellschaftlicher Probleme" wie Arbeitsmarkt, Sicherung der Reproduktion von Arbeitskraft, in Dienst genommen und schliesslich gegen die Interessen der Frauen gewendet werden (Ostner, 1980, 226). Kein Wunder daher auch, dass die Idee auftaucht, die Ergebnisse "möglichst lange und 'monopolisiert' in der Hand zu behalten . . . ein schier unmögliches Unterfangen" (a.a.O.). Frau hat sich damit in eine Lage gebracht, die ich als "Dornröscheneffekt" bezeichnen möchte: Um zu verhindern, dass Dornröschen sich an einer Spindel sticht, versucht man vergeblich, alle Spindeln zu verbrennen – statt das Dornröschen spinnen zu lehren!

Würden Frauen sich in die Wissenschaft nicht vornehmlich durch "Frauenstudien" über den "weiblichen Lebenszusammenhang" einmischen, sondern "allgemein gesellschaftliche Probleme" – natürlich immer unter Wahrung der Interessen der Frauen – selbst in die Hand nehmen, bräuchten sie sich einerseits nicht um Geheimwissen zu bemühen, dürften sich andererseits allerdings auch nicht den *zentralen* gesellschaftlichen Phänomenen Macht und Herrschaft verschliessen. Wie wollen wir "Herrschaft abbauen"? Indem wir uns "diesen Machtverhältnissen verweigern", "Kommandoposten" ablehnen (Bock, 127)?

Katharina Ley vertritt hierzu eine offenbar unorthodoxe Position, die ich unterstreichen möchte: "Frauen . . . wollen auch *als* Frauen forschen, was über die Grenzen sogenannter frauenspezifischer Themen hinausgeht und auch Konzepte von Frauenforschung an Universitäten sprengt." Auch sie verlangt die "Aufhebung der geschlechtlichen Arbeitsteilung". Nur: auch sie folgt dem offenbar allgemeinen Trend vorauszusetzen, Frauenbefreiung in Forschung und Gesellschaftsordnung bedeute gleichzeitig (oder gar vorgängig?) Beseitigung der nahezu universalen gesellschaftlichen Beziehungsformen Macht und Herrschaft. Gewiss: die Utopie der Herrschaftslosigkeit ist und bleibt legitimes Anliegen auch der feministischen Revolution (*sit venia verbo*), wie sie von jeher Anliegen aller menschenfreundlichen Bewegungen von Frauen *und* Männern war. Für den Moment tun Frauen und daher auch feministische Wissenschaftlerinnen aber wohl besser daran zu sehen, dass sie von den immer noch gewaltigen Reserven an Macht und Herrschaft in der Welt einen "angemessenen" Anteil auf ihre Seite ziehen.⁸

ad (1) "Wissenschaft ist, was ein Jud' vom andern abschreibt." Dieses ursprünglich abwertend geprägte, dann, wie häufig im "kakanischen" Raum, kokettierend umbogene und angenommene Diktum besagt zugleich Selbstbewusstsein und Selbstironie einer "Sozialkategorie". Einerseits wird die schöpferische Potenz der eigenen Gruppe spöttisch heruntergespielt, andererseits gilt nur das als relevant, was die eigene Gruppe tut.⁹ Wie wäre es, wenn frau sich die Beziehungen zwi-

8 Vgl. Federici, 172f. Und die geistreich-selbstbewusste Polemik von Benard und Schläffer zugunsten einer allgemeinen politischen Sozialwissenschaft, "Wiener Tagebuch", Juni 1980, 18–20.

9 Der Vergleich der Frauen mit den Juden in der Diaspora scheint sich anzubieten: Vgl. von Braunmühl, die sich selbst zu den deutschnationalen Juden in Beziehung setzt. Die religiös-historisch bedingte starke Binnenorientierung der Juden steht allerdings in krassem Gegensatz zur Abgeleitetheit der sozialen Position jeder einzelnen Frau.

schen Frauen in der Wissenschaft – karikiert und analog natürlich – abwechslungsweise einmal so vorstellte ?

Auffälligstes Prädikat feministischer Selbstdefinition bildet, wie gesagt, die *Betroffenheit*.¹⁰ Betroffenheit meint beides : feministische Wissenschaft *betrifft* Frauen, geht Frauen an, weil und indem diese von gesellschaftlichen und dadurch auch von persönlichen Unterdrückungsmechanismen *betroffen* sind, getroffen, verletzt, beeinträchtigt werden. Fasst man Betroffenheit aufgrund ihrer Omnipräsenz in der Frauenliteratur als *Kategorie*, dann könnte man sie als Systematisierung der "Sicht von unten" interpretieren.

Ziel der Frauenforschung "muss sein, die Identifikation mit der eigenen unterdrückten Gruppe nicht als Stortaktor zu sehen, sondern als methodologische Möglichkeit, die Situation der Unterdrückung umfassender, d.h. auch von der Seite der Unterdrückten zu analysieren."

Um die bisher verdrängten Bereiche des Frauendaseins "wissenschaftlich ans Tageslicht zu bringen, "ist es notwendig, dass Frauen, die im Sinne unserer Ausgangsthese zu forschen beginnen, ihre verdrängte, unbewusste, subjektive *Betroffenheit* (ihre Erfahrung von Unterdrückung und Diskriminierung) bewusst in den Forschungsprozess einbeziehen." (Mies 1978, 45).

Die Wissenschaft aus der "inneren Sicht der Unterdrückten" (vgl. Mies S. 46) passt nun allerdings nicht ganz zur *Parteilichkeit*. Diese nämlich kommt in zwei Bedeutungsvarianten vor, einer vordergründigen (oder auch "subjektiven") und einer fundamentalen, die erste ontologisch begründenden. Einerseits ist feministische Wissenschaft "Wissenschaft im Interesse von Frauen" (Ley), im Interesse des feministischen Kampfes. Andererseits und darüber hinaus wird eine erkenntnistheoretische Bedeutung intendiert, die wohl nur in Richtung Leninscher Theorie gesehen werden kann: Die durchgehende Ablehnung von Wertfreiheit und Objektivität im herkömmlichen (positivistischen ?) Sinn, der "Weberian rationality" (Millman und Kanter, 1975, IX), damit die Forderung nach "Neudefinition des Objektivbegriffes in der Forschung" (Mies, 45) implizieren natürlich auch eine Neudefinition des Erkenntnis**subjekts**. Wenn dieses aber nicht auf einen Gruppensolipsismus reduziert werden soll (von Frauen über Frauen für Frauen) – und das wäre mit Praxis schlecht vereinbar – ergibt sich von selbst, dass es ein *privilegiertes* Erkenntnis**subjekt** sein muss, denn nur ein solches darf konsequenterweise für sich Parteilichkeit in der Wahrheitserkenntnis beanspruchen, sofern die Wahrheitserkenntnis verbindlich sein soll.¹¹

10 Ich führe keine Stellen an, weil der Ausdruck in jedem deutschsprachigen Text mehrmals vorkommt.

11 Man mag hier an das "Sozial-Apriori" Max Adlers denken, das, der Problemlage seiner Zeit entsprechend, das einsame transzendente Subjekt Kants durch ein "Transzendental-Soziales" ersetzt. Vgl. zu diesem transzendentalen Soziologismus Judith Jánoska-Bendl, Soziologische Strukturen in erkenntnistheoretischen Problemen, "Fs. für R. Freundlich, Wien-München" (Oldenburg 1981). Mies, "kollektives Frauenbewusstsein" s.oben S. (331), könnte auf diese Weise interpretiert werden.

Das heisst aber, dass sie über den Geltungshorizont einer Gruppe hinausgehen, ihre Anerkennung tendenziell für alle möglich sein muss.

Es leuchtet ein, dass mit solcher Parteilichkeit die systematische Sicht von unten nur dann vereinbar sein kann, wenn diese dadurch definiert wird, dass sie auf ihre eigene Aufhebung ausgeht. Das ist zwar sicherlich intendiert, die Art und Weise aber, in der frau häufig literarisch in Betroffenheit badet, legt mir den Verdacht nahe, dass hier nolens volens wieder ein passiver Topos hochstilisiert wird.

Im Unterschied zu einer, wie gesagt, offenbar verbreiteten Tendenz scheint es mir dagegen ganz wichtig, den Begriff der *Solidarität* (und seine Entsprechung in der Wirklichkeit) in den Mittelpunkt der Erörterung feministischer Beziehungen zu rücken. Auch deshalb, weil dadurch – dialektisch (!) – klarer werden könnte, warum Frauen die Rede davon gerne leicht verächtlich beiseite schieben. Gewiss, "Solidarität" ist ein häufig gebrauchtes Wort, im Laufe der Geschichte der Arbeiterbewegung vielleicht überstrapaziert, und jetzt gerade wieder tagespolitisch in aller Munde. Dennoch kommt ihm, glaube ich, immer noch genügend klarer Sinn zu, um als feministische Kategorie verwendbar zu sein. Dass Bedeutungsnuancen unterschieden werden müssen, versteht sich von selbst.

"Solidarität" heisst einmal das Zusammenhalten einer Gruppe um eines gemeinsamen Zieles willen, nach dem Motto "Gemeinsam sind wir stärker". So gesehen ist die Beziehung zwischen den solidarischen Personen gewissermassen *indirekt*, durch das Ziel vermittelt. Etwa die Disziplin streikender Arbeiter um des Streikerfolges willen, aber auch die Solidarität unterdrückter Klassen im Hinblick auf ihre Befreiung, solange diese nur als Befreiung der *ganzen* Klasse durchführbar erscheint. Solidarität in diesem Sinne schliesst eigensüchtige Interessen nicht aus.

Die andere Bedeutungsvariante gesellt sich zwar häufig zur ersten hinzu, wird auch von ihr bedingt und umgekehrt, ist strukturell aber doch klar von ihr abhebbar: Solidarität in diesem Sinn bedeutet eine Beziehung um ihrer selbst willen, typischerweise zwar nicht spontan, sondern begründet in einem "Wert", der ausserhalb ihrer liegt (z.B. religiöser Glaube, ethnische Zugehörigkeit, gemeinsame Unterdrückung), sie ist aber dennoch *direkt*.

Die solidarischen Personen bringen einander *Wohllollen*¹² entgegen. Sie interessieren einander zwar aus einem bestimmten Grunde (ausgenommen, wie gesagt, bei spontaner, sympathiebedingter Solidarität), aber dennoch um ihrer selbst willen. Solche Solidarität ist mit eigensüchtigen Interessen schlecht vereinbar (schlecht, aber eben doch vereinbar!).

Kehren wir zurück zum (einst) geflügelten Wort von den Juden und der Wissenschaft und zur Solidarität unter feministischen Wissenschaftlerinnen. Solidarität im ersten Sinne scheint problemlos gegeben, jede Wissenschaftlerin, die mitmacht, ist willkommen, wird unterstützt, und eine, die skeptisch bleibt oder gar "positivistisch" denkt¹³, gilt im Prinzip nichts anderes als ein Mann. Von einer "fiktiven Solidarität

12 Im Lexikon der Ethik, hersgg. v. Otfried Höffe, (München 1977), wird "Solidarität" unter "Wohllollen" abgehandelt (vgl. S. 271).

13 Ich setze "positivistisch" unter Anführungszeichen, weil damit oft nicht nur eine wissenschaftstheoretische Position, sondern in weftnegativer Absicht eine ganze Haltung bezeichnet wird.

allein aufgrund des gemeinsamen Frauseins" (vgl. oben S. 331 f) will frau nichts Solidarität im zweiten Sinn, wenn sie überhaupt gefragt ist, scheint fest an den ersten Sinn des gemeinsamen Ziels der Befreiung der Frauen gebunden zu sein, an das Bekenntnis zur Betroffenheit, zur Parteilichkeit im antipositivistischen Sinn. Wie verträgt sich diese Einschränkung jedoch mit dem erklärten Ziel, Partei zu ergreifen "für eine ganz bestimmte . . . soziale Gruppe, *die Frauen*" (von mir in kursiv gesetzt) ¹⁴ – also doch *alle* Frauen?

Zwei wesentliche Unsicherheiten scheinen mir sonach in der Haltung feministischer Wissenschaftlerinnen zu den Beziehungen zwischen Frauen zu bestehen. Erstens muss man fragen: Wie ist die Menge der Individuen abzugrenzen, denen wir unsere Solidarität zuwenden? Sind es alle institutionell unterdrückten Frauen, d.h. alle, die schon formell, mindestens aber real, nicht die gleichen gesellschaftlichen Chancen haben wie Männer – dann sind es in der heutigen Welt wohl *alle* Frauen? Oder aber alle, die sich (potentiell) zur Frauenbefreiung bekennen, also die bewussten plus diejenigen, die es aus Mangel an Aufklärung noch nicht können – unter Ausschluss also etwa derer, die, wissend, alles Emanzentum von sich weisen und sich betont "Fräulein" nennen? Inwiefern bin ich z.B. – wirklich – mit der erfolgreichen Besitzerin einer Parfumerie oder mit einer Schönheitskönigin solidarisch?

Die zweite Unsicherheit erscheint mir praktisch wichtiger, obgleich sie – wiederum – mit der ersten notwendigerweise zusammenhängt: Wie sind die Beziehungen zwischen den – präsumtiv solidarischen – Frauen strukturiert? Maria Mies möchte durch die "subjektive Aneignung der Geschichte der eigenen Kämpfe, Leiden und Entwürfe" ein kollektives Frauenbewusstsein in Analogie zum Klassenbewusstsein erreichen (S. 52).

Wenn aber die Klassenanalogie hinkt (vgl. oben), führt dieser Gedanke wieder nur zur Solidarität um eines gemeinsamen Zieles willen (sofern dies vom Klassenbewusstsein nicht ohnehin gilt). Das Beziehungsgefüge bleibt im wesentlichen das abstrakte Miteinander von Einzelbewegungen. Um zu einer konkret-allgemeinen ¹⁵, direkten Solidarität unter Frauen zu gelangen, ist es notwendig, das Wohlwollen in seinen Konsequenzen auszudehnen. Die Beziehung dieser (direkten) Solidarität wäre dann gekennzeichnet durch eine *parteiliche Gegenseitigkeit* so, dass Frauen sich nicht nur "gegenseitig stützen und unterstützen" ¹⁶ – das wäre eine intensivere Variante des "Auf-ein-gemeinsames-Ziel-zustreben" – sondern dass darüberhinaus die Gegenseitigkeit *als solche* Bedeutung erhält.

Erste Bedingung dieser Gegenseitigkeit ist *Anerkennung*. Anerkennung bedeutet zunächst, dass die Person (oder Gruppe), die mich anerkennt, eine für mich signifikant andere, ihr Dasein für mich wesentlich ist. Und dies wiederum setzt voraus, dass ich sie meinerseits anerkenne. Das klingt trivial, ist es aber nicht. Frau frage sich zum Beispiel, wie sie – *spontan* – für sich selbst, zu den Diensten von Ärztinnen, Fürsprecherinnen, Schuhmacherinnen, Metzgerinnen, Dirigentinnen,

¹⁴ Streckeisen, "Plattform . . ." 3

¹⁵ Die hegelsche Figur bietet sich hier an: eine für alle geltende Beziehung, die dennoch vielfältig bestimmt ist.

¹⁶ So in einem Flugblatt der Frauen Uni Gruppe Bern

Politikerinnen – Wissenschaftlerinnen steht. Mit dem Anerkennen, mit dem Ernstnehmen, mit dem Heraustreten aus der Gleichgültigkeit ergibt sich weiter zwangsläufig die Bereitschaft, Spannungen einzugehen, die aus der Tendenz des Individuums, sich selbst zu behaupten, entstehen: Die Beziehung der Anerkennung wird nicht von Ungefähr mit *Kampf* assoziiert.¹⁷ Was ich damit sagen möchte, ist, dass das *Unbehagen* "einer fiktiven Solidarität allein aufgrund des gemeinsamen Frauseins" durchaus zurecht besteht. Aber was folgt daraus?

Claudia von Braumühl hat in ihrer, wie mir scheint: sehr wahrhaften, Schilderung ihrer Leiden im Wissenschaftsbetrieb die Facetten unserer Schwierigkeiten mit Solidarität direkt und indirekt zum Ausdruck gebracht – auch durch das quantitative Verhältnis ihrer Themen. Im Mittelpunkt steht das bekannte, aber hier sehr konkrete, Problem der (einer?) Frau unter männlichen Kollegen, in zweiter Linie die Beziehung der Frau zu Studentinnen und Studenten, schliesslich – auf zwei von dreissig Seiten ausdrücklich *nicht* behandelt – "die Beziehung von Frauen mit Frauen" auf diesem feindlichen Territorium (S. 203–205). "Solcher Zusammenhang ist nicht Teil meiner Erfahrung." Mag sein. Aber warum nicht Teil ihrer "Ueberlegungen" (vgl. den Titel des Aufsatzes)? Es sei dies "zudem ein Punkt, der noch sehr viel mehr ausgetauschter Erfahrungen und Explorationen bedarf". Schluss. Punktum. So nebenbei hiess es vorher noch, die "scheel-äugige Konkurrenz der Ausnahme-Frauen . . . scheint im Rückgang begriffen . . . da werden Geschlechtsgenossinnen zum Anlass von Freude, von Chance". Absatz. "Die bleibt vielfältig gefährdet." Und dann kommt gleich das Verhältnis zur Sekretärin. Die Unsicherheit, das Bedürfnis, von diesem Thema wegzukommen, spricht aus jeder Zeile. Die kurze Andeutung einer Lösung des Problems dieser unwilligen zwei Seiten weist auch in die typische Richtung: Der Projektionszirkel in der prekären Beziehung zwischen Kolleginnen ist noch am ehesten aufzubrechen "durch die gemeinsame Sache der Veränderung" – durch die unverbindliche Solidarität des Ziels also wieder.

Leicht lässt sich einwenden, dass es sich hier um die Eindrücke und Interpretationen *einer* ganz bestimmten Frau handelt, die ja doch nicht repräsentativ seien. Ich möchte das nicht bestreiten, mich auch nicht weiter um Bestätigungsinstanzen bemühen, sondern aus impressionistischem Wissen dieses Beispiel als idealtypisch ansehen. Auch wenn Feministinnen das Thema aus verschiedenen Gründen umgehen: Meinen wir wirklich, dass das Beziehungsgefüge und die Verhaltensnormen, die Frauen seit einigen Jahrhunderten kontinuierlich internalisieren, sich ausgerechnet in *dieser* Hinsicht wegwischen lassen? Die Beziehungen zwischen Frauen waren – zumindest in unseren Breiten: so weit man denken kann – durch Männer definiert (vgl. z.B. die immer noch bestehende Vereinigung der Dozentinnen an der Universität Bern), gingen über Männer, wurden an Männern und durch Männer gemessen. Das Buhlen um die Gunst von Männern gehörte zentral zum weiblichen "Lebenszusammenhang". Der Ausdruck "scheeläugig" ist bei von Braumühl trefflich gewählt. Aber eben nicht: Konkurrenz, sondern Rivalität.

17 Hegels mit viel Recht benütztes Kapitel über Herrschaft und Knechtschaft aus der "Phänomenologie des Geistes" ist diesbezüglich wohl kaum zu übertreffen. Ortman z.B. zieht den Text ausgiebig heran, aber leider erst von dem Moment an, da die Rollen schon verteilt sind. (S. 257, 270f, 278f)

Unabdingbar zur Herstellung von direkter Solidarität ist es daher, glaube ich, uns zu fragen bzw. bewusst zu machen, ob und inwiefern scheeläugige Rivalität in uns noch steckt, sie in den Winkeln der Verdrängung aufzusuchen. Erst dann wird der Weg frei für notwendige *Konkurrenz*. Konkurrenz natürlich nicht nach dem Muster profitierender Agenten des freien Marktes, sondern im wörtlichen Sinne des Wettlaufs um eine Siegestrophäe, oder eben des Kampfes: des Kampfes um Meinungen, Theorien, Programme – und auch Positionen! Kampf allerdings hat nicht nur die eine Seite des Entweder-du-oder-ich, des "auf Leben und Tod", Kampf ist auch eine intensive *Beziehung* zwischen zwei Polen, zwischen den Kontrahent(inn)en der Auseinandersetzung – Kampf kann ein *erotisches* Moment haben, was unsere Kultur weitgehend verdrängt hat. Also: Solidarität kann als Zusammenhalten, als gegenseitiges Stützen, als Wohlwollen, als gemeinsamer Kampf *gegen* ein Drittes, Solidarität kann und muss aber auch unter der Bedingung des Kampfes *zwischen* solidarischen Personen bestehen, am ehesten dann, wenn sie von einem gewissen Mass an *agonaler Erotik* getragen wird.

Die Schwierigkeit, direkte Solidarität unter Frauen zu errichten, liegt nicht nur in der internalisierten Scheeläugigkeit, sie wird gesteigert durch den Umstand, dass ihr eine der wichtigsten Voraussetzungen fehlt, auf der ihr geheimes oder offenes Vorbild, die Arbeiterbewegung, aufbauen konnte: das weitgehend homogene Milieu (vgl. Punkt 2). Schon die alltägliche räumliche Situation gibt es nicht, die Solidarität fördert, unter Umständen provoziert. Nicht nur, dass "das Paar eine Grundeinheit" darstellt, auch am Arbeitsplatz, in der "Arbeitswelt", werden die Fäden des Beziehungsgefüges der Frauen immer wieder durch Männer zerschnitten. Ähnlich wie die Beziehungen der Juden, besonders der assimilierten, immer wieder durch das Gastvolk gehemmt, verändert, unterbrochen, sie selbst oft zur Verleugnung ihrer Identität veranlasst werden (ich denke selbstverständlich *nicht* an Israel).

Die Ansprüche an solche Solidarität sind ausserordentlich. Mit ernstem, tragischem Unterdrücktenpathos ist sie sicherlich nicht durchzuhalten. Es bedarf ausser dem Wohlwollen und der Anerkennung einer gewissen Distanz und Selbstironie, gepaart mit offenherzigem Geltenlassen der Qualitäten von Männern. Feministinnen können daher meiner Meinung nach nicht in erster Linie auf alternative Wissenschaftsproduktion ausgehen – das vielleicht auch, nebenbei – sondern vor allem müssen sie sich um Wissenschaft in alternativer *Situation* kümmern: Die Einmischung von Frauen in die Wissenschaften kann zunächst nur eine kräftige Einmischung sein in eine Institution, die mit all ihrer Macht nun einmal besteht. Aber vielleicht können wir dahin kommen, dass Wissenschaft – unter anderem auch – das ist, was eine Frau von der andern abschreibt.

BIBLIOGRAPHIE

- DE BEAUVOIR, S. (1949), "Le deuxième sexe", Vol. I: "Les faits et les mythes" (Gallimard, Paris); deutsche Ausgabe (1980) "Das andere Geschlecht", "Sitte und Sexus der Frau" (Rowohlt, Reinbek).
- BENARD, C. & SCHLAEPFER, E. (1980), Wi(e)der den Methodenstreit, *Wiener Tagebuch* (Juni 1980).
- BOCK, G. (1978), Im Schnittpunkt: Kontrolle von oben, Druck von unten, (Wahrnehmungen und Erfahrungen im Wissenschaftsbetrieb), *Alternative* Nos. 120/121 (1978).
- VON BRAUNMUEHL, C. (1981), Frauen im Wissenschaftsbetrieb. Wahrnehmungen und Ueberlegungen, *Gesellschaft. Beiträge zur Marxschen Theorie* 14. (Suhrkamp, Frankfurt / M.) (1981).
- FEDERICI, S. (1978), Wer forscht und zu welchem Zweck? Frauenstudien in den USA, (aus dem Amerikanischen) *Alternative* Nos. 120/121 (1978).
- LEY, K. (1982), "Frau und Wissenschaft" (S. 315–322 in diesem Heft)
- MIES M. (1978) Methodische Postulate zur Frauenforschung — dargestellt am Beispiel der Gewalt gegen Frauen, *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis*, 1, München (1978).
- MILLMAN, M. & KANTER, R. (Ed.) (1975), "Another Voice. Feminist Perspectives on Social Life and Social Science, (Anchor Books, N. Y.).
- ORTMANN, H. (1981) Notizen zu einer Theorie der Frau (!) oder der Versuch zur Beantwortung der Frage: Warum stricken Frauen? *Gesellschaft* 14, (Suhrkamp, Frankfurt/M.).
- OSTNER, I. (1980), Wissenschaft für die Frauen — Wissenschaft im Interesse von Frauen, *Alternativen der Wissenschaft*, (G. Böhme, Frankfurt/M).
- STRECKEISEN, U. (1981), "Autonomie" der Frauenbewegung. Notizen zum Verhältnis von Frauenbewegung und Arbeiterbewegung, *Widerspruch* 2 (1981).
- THUERMER-ROHR, Ch. (1978), "Wir arbeiten ständig mit der Heckenschere", (Wahrnehmungen ...) *Alternative* Nos. 120/121/ (1978).
- VON WERLHOF, C. (1978), Frauenarbeit: Der blinde Fleck in der politischen Ökonomie, *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis* 1, (München) (1978).
- WOESLER DE PANAFIEU, Ch. (1981), Wie weiblich kann Wissenschaft sein?, *Psychologie heute*. 7 (1981).

4. FRAUENGRUNDSTUDIUM, ZÜRICH

Irma Birchler, Fränzi Reck, Ruth Schläpfer

Frauengrundstudium Zürich

In ihrem Artikel führt Katharina Ley Postulate auf, die sie als Voraussetzung für eine feministische Forschung begreift. Da wir diesen Postulaten in ihrer allgemeinen Unverbindlichkeit nichts zu entgegenen haben, wollen wir uns an dieser Stelle auf einige Anmerkungen zu ihrer praktischen Durchsetzbarkeit beschränken.

Einige dieser Postulate umzusetzen und gleichzeitig ein Forum für feministische Wissenschaft zu schaffen, steht hinter dem Versuch, in Zürich ein "Frauengrundstudium" aufzubauen. Kurz nach Beginn des Projekts stehen wir nun vor Schwierigkeiten allgemeiner Natur und ihren spezifischen Auswirkungen auf die Uni.

Der tiefe Graben zwischen Theorie und Praxis bzw. zwischen dem kopflastigen "Unigetto" und der praxisbezogenen Frauenbewegung scheint nur sehr schwer überbrückbar. Ein Grund für diese fast unüberwindlichen Schwierigkeiten liegt in der weitverbreiteten Theoriefeindlichkeit der Frauenbewegung. Diese Haltung ist nicht ganz unverständlich in anbetracht der Frauenfeindlichkeit bestehender Theorien. Jedoch erschwert uns diese grundsätzliche Ablehnung von Theorien diesen Zugang zur Frauenbewegung. Die Unfähigkeit unsererseits, in der universitären Arbeit von unseren direkten Erfahrungen als Frauen auszugehen, vertieft den Graben. Dies wird teilweise auch durch den herrschenden Wissenschaftsbegriff verhindert. Durch die fehlende Anerkennung und Verwertbarkeit unserer Arbeit im Frauengrundstudium für die offiziellen Anforderungen an der Uni, sind wir zu Mehrarbeit gezwungen. Diese "Doppelbelastung" beeinträchtigt die intensive Auseinandersetzung mit unseren Themenbereichen.

Weiter stehen wir vor der Tatsache, mit einem grundsätzlichen Widerspruch umzugehen, der die gesellschaftliche Situation widerspiegelt: Während wir die gesellschaftlich bedingte (Re-)Produktionsarbeit der Frau als Gratisarbeit in Frage stellen, leisten wir mit dem Aufbau des Frauengrundstudiums wiederum Gratisarbeit. Es wird offensichtlich, dass wir vorläufig nur unter diesen speziellen Bedingungen unseren Interessen nachgehen können. Ohne von der Uni dafür bezahlt zu werden, bieten wir eine alternative Struktur und Inhalte, die das universitäre Spektrum erweitern.

Das gezielte Arbeiten an unseren Themenbereichen wird zusätzlich durch das distanzierte Verhältnis zwischen Studentinnen und Assistentinnen erschwert. Es ist nahezu unmöglich, ein für beide Seiten produktives Diskussionsforum aufzubauen. Ein Hinderungsgrund für ein fruchtbares Zusammenarbeiten ist sicher in der Ueberbelastung der Assistentinnen durch ihre Arbeit an Projekten, die thematisch durch die Institutsforschung bestimmt sind, zu sehen. Trotz dieser möglichen Entschuldigung für die mangelnde Zusammenarbeit möchten wir die Assistentinnen auffordern,

einerseits die gängigen Methoden und Ansätze an den Instituten zu kritisieren, feministische Forschungsprojekte gemeinsam durchzusetzen und sich andererseits mit den Anliegen der Studentinnen zu solidarisieren.

5. DE LA SITUATION D'APATRIDE EN SCIENCES SOCIALES OU DES DIFFICULTES EN QUETE D'UN ESPACE DE RECHERCHE FEMINISTE

Anne-Marie Käppeli

Faculté de psychologie et des sciences de l'éducation, Genève

"J'ai renoncé à avoir un coin à moi en ce monde, un home, un foyer, la paix, la fortune. J'ai revêtu la livrée, parfois bien lourde, du vagabond et du sans patrie. J'ai renoncé au bonheur de rentrer chez soi, de trouver des êtres chers, le repas, et la sécurité."

Isabelle Eberhardt, 1900

Isabelle Eberhardt, nomade . . . une petite page lui est consacrée dans la revue féministe "Sorcières" No. 11. Ses écrits sont le témoignage exemplaire de cette déchirure propre aux femmes, de cet impossible mouvement de va-et-vient entre partir et trouver son lieu, et de ce travestissement nécessaire pour voyager dans le monde des hommes.

A la lecture du texte "Femmes et Science" de Katharina Ley un lien de nomadisme s'est tissé; il a résurgi également d'une question: lorsque nous parlons de recherche féministe, cherchons-nous à constituer notre propre lieu-patrie ou resterons-nous toujours apatride, nomade?

J'aimerais revenir sur les trois interrogations principales de Katharina Ley et parler des associations qu'elles ont évoquées pour moi en relation avec l'espace de recherche féministe que je tente de créer pour ma thèse de doctorat.

La situation d'apatride en sciences sociales m'est si familière qu'elle est l'un des points de départ de ma recherche. Pendant près de dix ans j'ai migré à travers plusieurs pratiques théoriques de la science occidentale: de la sociologie à l'anthropologie, des sciences de l'éducation à l'histoire. La rencontre avec tant de travaux des colonies scientifiques diverses, avec tant de méthodes différentes de rapt et de mutilation m'a laissée dans l'austérité et la soif d'une nomade. J'ai erré jusqu'à l'exode dans d'autres univers culturels, celui de l'Afrique, et même celui de la femme-mère, qui ont fait éclater définitivement l'univocité de l'univers scientifique.

Les difficultés particulières que rencontrent les étudiantes à l'université, l'insatisfaction devant le discours savant courant, la souffrance individuelle: quel potentiel de richesse tout cela pourrait-il avoir pour une recherche féministe? En extension de l'"entre-deux" le Luce Irigaray, je voudrais qualifier cette situation théorique nouvelle de "entre-plusieurs" ou "entre-cultures". J'y tente mes premiers balbutiements. "Entre-plusieurs" est cet espace de silence que les

sciences humaines ont évacué. Silence car il s'agit de zones de limites entre des disciplines universitaires, entre des cultures, entre des sexes . . . Silence puisque les sciences humaines ont développé surtout des techniques colonisatrices et peu d'espaces d'écoute.

L'histoire des femmes — ou pour rayer l'histoire comme discipline universitaire j'aimerais dire "la mémoire collective des femmes" — est l'un de ces espaces de silence dans lequel je voudrais essayer de séjourner.

Dans la deuxième interrogation de "Science comme profession", je tiens à approfondir cette question : comment transcender le réductionnisme (Verkrüppelung) scientifique et de même le réductionnisme professionnel ?

Pour ma thèse de doctorat, je me heurte à des normes de recherche figées. Dans mon exploration, je me vois mal aboutir à un texte écrit "scientifiquement". Il me semble que, dans une recherche, il s'agit pour chacun/e de trouver les moyens d'exprimer sa véritable originalité. Nos langues sont multiples. Je rêve d'écrire, de parler, d'utiliser tous mes sens pour faire une exposition, une mise en scène de la mémoire collective des femmes, sans être écrasée par un titre universitaire ou professionnel.

Eugénie Lemoine-Luccioni aurait-elle raison lorsqu'elle dit : "On ne s'étonnera plus, dès lors, de la violence qui caractérise une écriture de femme. Dans le même mouvement qui l'arrache à l'Eros, l'écriture féminine s'arrache elle-même à tous les modèles reçus . . . La femme ne construit pas de systèmes, elle ne fait pas école, elle ne fait pas carrière. Son écriture est violemment subversive . . ." ¹

Ou Chantal Chawaf, lorsqu'elle dit : "J'aime restituer au mot une matérialité, une oralité, parce que, je le sens bien, le mot passe par la bouche : comme la nourriture . . . il y a des mots patois . . . des mots forestiers . . . les mots de soie et de brocart, les chamarrures, les mots de dentelle d'or si doux au corps, si lumineux à l'œil qu'on les écrit comme si on s'en revêtait . . ." ²

Si mémoire collective des femmes il y a, je n'écrai plus dans le même mais dans l'altérité ; je n'écrai plus dans le manque mais dans la solidarité. Je ne voudrai plus que mes textes soient seuls, je voudrai faire la place à d'autres paroles dans mes textes. ³

Tout en explorant la richesse de l'écriture, comment ouvrir un espace de parole originale, comment créer de nos mains des objets symboliques donnant corps à nos histoires de femme ?

Si nous restons dans l'espace des mots, à la fois notre modèle et notre méthode peut être la métaphore. Je privilégie le langage métaphorique pour sa relativité verbale et son pouvoir de communication subjective. Il communique une synthèse de relations subjectives de manière à ce que nulle partie spécifique ou individuelle

1 "Sorcières" 7, 14

2 "Sorcières" 7, 43

3 Selon Madeleine Gagnon, "On va parler", "Sorcières" 7, 12

de cette relation soit perdue ou mutilée. Chaque partie est respectée simultanément pour créer une globalité.

Probablement, ce n'est plus l'ordre de la science dont je rêve, mais quelque chose de l'ordre de l'art où l'inconscient est respecté autant que le conscient, où penser et sentir sont des aspects d'une même faculté. Bref, une réalité où la division entre art et vie s'évanouit. ⁴

Là, y aura-t-il une fin à l'existence nomade, reviendrons-nous chez nous, un jour, après une longue période d'exil ?

Dans la troisième interrogation de "Critique de la science féministe", il me paraît important d'approfondir la question de l'adresse et du destinataire d'une science féministe. J'aimerais rejoindre ici les interrogations des amies françaises du G.R.I.E.F. (Groupe de recherches interdisciplinaires d'étude des femmes, à Toulouse). Elles ont parlé de l'"adresse disciplinaire" menant à une science totalitaire perfectionnant sans cesse une adresse unique, d'où la nécessité d'une remise en cause des territoires des disciplines universitaires. Une autre question qui découle de celle-là. En étant à la fois sujets et objets d'un discours — "indiennes de l'intérieur" — ne nous enfermons-nous pas dans une réserve dans la mesure où nous n'en déplaçons pas l'adresse ?

A qui sert la recherche et non seulement à quoi . . . Cherchons-nous pour améliorer les procédés en cours dans nos disciplines ou pour changer quelque chose au statut des femmes ? Quelle est l'adresse de la recherche ? Outre cette question issue d'une pratique interdisciplinaire, une autre adresse s'annonce : celle des destinataires. ⁵

Donc, la question de la partialité et du but de la recherche nous revient dans la question de l'adresse et du destinataire.

Une conclusion univoque à propos de l'utilité du discours scientifique dans la réflexion et dans le projet féministe est tirée par Françoise Picq qui a travaillé sur la théorie du droit maternel : "Le féminisme n'a pas su utiliser à ses fins propres le discours scientifique des premiers anthropologues ; et aujourd'hui l'anthropologie ne peut plus alimenter une réflexion féministe." ⁶

Quelles recherches donc, lorsque nous parlons d'études ou de science féministes ? Il est clair pour moi, aujourd'hui, que je suis loin de vouloir vérifier quelque chose, mais proche de vouloir parler, exprimer, communiquer ma vision de vie et du monde.

Les questions soulevées par le texte de Katharina Ley méritent beaucoup d'attention et d'approfondissement. A mon avis, il faut les pousser au-delà du concept de "production scientifique alternative". Ne serions-nous pas créatives si nous restions le plus fidèles possibles à nos passions extrêmes et que nous les reconnaissons comme qualité de l'esprit ?

⁴ Barbara Starrett, "Ich träume weiblich", Verlag Frauenoffensive, München, (1978) original en anglais : "I Dream In Female", Cassandra Publication (1976)

⁵ G.R.I.E.F., Femmes : Travail théorique, travail invisible, travail inaudible, *Pénélope* pour l'histoire des femmes, 4 (1981) (Les femmes et la science).

⁶ Françoise Picq, Le mythe du matriarcat, *Pénélope* pour l'histoire des femmes 4 (1981) (Les femmes et la science)

6. LES FEMMES DANS LA RECHERCHE : contribution à la discussion sur "les femmes et la science"

Thanh-Huyen Ballmer-Cao

Institut de sociologie de l'Université de Zurich,
Zurich

Toute femme-chercheur connaît la situation paradoxale suivante : en choisissant l'exercice d'une profession scientifique, elle échappe en partie au destin traditionnel réservé aux femmes, mais se retrouve de nouveau dans un monde où les hommes prédominent. En effet, il est indéniable que la science par son passé, ses axiomes, son approche, constitue un monde essentiellement masculin. Le dilemme est cependant vécu très différemment par les femmes-chercheurs, qui peuvent par exemple le percevoir comme un succès personnel, une fatalité, ou comme une schizophrénie.

Néanmoins, il ne semble pas qu'un débat sur l'incompatibilité entre le fait d'être femme et d'exercer un métier scientifique soit enrichissant pour le féminisme. En condamnant l'idéologie masculine, la pratique sexiste qui règne dans la science, plusieurs féministes la considèrent comme aliénante pour les femmes. L'engagement dans le monde scientifique aurait donc pour effet la masculinisation des femmes, c'est-à-dire la perte, ou du moins, l'appauvrissement des caractéristiques propres à leur nature. Or, voulant éviter que les femmes se transforment en hommes, certaines féministes sont amenées malgré elles à valoriser les différences entre les sexes, différences qu'elles réfutent au nom de l'égalité entre hommes et femmes. Il ne s'agit pas non plus de sous-estimer le dilemme des femmes travaillant dans la recherche. A mesure que les femmes commencent à prendre conscience de leur propre identité, et que le métier scientifique s'ouvre progressivement à ces premières, les questions que les femmes se posent ne cessent de gagner ce domaine institutionnalisé qu'est la science. Pour plusieurs des femmes-chercheurs, la distance subjective et/ou objective entre leur profession et leur identité reste constamment présente. Leur malaise peut paraître plus ou moins commun à toutes les femmes qui exercent une activité professionnelle. Sans parler des difficultés pour concilier travail et vie privée, les obstacles rencontrés par la partie féminine de la population active ne sont pas seulement d'ordre pratique (promotion professionnelle, cycle biologique), psychologique (préjugés, sexisme), mais aussi d'ordre idéologique (modèles de pensée quasi exclusivement masculins). Or, c'est ce dernier type de malaise qui semble jouer un rôle particulièrement important chez les femmes travaillant dans le domaine scientifique. Faire de la recherche, c'est censé d'innover. Et l'innovation ne vit que de nouveaux apports. En voulant imposer ses modèles de pensée, l'idéologie dominante prive la science d'une source d'innovation importante.

Donc, à notre avis, l'intérêt de la discussion ne résiderait pas dans celle de l'incompatibilité ou de la compatibilité entre les femmes et la science. La science

n'appartient précisément à personne et à aucun système. La question serait de réconcilier science et féminisme. Pouvoir y répondre d'une façon satisfaisante, c'est aussi montrer indirectement qu'ela science en soi n'est et ne doit être alinéante pour les femmes. En effet, il ne s'agit pas de faire de l'autocensure, et d'éviter les domaines d'activités où les hommes jusqu'ici prédominent, car en général, ce sont justement dans les domaines les plus vitaux pour notre société que l'influence masculine se fait le plus ressentir. La solution du refuge dans l'art et l'écriture diminuerait la chance aux femmes d'innover efficacement la société.

Se pose maintenant la question de savoir comment réconcilier science et féminisme. Au point de vue méthodologique, il ne semble pas qu'une réfutation à priori des approches et des méthodes jusqu'ici utilisées soit fructueuse. Pour pouvoir innover, il est très souvent utile de posséder à fond le savoir, les outils de travail traditionnels, afin de pouvoir les dépasser par la suite. L'invention ne vient pas du néant, mais résulte la plupart du temps du travail de synthèse, de combinaison. Plus avancé est le stade de la science, plus il serait indispensable de passer par le chemin de l'apprentissage du savoir acquis. En d'autres termes, la *compétence professionnelle* constitue à notre avis une déterminante pour le potentiel innovateur des femmes travaillant dans la recherche.

Néanmoins, dans la tentative de réconcilier la science avec le féminisme, la compétence professionnelle ne se révèle qu'une condition nécessaire mais non suffisante. Une femme-chercheur qualifiée n'est pas nécessairement innovatrice au sens féministe du terme. Le problème serait encore de combiner *identité* et compétence. Objectivement, les féministes radicaux n'ont pas tout à fait tort de déclarer l'incompatibilité entre la science et les femmes. La richesse féminine provient en très grande partie de notre situation sociale marginale. Etant à la fois membre de la communauté, mais exclue de la plupart de ses activités vitales, les femmes ont pu projeter sur la société un regard plus objectif et plus critique que les hommes. Leur intégration entraînerait en effet le danger de la perte des avantages accumulés grâce à leur rôle d'observatrices. Mais, par contre, vouloir conserver sa marginalité signifierait aussi accepter les inégalités, les discriminations. Une solution à cette situation contradictoire serait d'encourager parallèlement l'intégration et l'identité, c'est-à-dire de chercher à diminuer au maximum la contrainte au conformisme exercée sur les femmes.

Pour ces raisons, le développement simultané de la compétence et de l'identité pourrait apporter une solution au rapport entre les femmes et la science. Quant à la question des mesures collectives à prendre, l'idée provenant des Etats-Unis de créer des Centres de recherches féministes serait digne d'être étudiée. Les initiatives concernant des syndicats parallèles, des groupes de femmes, des "espaces" universitaires féminins, etc. sont certes à encourager, mais il s'agit là plutôt des formes d'organisation, et l'essentiel reste à notre avis l'élaboration des théories féministes. Ayant pour but le développement du féminisme en tant que concept scientifique, qu'outil de travail, ces centres constitueront un excellent moyen pour aider les femmes à sauvegarder leur identité dans la recherche. Il ne s'agit pas de créer par ce biais un nouveau ghetto à l'intention des femmes. Car,

même si l'un des buts ultimes de tels centres est de chercher à mobiliser les femmes elles-mêmes, il serait absurde d'interdire l'accès aux hommes. Au point de vue formel, les Centres de recherches féministes constitueraient des lieux de recherche, d'enseignement, d'échanges, de documentation, sur tout ce qui a trait aux femmes. Au point de vue scientifique, on pourrait parler d'une branche pionnière grâce à son orientation *pluri-disciplinaire*. D'une part, il serait indispensable d'apporter un complément à la spécialisation avec son caractère unidimensionnel, et d'essayer d'aborder le problème dans toute sa complexité. D'autre part, il serait dommage de limiter le féminisme aux sciences sociales où la présence féminine, même timide, se fait quand-même remarquer. Les sciences techniques et naturelles, malgré leur long passé, restent encore largement des chasses gardées masculines. Au point de vue politique, ces Centres de recherches pourraient constituer une solution dynamique à la question du parrainage étatique. Au lieu d'attendre passivement que le système prenne le problème à sa charge (quota féminin obligatoire dans des organes constitutionnels, multiplication des lois en faveur des femmes . . .), il y aurait avantage à chercher à mobiliser les intéressées elles-mêmes. Sans aucun doute, la diminution du risque de conformisme couru par les femmes grâce aux "privilèges" imposés par l'Etat ne saurait présenter une solution à long terme.

De toute évidence, seule l'existence des centres de recherches ou celle des lois-cadres de type "égalité des droits entre hommes et femmes" ne pourraient résoudre les problèmes posés par le rapport inégal entre les deux sexes. Il appartient toujours aux femmes elles-mêmes de faire vivre les institutions existantes. Pour le moment, et nous revenons à notre point de départ, le dilemme des femmes-chercheurs si frustrant qu'il soit, pourrait servir de moteur à certaines innovations sociales. Dans un certain sens, c'est un bon signe que les femmes refusent la conformité, et perçoivent encore le malaise comme tel. Car, l'important n'est-il pas seulement de résoudre, mais aussi d'abord de prendre conscience des contradictions ?

7. QUELQUES REFLEXIONS A PROPOS DE "FEMMES ET SCIENCE", DE KATHARINA LEY

"Nous sommes toutes des filles de vitrières" ¹

Yvette Hauf

Chêne-Bougeries

La science est-elle sexiste ? On ne peut plus affirmer aujourd'hui que la science est objective, neutre, au-dessus de la mêlée, extérieure à la société qui la produit. En fait — certaines recherches en font la démonstration (Easlea, 1981) — il apparaît que les présupposés, les objets, les méthodes, les applications de la science, les chercheurs et enseignants dans une large mesure, soit l'institution scientifique dans son ensemble, sont sexistes.

J'aimerais apporter à ce thème du sexisme dans la science quelques illustrations en me référant à l'étude de Katharina Ley "Femme et science" ². Katharina Ley évoque notre apatridie dans la science. Je trouve le terme particulièrement bien adapté à notre situation, et en français tout spécialement. En effet, le mot patrie vient de père, le domaine du père . . .

Ce domaine du père qu'est la science, nous devons en constater notre très fréquente exclusion. Reconstituer les différentes phases, historiques, sociales, juridiques de cette exclusion, telle est l'une des tâches essentielles des féministes. Cette tâche n'est pas aisée. Sa réalisation présuppose en effet une réorientation des buts et des méthodes de la recherche qui en est encore à ses prémisses. En d'autres termes, il faut d'abord faire admettre nous-mêmes sans aucune réticence le caractère scientifique de la question : pourquoi les femmes sont-elles absentes de la science, et par quels moyens ont-elles été mises à l'écart ? Ou encore, de manière plus générale, car ce n'est pas uniquement de la science que nous sommes exclues, quelle est l'origine de la misogynie qui imprègne toute la société et par quels mécanismes se reproduit-elle ?

Pour l'heure, nous en sommes encore au constat : notre exclusion des sciences revête différents aspects. Quand nous ne sommes pas les "oubliées", objets pertinents ou sujets incapables, nous sommes frappées d'"invisibilité". En effet, en tant que sujets de recherche, à de rares exceptions près ³, nous ne nous reconnaissons pas comme femmes. Le prix à payer pour parvenir au statut de chercheur (cher-

¹ Allusion à la remarque populaire : "Ton père n'est pas vitrier !", faite à quelqu'un qui obstrue le champ de vision de son interlocuteur.
Remarque utilisée au féminin par Collette Guillaumin (1978) dans le titre d'un article : De la transparence des femmes, nous sommes toutes des filles de vitrières.

² Publiée dans ce numéro de la "Revue suisse de sociologie".

³ Les recherches féministes qui ont paru à partir des années 70.

cheuse ?) autonome, publiant en son nom, c'est la conformité à un système de valeurs — la scientificité — entièrement déterminé, et surdéterminé, en dehors de nous.

Quand nous sommes objets de recherche, il nous arrive d'être traitées de "sous-espèce": les différences sociales entre les sexes sont renvoyées à des explications biologiques (c'est la nature de la femme de . . .). A titre d'exemple de l'utilisation de la biologie comme justification implicite du sexisme, il faut citer "Le fait féminin", ouvrage collectif publié par E. Sullerot (1978), et la critique de ce livre par E. de Lesseps (1979). Cette dernière fait remarquer — et ceci me paraît assez important pour être relevé car "Le fait féminin" est un ouvrage de référence sur ce sujet et il n'est pas le seul à utiliser ce type d'argumentation :

"Etudier l'être humain dans son évolution depuis la société primate jusqu'à la société informatique n'est pas du tout la même chose que de définir et classer les différences entre groupes humains et les rapports entre groupes à travers la grille des déterminatismes biologiques. Ce sont même des démarches inverses. Car la première approche fait apparaître les caractères de l'espèce humaine, tandis que la seconde tend à diviser les humains en espèces différentes, occultant (et pas par hasard) leur commune appartenance"

(de Lesseps, 1979, 15 et note).

Autrement dit, nous ne serions pas tout à fait des "êtres humains" (Mensch ou Mankind), définition des valeurs masculines, mais "quelque chose" de différent. "Différence", note plus loin E. de Lesseps, "qui est allée de pair avec notre maintien dans un statut inférieur." (de Lesseps, 1979, 25).

Un autre moyen de nous rendre "invisible" consiste à occulter les discriminations dont nous sommes victimes, y compris dans les recherches en sciences sociales qui ont pour objet la situation des femmes ou de certaines catégories d'hommes et de femmes (par exemple une classe d'âge) dans la société ou certaines institutions.

Le masquage des discriminations de sexe est mis en évidence notamment par Liliane dans une étude intitulée "L'école des femmes et le discours des sciences de l'homme" (Liliane, 1974). Elle analyse, entre autres, une enquête conduite par l'I.N.E.T.O.P. en 1963-64⁴ et "Les héritiers: les étudiants et la culture" (Bourdieu et Passeron, 1964). A la suite de nombreuses citations, Liliane parvient à la conclusion que la perspective classiste des auteurs cités les empêche de percevoir l'aspect sexiste des systèmes d'éducation :

"L'analyse des processus éducatifs (scolaires et extra-scolaires) exclusivement en termes de différence (ou de lutte) de classes, et de reproduction d'une société principalement capitaliste, n'est-elle pas elle-même, aujourd'hui, un obstacle et même l'"obstacle épistémologique" majeur à l'appréhension et l'étude d'autres phénomènes d'oppression et d'exploitation, en particulier d'un sexe par l'autre ?"

(Liliane, 1964, 1804).

4 Enquête publiée sous le titre : Reuchlin M. et Bacher F. (1969) "L'orientation à la fin du premier cycle secondaire" (P.U.F., Paris).

Les exemples qui précèdent ont pour but de montrer dans des cas précis le fonctionnement des processus qui nous rendent "invisibles" en nous détachant de l'espèce humaine ou en occultant le caractère social de notre "situation de femmes", soit victimes de discrimination, ce qui revient au même. Il est évident que le phénomène de notre exclusion est bien plus vaste. Le silence règne sur des pans entiers de connaissance qui nous concernent. L'étude du rôle des femmes dans l'histoire, l'histoire du féminisme, en sont à leurs débuts. Il en est de même pour l'étude de la sexualité féminine. La liste n'est pas exhaustive.

POUR UNE SCIENCE FEMINISEE/HUMANISEE

L'institution scientifique, à dominante masculine — "Der weisse Mann denkt über sich selber nach", cite Katharina Ley — est appauvrissante à plus d'un titre. Non seulement elle nous exclut, mais elle rejette également des qualités dites féminines en procédant par dichotomie (raison — sensibilité, etc.).

L'une des impasses de la science provient justement de l'une de ces dichotomies, soit la rupture entre le sujet et l'objet de la science. Non que le sujet soit totalement évacué, il est dissimulé par l'artifice du discours scientifique. C'est ce que dénonce Edgar Morin :

"Le sujet qui disparaît (du) discours (de l'auteur) s'installe en fait à la Tour de Contrôle. En feignant de laisser place au soleil copernicien, il reconstitue un système de Ptolémée dont son esprit est le centre" (Morin, 1977, 24).

D'autre part, le concept de rationalité scientifique ne renvoie pas à une science fondée en raison mais bien plutôt à une science adaptée à des objectifs, soit le développement du capitalisme (Marcuse, 1968; Habermas, 1973), et le maintien du patriarcat. En effet — à partir du XVII^e siècle cela devient évident — la science a pour but la maîtrise de la nature et la survalorisation de capacités dites masculines aux dépens des femmes (Easlea, 1981). De la maîtrise de la nature on passe à la domination des hommes et des femmes, au renforcement des rapports de pouvoir, des hiérarchies. Les conséquences en sont, entre autres, la technicisation de la société, les inégalités de développement, la crise écologique, l'équilibre de la terreur . . .

J'aimerais citer encore Edgar Morin parce que sa démarche permet, me semble-t-il, — même si tel n'est pas son but — de dévoiler l'oppression des femmes et de créer un espace pour une "autre" science qui procéderait par d'autres méthodes pour atteindre d'autres buts. Il s'interroge sur la connaissance que nous avons de la science :

"... comment se fait-il que la science demeure incapable de se concevoir comme praxis sociale ? Comment est-elle incapable, non seulement de se contrôler, mais de concevoir son pouvoir de manipulation par les pouvoirs ? Comment se fait-il que les scientifiques soient incapables de concevoir le lien entre la recherche "désintéressée" et la recherche de l'intérêt ? Pourquoi sont-ils aussi totalement incapables d'examiner

en termes scientifiques la relation entre savoir et pouvoir ?”
(Morin, 1977, 14).

Adrienne Rich cite un auteur qui dépasse le stade de l'accusation et propose un autre processus vers la connaissance :

”A reconstructed science would value truth, but also compassion. It would have an inbuilt ethic that would defend both being and living: that is, knowledge that would be non-violent, non-coercive, non-exploitative, non-manipulative . . . What if we were to say that we would not undertake to develop what could not be understood and publicly absorbed, that we were intent on building a science not confined to academies and institutions”
(Rich, 1979, 143).

Les féministes peuvent adhérer à un tel programme puisqu'il tend d'une part à abolir les rapports de domination dans et par la science et d'autre part à dépasser la coupure entre le monde scientifique et le monde non-scientifique où nous nous trouvons à une si large majorité.

Une science centrée sur l'intérêt des femmes doit en premier lieu identifier et expliciter des objectifs dans lesquels les femmes se reconnaissent, qu'elles soient ou non membres d'une institution scientifique. Ce travail est en cours ; plus avancé dans les pays anglo-saxons, il se développe en Suisse, simultanément autour de plusieurs pôles. Les publications scientifiques officielles ont fait jusqu'ici peu de place à la diffusion de ces recherches. Cela signifie-t-il qu'il faut créer d'autres canaux d'expression et de communication pour rendre accessible ce champ de réflexion ?

A la suite d'Adrienne Rich (1979) je pense que le concept d'enseignement mixte ne conduit pas à l'égalité dans l'éducation puisque le message même qu'il distribue est sexiste et nous amène à l'intériorisation du rôle de sexe qui nous place en "secondes". C'est pourquoi une analyse des rôles de sexe dans notre société et de leur impact sur notre situation, notamment dans les institutions scientifiques, constitue l'un de ces objectifs premiers dans l'élaboration des modèles d'éducation non-sexistes, mettant en cause le sexisme dans la société, basés sur les besoins considérables des femmes ⁵.

NOUS DEVONS NOUS PRENDRE AU SERIEUX ⁶

J'aimerais, dans les lignes qui suivent, toucher à des questions plus personnelles. Il s'agit de préciser d'où je tiens mon discours et pour quelles raisons ;

⁵ Voir par exemple à ce sujet : "La situation de la femme en Suisse", première partie : Société et économie. Rapport de la Commission fédérale pour les questions féminines (1979).

⁶ Référence à un chapitre de l'ouvrage d'Adrienne Rich intitulé "Taking Women Students Seriously" (Rich, 1979, 237).

il s'agit de voir dans quelle mesure je suis capable, contre toute idée reçue, de me prendre au sérieux, ou en me référant à ce qui précède, de me rendre visible. Le but est de surmonter la coupure entre la femme et la chercheuse.

Détentrice d'un statut ambigu, à la fois assistante de recherche et employée d'administration, je suis empêchée de m'identifier à mon (mes) travail (travaux); position privilégiée pour exercer une critique, elle ne me permet pas d'agir sur les buts et les méthodes de la recherche à laquelle je participe.

J'estime avoir assez bien intériorisé mon rôle de sexe, c'est-à-dire avoir couru après une image de moi-femme avec laquelle je n'ai jamais réussi à m'identifier parce que c'était un mirage; elle ne correspondait pas au véritable rôle que la société entendait me faire jouer.

Cet itinéraire, je le partage avec beaucoup de femmes, j'en suis persuadée, c'est pourquoi je le mentionne. Le problème est de revenir de cette errance et de me reconstituer une identité, véridique celle-ci, que je (et les autres) puisse prendre au sérieux. Ce n'est pas une tâche facile car cela signifie aller à l'encontre des modèles traditionnels de notre société, se soustraire à l'influence de la misogynie ambiante et lutter contre la culpabilisation qui ne peut manquer d'accompagner une telle démarche.

Il faut bien reconnaître que les institutions masculines, et les hommes qui les composent, ne nous prennent pas au sérieux. Le message que nous transmet l'éducation est que la science, comme l'art, la politique, toutes les choses "sérieuses", sont faites par les hommes (Rich, 1979). Ces institutions nous admettent⁷ pour autant que nous adoptions leur échelle de valeur, soit l'intériorisation de notre rôle de sexe (assumer le non-sérieux qui nous échoit).

C'est à une reconstruction de nous-mêmes que nous devons procéder, mais sur quelle base? Les modèles féminins dans la science — et dans ces autres choses sérieuses, domaine des hommes — sont rarissimes et présentés comme des femmes "exceptionnelles".

Nous devons créer en projection et dans un mode quasi utopiste, avec l'aide de nos "femmes exceptionnelles" et féministes de toutes les époques des modèles valorisants. Nous prendre au sérieux consiste à nous valoriser dans et par notre travail sans référence à l'appréciation sociale des sexes et de leurs activités respectives.

Une telle entreprise ne peut être menée à bien que si elle est assumée à la fois individuellement et collectivement. Dans ce sens, la contribution des mouvements de femmes à l'élaboration d'une nouvelle identité pour les femmes est décisive. Elle est un moyen de nouer — renouer — avec une culture, un savoir, des réserves d'autonomie et de créativité niés par la culture dominante. Ce ressourcement est indispensable à une revalorisation de notre être-femme.

⁷ En petit nombre et depuis peu de temps. Pour une analyse du regard des institutions sur les femmes, voir Schulz (1982).

REFERENCES BIBLIOGRAPHIQUES

- DELPHY, C.. (1981), Le patriarcat, le féminisme et leurs intellectuelles, *Nouvelles Questions féministes*, 2, (1981), 59-74.
- EASLEA, B. (1981), "Science and Sexual Oppression. Patriarchy's Confrontation with Woman and Nature" (Weidenfeld & Nicolson, London).
- EICHLER, M. (1980), "The Double-Standard. A Feminist Critique of Feminist Social Science" (Croom Helm, London).
- GUILLAUMIN, C. (1978), De la transparence des femmes, nous sommes toutes des filles de vitrières, *Questions féministes*, 4, (1978), 51.
- HABERMAS, J. (1973), "La technique et la science comme idéologie" (Gallimard, Paris).
- DE LESSEPS, E. (1979), Le Fait féminin: et moi ?, *Questions féministes*, 5 (1979) 3.
- LILIANE (1974), L'école des femmes et le discours des sciences de l'homme, *Les femmes s'entêtent. Les Temps Modernes*, 29 (1974). Nos 333-334, 1781-1814
- MARCUSE, H. (1968), "L'homme unidimensionnel" (Editions de Minuit, Paris).
- MORIN, E. (1977), "La Méthode. I La nature de la nature" (Seuil, Paris).
- RICH, A. (1979), "On Lies, Secrets, and Silence, Selected Prose 1966-1978" (W.W. Norton & Co, New York).
- SCHULZ, P. (1982), "Les femmes sans queue ni tête. Essai sur le sexisme juridique", Mémoire de DES, non publié, Faculté de droit, Genève.
- SULLEROT, E. (ouvrage collectif sous la direction de) (1978), "Le Fait Féminin" (Fayard, Paris).

8. VERS UNE HUMANISATION DU TRAVAIL SCIENTIFIQUE PAR LES FEMMES ?

Josette Coenen-Huther

Le Lignon / Genève

C'est à une véritable révolution que Katharina Ley convie les femmes. En s'engageant dans une pratique de recherche féministe, militante, non seulement celles-ci aboliront la domination exercée par les hommes, mais elles libéreront tous les travailleurs scientifiques — hommes et femmes — du caractère aliénant du monde professionnel d'aujourd'hui.

Quels sont les éléments essentiels de son argumentation ?

1. Les femmes sont sous-représentées dans le monde scientifique. Les sciences — et plus particulièrement les sciences humaines — sont sexistes car elles se posent des problèmes d'hommes, à partir de points de vue d'hommes.
2. Les femmes qui font de la recherche sont des dominées qui réfléchissent à leur domination. Elles apportent ainsi de nouveaux thèmes de réflexion. Leur rôle va cependant bien au delà : en tant que féministes, elles visent au renversement du statu quo. L'activité scientifique est pour elles un processus et un instrument de conscientisation, au service du mouvement des femmes. Elles mettent ainsi fin à la séparation entre les chercheurs et ceux qu'ils étudient en intégrant la recherche à l'action.
3. Le travail scientifique est aliénant car il sépare la réflexion de la praxis, la profession de la vie privée, l'esprit de concurrence, la pression du rendement, la hiérarchie, de la coopération, de la solidarité, de la chaleur, de la patience. L'une des raisons du caractère aliénant du travail scientifique est que les femmes en ont été tenue à l'écart.
4. Il faut donc que les femmes entrent à part entière dans l'univers scientifique, que celui-ci soit pénétré par les qualités féminines. Pour porter tous ses fruits, cette évolution doit être à la fois quantitative (accroissement du nombre de femmes) et qualitative (prise en compte, entre autres, de leur situation dans le cycle familial).

On ne peut qu'être d'accord en ce qui concerne la sous-représentation des femmes dans les milieux scientifiques et la prédominance des points de vue masculins dans les sciences humaines : tant les exemples fournis par Katharina Ley que de nombreuses autres études prouvent le bien-fondé de ces affirmations.

L'option en faveur d'une science féministe militante, en revanche, ne résulte pas du seul examen des faits mais d'une prise de position fondée sur une certaine orientation aux valeurs. Qu'on soit d'accord ou non, il s'agit dans les deux cas

d'un choix que la science seule ne peut justifier. Nous ne le discuterons donc pas ici, d'autant moins qu'il mériterait à lui seul davantage que ces quelques pages.

C'est à la discussion des points 3 et 4 du raisonnement présenté que nous souhaitons nous attarder quelque peu.

A un univers professionnel masculin dur et inhumain, Katharina Ley oppose un univers privé féminin, où il fait bon vivre. Or, cette dichotomie entre le travail où l'homme serait un loup pour l'homme et la vie privée — c'est-à-dire la famille car, tout le contexte l'indique, c'est bien d'elle qu'il s'agit ici — nous paraît quelque peu dépassée.

Cette séparation radicale entre le monde du travail dévalué et la famille-refuge où l'on doit trouver toutes les compensations est contemporaine de la phase ascendante du capitalisme. Face à une économie de marché très concurrentielle, à une industrialisation rapide et à des conditions de travail parfois brutales, la famille doit constituer un havre de bonheur. Issue d'un mariage fondé sur l'attraction mutuelle des partenaires, elle est centrée sur l'enfant, qui cesse d'être un petit adulte pour devenir un être à part entière, aux besoins spécifiques, comme l'a montré Ariès (1973). La femme au foyer est un idéal car elle doit s'occuper de la noble tâche d'élever et d'éduquer les enfants.

Cette conception de la famille — véritable îlot de douceur au milieu d'une mer déchaînée — a toutefois cessé de correspondre à une réalité, même si elle subsiste comme modèle. En effet, à une époque où un mariage sur deux environ s'achève par un divorce, comment pourrait-on encore défendre le caractère non normatif de l'idée de famille comme lieu d'amour, de chaleur, de tendresse ?

Plus grave encore est peut-être le fait que la famille a été, au cours de ce siècle, peu à peu dépossédée d'une partie importante de ses fonctions de socialisation et mise en tutelle par des représentants de l'Etat. Ainsi, passé ses premières années, l'enfant est largement pris en charge par ceux-ci, par le biais de l'école obligatoire. Il fait l'objet d'une étroite surveillance médicale dans le cadre de sa scolarité et est initié aux mesures de prévention contre de multiples maladies. En cas de nécessité, il est protégé contre sa propre famille par de multiples institutions, dont la plus récente est probablement l'Ombudsman des enfants de certains pays. A la vague de la médicalisation qui — comme l'ont encore montré récemment les Journées Médico-Sociales Romandes de 1982 — a submergé tous les domaines de la vie, de la naissance à la mort en passant par la sexualité, l'alimentation, l'organisation des loisirs, etc., succède une marée haute de psychologisation, voire de psychiatrisation. Elle n'a rien à envier à celle qui l'a précédée en ce qui concerne la culpabilisation de l'individu et sa mise sous tutelle. (On peut consulter à ce sujet, entre autres, Lasch, 1979 et Castel, 1981).

La fonction de socialisation de la famille est donc sérieusement entamée. Confrontés aux experts, les parents abdiquent souvent car ils ne savent plus à quel saint se vouer: les "modes" changent trop vite en matière d'éducation. La famille a également cessé de constituer une protection face au monde extérieur, puisqu'elle est pénétrée par lui de toutes parts. Fréquemment, elle n'est plus en mesure non plus d'offrir à l'individu un parapluie affectif, déchirée qu'elle est — ou tout au moins séparée, divisée, dispersée — par le divorce.

En outre, comme le note Lasch, auquel nous empruntons l'essentiel de cette analyse : "Alors même que le monde devient plus menaçant et moins sûr et que la famille est incapable d'offrir une protection contre les dangers extérieurs, toutes les formes de loyauté s'atténuent de plus en plus. L'éthique du travail, nourrie dans le sein de la famille nucléaire, fait place à une éthique de la survie et de la gratification immédiate" (Lasch 1977, XVIII).

Nous sommes donc bien loin de l'idéal de solidarité et d'amour qui nous est présenté.

Qu'en est-il alors de ces "qualités féminines", de ces "capacités fondamentales" (*wesentliche Fähigkeiten*) des femmes dont parle l'auteur et dont on peut supposer — puisqu'elles ne sont pas clairement définies — qu'il s'agit de ces qualités qu'elle attribue à la sphère familiale : solidarité, coopération, chaleur, patience ? Existent-elles ? Les réponses données par les féministes elles-mêmes diffèrent.

La branche aînée (voir Freeman, 1973) du mouvement féministe, celle des droits de la femme — ou tendance souvent appelée réformiste — s'est élevée farouchement contre ceux qui l'affirmaient. Son porte-parole le plus célèbre, Betty Friedan, présente ainsi comme typiquement anti-féministes ces propos : "Elles (les femmes) ont une mission plus noble et plus sainte, celle de former le caractère des hommes de demain. Leur mission est au foyer où, par leur *affection* et leur *amour*, elles apaisent les passions des hommes." (1971, 94, en italique par nous). Betty Friedan attaque également Freud, pour lequel "la Nature a déterminé à l'avance la destinée de la femme en termes de beauté, de charme et de *douceur*." (ibid., 123, en italique par nous), et s'en prend à ceux qui, dans le domaine de l'éducation, opposent à des traits masculins les traits féminins suivants : "le sens des rapports sociaux", "la spontanéité", "*la qualité intangible des relations humaines*", "l'horreur des statistiques", "l'intuition", "l'émotivité" *et toutes les forces qui "chérissent et entretiennent "ce qui est "bon, vrai, beau, utile et seyant"* (ibid., 182-183, en italique par nous).

C'est un discours tout à fait différent que tiennent les féministes de la branche cadette, les "radicales" de la libération de la femme. La plus connue d'entre elles — Shulamit Firestone — revendique la thèse de la soumission de la femme à sa nature biologique et le fait qu'"il a existé et existe dans toute société, passée ou présente, une interdépendance de base entre mère et enfant, et elle marque de son empreinte le psychisme de toute femme adulte et de tout enfant". Cette structure psychique "exige que la plupart des femmes consacrent aux hommes leur énergie émotive" (1972, 199). Firestone parle ainsi de *comportements féminins* : la subjectivité, l'intuition, l'introversion, les désirs, le rêve, l'émotion, l'instabilité, etc. (ibid., voir en particulier 233 et ss.).

C'est là aussi, notons-le en passant, le point de vue des sociobiologistes (un des principaux ouvrages de référence est ici celui de Wilson, 1979). Pour eux, la biologie fait de la femme une nourricière essentiellement : elle nourrit le fœtus puis allaite le nouveau-né, prépare la nourriture, entretient la maison, veille sur le confort et le bien-être de toute la famille. L'homme, en revanche, apporte la nourriture et les revenus et défend les siens contre les agressions brutales de l'extérieur. C'est lui qui crée le social.

Katharina Ley nous présente un point de vue qui admet également l'altérité de la femme par rapport à l'homme — ou vice-versa si l'on préfère. La conclusion n'est cependant plus ici qu'il faut briser le cercle de la "famille biologique" (pansexualité, reproduction artificielle, etc.), pour libérer la femme de sa nature (thèse de Firestone). Elle se rapproche davantage de celle des sociobiologistes — pour lesquels femmes et hommes sont complémentaires — mais en intégrant une dimension féministe militante : les spécificités féminines ne sont non seulement admises, elles sont revendiquées comme seules valeurs vraies et humaines.

A la suite d'une autre grande féministe — Simone de Beauvoir — nous croyons personnellement à la relativité culturelle de la position de la femme : "On ne naît pas femme, on le devient. Aucun destin biologique, psychique, économique ne définit la figure que revêt au sein de la société la femelle humaine ; c'est l'ensemble de la civilisation qui élabore ce produit intermédiaire" (de Beauvoir, 1949, I, 285). C'est là, nous semble-t-il, la seule leçon que puisse nous enseigner la sociologie. Sur ce point, nous sommes d'accord avec Henri Janne. Celui-ci, réfutant le point de vue sociobiologique, rappelle que le contrôle des naissances a libéré la femme de son fardeau biologique. C'est aujourd'hui à la culture — conclut-il — à choisir celles des réalités biologiques qui doivent servir de critères aux relations sociales (Janne, 1980).

Ainsi, si l'on attribue à la femme certaines qualités spécifiques — comme la solidarité, la coopération, la chaleur, la patience — c'est parce que l'idéologie de la famille bourgeoise les a revendiquées pour elle, contre, justement, les valeurs dominantes de cette jungle qu'est le monde du travail, où règne la loi du plus fort. C'est bien une preuve — croyons-nous — que ces qualités n'ont guère leur place dans les structures économiques actuelles, vouées à la compétitivité et à la rentabilité. Face à ce qu'est devenue la famille, on est, en outre, en bon droit de s'interroger sur la viabilité de ces qualités dans nos sociétés et, plus encore, sur leur existence en tant que spécificités féminines.

Les structures économiques peuvent-elles aujourd'hui être orientées vers d'autres valeurs ? Le travail — qu'il soit scientifique ou non — peut-il échapper à ces impératifs de rendement à tout prix et d'efficacité ? Que des femmes se posent aujourd'hui la question, y répondent affirmativement et prennent ainsi la relève de l'humanisme (Annie Goldmann, *Le Monde*, 9.III.1982, 2) n'est pas le fruit du hasard. Il faut sans doute y voir — tout au moins en partie — la conjonction d'un renouveau du féminisme et des désenchantements auxquels ont conduit tant d'expériences de la gauche traditionnelle. Les femmes, qui trop souvent n'ont pas su maintenir les valeurs de la *Gemeinschaft* (voir par exemple à ce sujet : Nisbet, 1980) au sein de la famille, sauront-elles faire triompher ces idéaux dans un univers de travail qui leur est aujourd'hui en grande partie étranger ? Le cœur ne peut que le souhaiter même si la raison en doute.

REFERENCES BIBLIOGRAPHIQUES

- ARIES, P. (1973), "L'enfant et la vie familiale sous l'Ancien Régime" (Le Seuil, Paris).
 DE BEAUVOIR, S. (1949), "Le deuxième sexe" (Gallimard, Idées, Paris).
 CASTEL, R. (1981), "La gestion des risques. De l'anti-psychiatrie à l'après-psychiatrie" (Les Éditions de Minuit, Paris).
 FIRESTONE, S. (1972), "La dialectique du sexe" (Stock, Paris).
 FREEMAN, J. (1973), The Origins of the Women's Liberation Movement, *Amer. J. of Sociol.*, 78, 4 (1973) 792-811.
 FRIEDAN, B. (1971), "La femme mystifiée" (Gonthier, Genève).
 JANNE, H. (1980), Biologie et sociologie, *Rev. de l'Institut Sociol.* 1 (1980) 49-67.
 LASCH, C. (1977), "Haven in a Heartless World. The Family Besieged" (Basic Books, New York).
 LASCH, C. (1979), "The Culture of Narcissism. American Life in an Age of Diminishing Expectations" W. E. Norton & Cie Inc., New York).
 NISBET, R.A. (1980, 1ère éd. 1966), "The Sociological Tradition" (Heinemann, Londres).
 WILSON, E. O. (1979), "L'humaine nature. Essai de sociobiologie" (Stock, Paris).

9. LE FEMINISME PEUT-IL AVOIR UNE INCIDENCE SUR LA RECHERCHE DANS LES SCIENCES EXACTES ?

Marcelle Hochstaetter

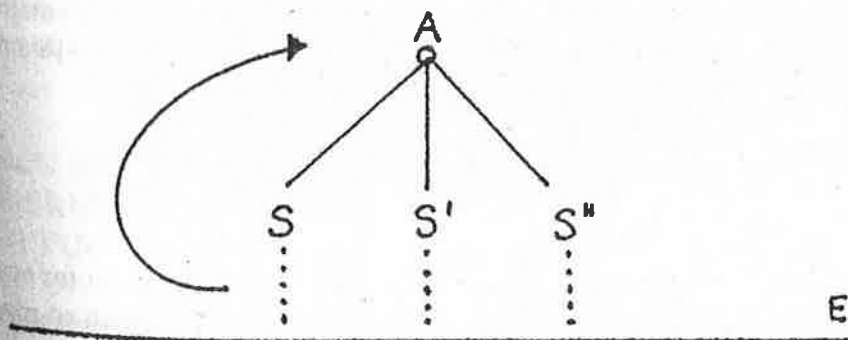
27, rue Lamartine, 1203 Genève

S'il paraît évident qu'une plus grande participation des femmes dans les sciences aurait une incidence sur les applications et la manière dont les recherches sont menées, dire que l'influence d'un sexe pourrait modifier les résultats des expériences ou les processus des phénomènes en soi paraît à première vue douteux. On peut difficilement imaginer que des femmes, ayant eu entre leurs mains la science depuis des siècles, eussent abouti à d'autres conclusions que celles des hommes : comme celle que la terre tourne autour du soleil par exemple.

Pourtant, *il vaut la peine de s'interroger*. Ce qui nous apparaît aujourd'hui comme des évidences irréfutables, seul le futur pourra le confirmer. Combien de fois des certitudes ont été ébranlées dans l'histoire des sciences. Si les génies ont eu tant d'impact c'est bien avant tout parce qu'ils ont réussi à bouleverser des certitudes, comme Galilée et Einstein.

1. LES FORMULATIONS D'UNE THEORIE

Einstein a posé, par un petit croquis, les éléments essentiels à toutes discussions sur les théories. 1 Il montre par une ligne horizontale E une suite de points infinis correspondant aux "faits d'expérience" ou "ensemble d'expériences sensibles", à quoi correspond un autre axe, celui des S : "assertions particulières qui peuvent prétendre à l'exactitude".



Mais des faits d'expériences aux postulats A il y a un "saut", un "jaillissement", qui est de l'ordre de l'intuition, de l'arbitraire, de la motivation du chercheur.

"Par eux-mêmes, les points de ce plan (E) sont propres à dérouter, formant un chaos de composants élémentaires, véritable dédale de perceptions sensorielles, dont on n'est jamais entièrement assuré qu'elles ne sont pas le produit de l'illusion ou de hallucination. "La science est la tentative de coordonner la multiplicité chaotique de l'expérience à un système de pensée unitaire au plan logique". On ne pourra donc maîtriser cette multiplicité chaotique des "faits" que par la mise en place, sur cette base, d'une structure mentale (A) dégagant des corrélations, un ordre : "Dans ce système, il faut que les expériences trouvent leur répondant intellectuel, théorique de façon que la coordination apparaisse univoque et convaincante."

Si l'on admet donc que l'axe des E est constitué d'une infinité de points, il doit nécessairement lui correspondre une infinité d'axiomes et il ne semble pas y avoir de voie logique entre eux. Donc comment opérera un savant pour choisir tel axiome plutôt qu'un autre ?

2. LA DUALITE SUJET-OBJET

Voici donc posé le problème de la dualité sujet-objet. Nous trouvons l'homme face à la multiplicité chaotique de ses expériences sensibles (le monde objet) qu'il tente (en tant que sujet) d'organiser, de comprendre.

Si la pensée cartésienne prétendait pouvoir séparer complètement le sujet de l'objet, "décrire le Monde sans parler de Dieu ni de nous-mêmes" ² et si le partage cartésien (Dieu — le Monde — Moi) "a admirablement réussi durant plusieurs siècles" ² : la mécanique de Newton et toutes les autres parties de la physique classique sont construites sur ce modèle. Si cela est apparu être "une condition presque nécessaire des sciences expérimentales en général, la théorie quantique a changé en une certaine mesure la situation". "Nous pouvons effectivement raisonner sans nous mentionner nous-mêmes en tant qu'individus, mais nous ne pouvons négliger le fait que les sciences expérimentales sont élaborées par des hommes : elles ne se contentent pas de décrire et d'expliquer la Nature ; elles sont une partie de l'interaction entre la Nature et nous : elles décrivent la Nature telle que notre méthode d'investigation nous la révèle. Il s'agit là d'une possibilité à laquelle Descartes n'aurait pu songer, mais qui rend impossible la séparation nette entre l'univers et le Moi." (2)

3. L'IMPORTANCE DU SUJET

L'importance du sujet devient donc de plus en plus évidente au fur et à mesure que les sciences se développent. Einstein l'avait bien pressenti en montrant l'importance de l'intuition, du "saut", du "jaillissement" et en se montrant prudent

quant à la notion d'objet et quant à la justesse d'une théorie.

Les concepts entrant dans la formulation des axiomes n'ont que le sens qu'on leur donne: "C'est la définition que nous donnons d'un terme abstrait (point, longueur, intervalle de temps, charge électrique). Si le sens d'un terme quelconque est bien arbitraire au point de vue logique, nous le relierons à des observables de par la "définition opératoire" que nous en donnons, par la règle sémantique que nous sommes convenus de respecter." (1)

4. ALORS QUELLE REALITE ?

Nous avons donc devant nous "un ensemble d'expériences sensibles" qui n'a de sens que celui que le sujet lui donne.

D'une part, on ne peut pas dire que les faits d'expériences sont identiques à la réalité objective, c'est-à-dire au monde existant en dehors de notre interprétation. Ce monde réel ne nous est accessible que dans la mesure où nous sommes capables de l'appréhender par des postulats et encore cela n'est pas une garantie. Même "lorsque les prédictions ont été corroborées, on ne saurait être assuré outre mesure que la théorie est nécessairement juste." (1) Une théorie peut être foncièrement erronée (la théorie aristotélicienne des éléments par exemple) même si elle est tenue pour "vérifiée" par la coïncidence des déductions de l'observation. Il est également "impossible en principe même de considérer une théorie comme étant 'prouvée' une fois pour toutes, en ce qu'il faudrait la mettre à l'épreuve d'une infinité d'observations, et ce non seulement à l'instant même, mais dans les éternités à venir." (1) Il n'y a donc rien qui puisse constituer une vérification ou une confirmation définitive d'une théorie par voie expérimentale ou par observation.

D'autre part, dit François Jacob, "Pour qu'un objet soit accessible à l'analyse, il ne suffit pas de l'apercevoir. Il faut encore qu'une théorie soit prête à l'accueillir." "Quand Leeuwenhoek contemple pour la première fois une goutte d'eau à travers un microscope, il y trouve un monde inconnu : des formes qui grouillent; des êtres qui vivent; toute une faune imprévisible que l'instrument, soudain, rend accessible à l'observation. Mais la pensée d'alors n'a que faire de tout ce monde. (...) certains y voient même une sorte d'outrage au monde vivant tout entier." (3)

Que cela nous plaise ou non, il y a tout lieu de croire que les objets que nous observons, que nous définissons, que nous utilisons, ne sont que des *images* de la réalité, d'une réalité qui se modifie au fur et à mesure de notre évolution.

5. PEUT-ON AFFIRMER QU'UN OBJET MATERIEL, PHYSIQUE, VA CHANGER D'APPARENCE SUIVANT LE SENS QUE LUI DONNERA LE SUJET QUI L'OBSERVE ?

Certainement, puisque nous ne pouvons jamais appréhender la réalité, mais qu'une *image* de la réalité. Ce que nous prenons pour objet n'est qu'une image de l'objet, non l'objet lui-même.

Prenons un exemple grossier et qui pourtant a existé. Au moyen âge, des voyageurs explorant des terres inconnues pour l'Europe décrivent fort sérieusement avoir vu des êtres "sans bouche" ou "à pied de cheval". Ils en parlent comme d'une réalité physique, persuadés qu'ils les ont bel et bien observés. De même "la description du monde vivant du XVI^e siècle est remplie de monstres les plus variés. Non seulement des livres entiers leur sont consacrés, par Aldrovande ou Ambroise Paré, mais dans chaque "Histoire" des êtres vivants, dans celle des oiseaux, ou celle des poissons, les êtres fabuleux viennent côtoyer les êtres de chaque jour." (3)

Or nous savons qu'il n'est rien aujourd'hui. Alors comment pouvons-nous être sûrs que les phénomènes que nous tenons pour certains aujourd'hui ne présentent pas de telles aberrations ? Ces observateurs manquaient assurément d'informations qui leur auraient permis de voir la "réalité" telle que nous la voyons nous-mêmes : selon la théorie de l'hérédité par exemple. Ambroise Paré constate, en 1573 : "Nature tâche toujours à faire son semblable : il s'est vu un agneau ayant la tête d'un porc parce qu'un verrat avait couvert une bébris." "Ce qui étonne aujourd'hui dans cette phrase", remarque François Jacob (3), "ce n'est pas tant la présence d'un monstre mais l'argumentation développée dans cette phrase. Pour démontrer ce qui apparaît aujourd'hui comme l'un des phénomènes les plus réguliers de la nature, la formation de l'enfant à l'image des parents, Ambroise Paré invoque la vue que nous considérons comme ne pouvant pas exister, de ce qui précisément nous paraît exclu par la régularité même de ce phénomène." "A cette époque, il n'existe pas encore de lois de la nature, pas plus pour régir la génération des animaux que le mouvement des astres. On ne distingue pas entre la nécessité des phénomènes et la contingence des événements." "Jusqu'au XVII^e siècle, la formation d'un être reste immédiatement soumise à la volonté du Créateur. Elle n'a pas de racines dans le passé." (3)

Il paraît donc évident que nous ne pouvons "voir" ce que notre "théorie" nous permet de voir. "C'est la théorie qui décide ce que nous sommes capables d'appréhender", dit encore Einstein. Il serait donc conséquent de nous demander ce qui détermine notre "vision".

6. L'IMPORTANCE DU SYMBOLISME DU SUJET DANS LA PERCEPTION DE L'IMAGE DE L'OBJET

Lorsque nous voulons connaître quelque chose de nouveau nous devons nécessairement le comparer à une autre déjà connue. Un atome, c'est comme un système solaire avec des électrons gravitant autour du noyau. Cette analogie était encore en vigueur il y a quelques années. Aujourd'hui, on sait qu'il n'en est rien. On parle d'un "nuage de probabilités dans lequel peuvent se trouver les électrons" que l'on ne peut localiser selon le principe d'incertitude d'Heisenberg. Peut-être bien qu'au moyen-âge le monde fantasmagorique des gens était plus réel, certain que ce que nous appelons aujourd'hui la réalité et qu'ils comparaient les êtres vivants : oiseaux, animaux, à leurs représentations mentales pour les "voir". "Jusqu'à la fin du

XVIII^e siècle, il n'y a pas de frontières bien nette entre les êtres et les choses. C'est sans faille que le vivant se prolonge dans l'inanimé. Tout est continu dans le monde . . ." (3)

Alors pourquoi la symbolique du monde dans lequel nous vivons (société patriarcale) n'influencerait-elle pas notre choix, à priori, consciemment ou non ?

6.1. L'INFLUENCE DE LA SOCIÉTÉ PATRIARCALE DANS LA SCIENCE

Jean-Marc Lévy-Leblond (9) montre qu'il n'y a pas de "science objective", en dehors de tout système idéologique, et que "l'idéologie, en règle générale, est de s'occulter soi même", c'est-à-dire de faire croire qu'elle n'existe pas, qu'elle ne comprend pas les systèmes de références utilisés et qu'il existe un libre-arbitre, appelé dans la science "objectivité". Ainsi la science, puisque c'est d'elle que nous parlons, n'est pas neutre. Elle est intrinsèquement liée à l'idéologie dominante, patriarcale en ce qui nous concerne et c'est ainsi qu'elle opère des choix (toujours selon Lévy-Leblond) "en fonction de ses propres critères idéologiques".

Les hiérarchies

Les hiérarchies sont dominantes dans les sciences. Non seulement elles régissent le travail au sein des équipes de chercheurs et travailleurs ce qui fait que le fruit du travail (un prix Nobel par exemple) est octroyé arbitrairement, le plus souvent à une seule personne, pour des raisons de prestige, non pour récompenser le travail réel effectué par des équipes car ce "serait reconnaître la nature collective du travail". Mais il existe également des "hiérarchisations épistémologiques"; des branches scientifiques sont considérées comme plus nobles que d'autres, les mathématiques "pures", la physique "fondamentale" sont des domaines plus prestigieux que d'autres : les crédits y sont plus abondants aussi.

"Mais même au sein de la physique, les conceptions dominantes des relations entre les sciences de la nature sont essentiellement 'linéaires'. En physique nucléaire, qui entend 'étudier les structures les plus profondes de la nature', il existe des 'niveaux': celui de l'atome, celui du noyau, celui des particules fondamentales, mais ceux-ci sont conçus comme ordonnés unidimensionnellement et n'entretenant l'un avec l'autre que des rapports d'inclusion plus ou moins complexes. Dès lors, la physique des particules apparaît comme l'étude du niveau le plus 'profond' aujourd'hui accessible, sur la base de laquelle on aborde l'étude des autres niveaux. (...) En effet, même s'il est vrai que, par exemple, la physique nucléaire puisse en principe s'expliquer à partir de la physique des particules, cet 'en principe' même manifeste l'impossibilité d'une totale réductibilité, et l'autonomie relative des champs d'étude. De même la chimie ramenée 'en principe' à la physique atomique et moléculaire, n'en a pas moins perduré et gardé ses concepts et ses méthodes propres. (...) Mais l'étude de la nature ne se réduit pas à l'ouverture successive d'une série de poupées russes. Les relations entre les disciplines scientifiques ne

peuvent être uniquement spécifiées par le caractère plus ou moins 'profond' des lois qu'elles établissent." (9)

Le pur et l'impur

Les différences de "qualité", lire de "classe", toujours selon Lévy-Leblond, qui apparaissent dans la hiérarchisation de la science est significatif de la conception dualiste du monde bourgeois où le pur et l'impur, le bien et le mal, le vrai et le faux y font la loi. Il y des nobles et le peuple, l'esprit et la matière : la théorie est pure parce qu'elle appartient à l'esprit, à l'élite ; la pratique, les applications sont impures parce qu'elles passent par les mains des travailleurs. Les intellectuels font partie de l'élite ; les travailleurs manuels de la masse. Ainsi, des domaines entiers de la physique "science pure par excellence" sont passés dans le domaine de l' "impur" parce qu'ils sont devenus des sciences appliquées, ayant passé aux mains du peuple : ainsi par exemple l'acoustique, la physique des fluides, l'électricité ont perdu de leur prestige.

Et qu'est-ce qui est "pur" si ce n'est pas le pouvoir et les privilèges que retire l'élite de ces choix ? Ainsi ce n'est pas sans raison que la physique "fondamentale" est fondamentale car elle permet à ses détenteurs d'acquérir à la fois le pouvoir militaire — les bombes nucléaires — et le pouvoir économique — l'énergie nucléaire. Si la physique des particules est encore "plus fondamentale", c'est que l'élite y recherche les "hautes énergies" qui lui permettront de résoudre ses problèmes d'énergie d'une manière plus "propre" que ne le permettent actuellement les centrales nucléaires.

Sur le plan du langage,

remarque Lévy-Leblond, l'idéologie bourgeoise non seulement imprègne le langage scientifique mais l'empêche d'avancer. (9) Au XIX^e siècle, le développement de la physique patriarcale (appelons-la ainsi) apporte à la bourgeoisie les richesses incroyables de l'industrialisation. L'élite a besoin de la masse des ouvriers et de son travail pour la réalisation de ses projets. Et, dans les concepts de base de la mécanique classique, des termes tels que "travail", "force", "puissance", "énergie" apparaissent. Et l'importance de ces concepts est grande. Elle dépasse largement le domaine purement scientifique et objectif et devient tout simplement idéologique. Car déjà, lorsque la mécanique quantique fait son apparition, annonçant déjà la 3^{ème} révolution, celle de l'électronique, et remplace peu à peu la mécanique classique (à la fin du XIX^e siècle) "elle entraîne dès ses débuts les physiciens à violer la plupart de leurs dogmes philosophiques, et aujourd'hui encore il leur est difficile de se débarrasser d'un langage "encombré de termes, d'énoncés, de pseudo-concepts en fait dépassés : "relation d'incertitudes", "sauts quantiques", "complémentarité", (etc.) ; toute cette terminologie décrit moins la structure réelle

(c'est-à-dire actuelle) de la théorie quantique, et de ses rapports à l'expérience, qu'un certain échafaudage conceptuel provisoire, qui, si utile ou inévitable ait-il pu être autrefois, ne fait aujourd'hui que cacher (mieux) ou (même) freiner la construction qui se poursuit. "Dans le maintien de cette distance proprement idéologique entre une pratique implicite et le discours explicite, on voit l'importance que jouent les courants philosophiques et l'idéologie du moment." "Et même si la physique quantique a prouvé son efficacité, même si elle est présente quotidiennement par l'existence des transistors et des lasers, son enracinement pratique et sa réforme théorique restent le plus souvent latents et implicites et ne figurent en général pas dans les discours pédagogiques, épistémologiques ou philosophiques tenus sur la physique quantique." (9)

6.2. L'INFLUENCE DU SUJET-MALE DANS LA SCIENCE.

Si nous avons vu de quelle manière l'idéologie patriarcale a influencé la science, on peut se demander de quelle façon l'homme, en tant que mâle, joue un rôle dans la vision des objets scientifiques.

L'idéologie patriarcale est née, comme son nom l'indique, du concept du "père", donc de l'homme-mâle. Le père est le patriarche, le chef de famille ; dans un système hiérarchique, un ensemble de patriarches constituent un royaume, chapeauté par un roi, lui-même dominé par "Dieu-le-Père". De là proviennent les notions de "pur et d'impur", de spirituel et de charnel, de la séparation entre l'homme-idée-pensée-intelligence-Dieu d'avec la femme-côte-chair-impure-sans-âme-donc-sans-intelligence. C'est également la séparation entre l'esprit logique, cartésien, théorique, déshumanisé (puisque se voulant objectif), et les émotions, les sentiments, la sensibilité, la sensualité, l'amour, la vie. Le modèle viril, l'homme idéal devient ainsi, par extension un "froid logicien" qui ne se laisse ébranler par aucune émotion — "sensiblerie" — et sait mener sans ciller "ses hommes à la mort". L'homme-mâle privilégie ainsi l'analyse, la mesure, les règles, les lois, à tel point que la "relativité" d'Einstein devient géniale, parce que le temps et l'espace ne peuvent soudain ne plus être cartésiens.

Il se construit des systèmes de lois, de références, des grilles d'analyses à travers lesquelles il regarde le monde, mais, précisément, comme le souligne Edgar Morin, "on laisse tomber, entre les grilles d'analyse, des pans entiers de la réalité." !

Si bien que nous sommes arrivés à un stade où la science lui échappe, se retourne contre lui, (pollution chimique) et peut-être irréversiblement (pollution atomique) parce qu'il ne sait gérer des ensembles de factures complexes. Il détruit son environnement parce qu'il ne sait concevoir le monde qu'en termes d' "explosion" (l'explosion démographique, l'explosion nucléaire) ou de "jaillissement" (du pétrole, des idées). En effet, pourquoi, des théories devant expliquer l'univers, est-ce celle du "Big bang" qui est retenue ? Les fondements sur lesquels elle repose ne sont que des hypothèses qui, entre autres "évitent également d'expliquer des problèmes tels que celui du commencement et de la fin de l'univers" (4). Pourquoi n'est-ce pas celle d'une création continue de matière à partir de légère modification

de l'état énergétique de l'espace qui est privilégiée ? L'énergie pure serait obligée de se transformer en particules élémentaires qui, sous l'effet des forces de gravitation, commenceraient à se contracter et à former des galaxies qui s'éloignent les unes des autres à l'infini (5). La symbolique de l'explosion de l'univers (du reste née en même temps que la bombe atomique) ne paraît-elle pas plus proche de l'homme-mâle, alors que la création continue de matière rappellera, elle, d'avantage l'accouchement d'enfants qui se forment, grandissent et s'éloignent de leur mère et les uns des autres à l'infini ? . . .

On est en droit de se demander quelles incidences et quelles applications nous retirerions de la théorie plus féminine de la "création continue de matière". En tant que femmes, quelle théorie choisirions-nous ?

6.3. L'INFLUENCE DU SUJET-FEMELLE DANS LA SCIENCE.

Sans aucun doute, la femme apportera dans la science ce que l'homme y a retiré: la "chair", les sensations, la sensibilité, son intelligence synthétique, son élan vers la vie, son sens de l'égalité des "différents niveaux". En effet, si l'homme est davantage tiraillé par les hiérarchies sociales dont dépend sa réussite, la femme, elle, tournée vers ses enfants, est plutôt préoccupée par l'amour égalitaire qu'elle s'efforce de leur donner. Il lui sera par conséquent plus facile d'envisager une "théorie des ensembles", une théorie globale, tenant compte autant des aspects théoriques que des applications; elle sera davantage tournée vers la vie, la survie de l'espèce, l'économie plutôt que le gaspillage, le travail et une science non hiérarchisée, la collaboration plutôt que la compétition et l'exclusion. Elle n'aura aucune motivation pour la guerre. Je parle bien entendu des femmes qui sont conscientes de l'oppression de la société patriarcale et qui ne reproduisent pas sans autres les manières de faire et de penser de la plupart des hommes.

Si j'ai parlé du sujet mâle ou femelle c'est à dessein. Je veux avant tout parler des différences liées aux sexes et qui sont davantage des différences culturelles, de conditionnement, que des différences d'essence.

Si l'accent culturel du mâle guerrier a dominé jusqu'à nos jours c'est que la séparation des sexes et les différences qui en ont résulté ont été utiles à la survie de l'espèce à une époque, à un stade de son évolution. Aujourd'hui, nous devons je crois choisir la prédominance de la féminité ou mourir. Mais s'agit-il d'un choix délibéré ?

7. APRES DESCARTES, LE SUJET DEVIENT-IL OBJET ?

Nous avons vu que jusqu'au XVIII^e siècle il n'y a pas de frontière bien nette entre les êtres et les choses. Jusque là, tous les possibles envisagés par l'imagination sont réalisables par la volonté divine. Avec Descartes, les choses changent. "L'univers devient soumis à une certaine régularité, à certaines lois ou groupes de lois que nul, même Dieu, ne peut plus changer." (3) La logique devient binaire: ce qui est vrai ne

peut être faux; il y a la matière et l'esprit, le sujet et l'objet, logique indispensable à une approche scientifique du monde réel. Ce qui devenait une certitude (après trois siècles) est ébranlé à nouveau par la théorie quantique. On constate alors pour la première fois que la séparation sujet-objet n'est pas possible, que la logique binaire (vrai ou faux) ne peut plus rendre compte des phénomènes quantiques et "qu'il faudra encore longtemps avant qu'elle soit remplacée par une attitude réellement autre envers le problème de la réalité." (2) Une autre question se pose alors : Dans quelle mesure le sujet peut-il choisir ses postulats ? Tout porte à croire aujourd'hui que le sujet est de plus en plus limité dans sa liberté.

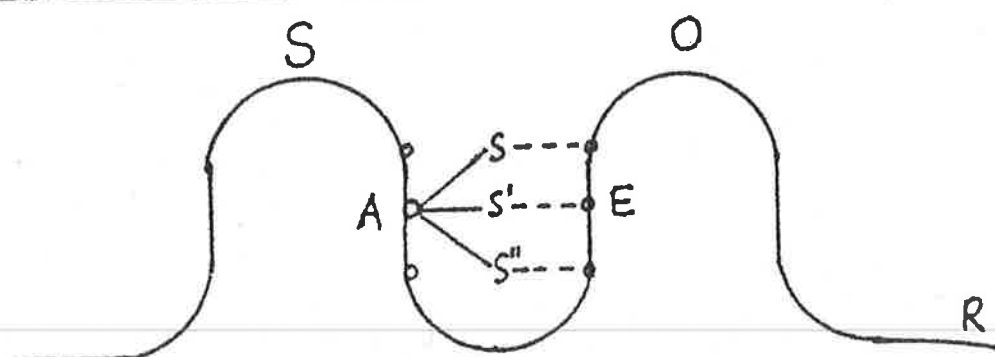
C'est encore Werner Heisenberg qui le relève : "La technique n'apparaît presque plus comme le produit d'efforts humains en vue d'augmenter le pouvoir matériel; elle apparaît plutôt comme un événement biologique à grande échelle au cours duquel les structures internes de l'organisme humain sont transportées de plus en plus dans le monde environnant l'homme; c'est donc un processus biologique qui par sa nature même se trouve soustrait au contrôle de l'homme car 'même si l'homme peut faire ce qu'il veut, il ne peut pas vouloir ce qu'il veut'." (6)

Darwin d'abord puis Jacques Monod (7) avancent la thèse d'une évolution où la nécessité du sujet crée l'objet: ce sont les pressions du milieu qui dirigent l'évolution, le sujet ne fait que s'adapter, en créant son objet, aux pressions de l'environnement, lui-même soumis à d'autres pressions. Dans le choix des possibles, c'est la solution la meilleure, la plus adaptée à la réalité physique qui est retenue, la survie de l'espèce pour les êtres vivants. En ce qui concerne la pensée scientifique, "il y a beaucoup de mondes possibles, mais le seul intéressant est celui qui a déjà fait ses preuves". (8) Seulement, la pensée scientifique est l'explication qui répond le mieux aujourd'hui aux questions que l'homme s'est toujours posées au sujet de sa condition et l'aide le mieux à supporter l'angoisse et l'absurdité de l'existence. Les mythes ont aussi cette fonction: "à la différence de la science, ils construisent un monde possible et insèrent ensuite sans peine la réalité dans le cadre qu'ils ont créé". La science, elle, veut des preuves, que les assertions de ses postulats correspondent aux faits d'expérience. Mais ne serait-ce pas encore un mythe que de vouloir des preuves ? Que cherchons-nous à prouver ? Nous cherchons d'ailleurs toujours à prouver ce que nous pensons déjà. On ne peut voir que ce que nous sommes prêts à voir. La représentation de l'objet en nous-mêmes précède toujours sa découverte. Il ne peut en être autrement.

8. UN NOUVEAU SCHEMA

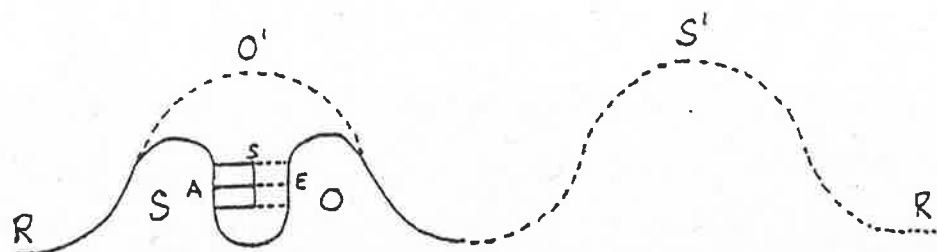
Pour Einstein, qui était encore très cartésien, il y avait l'axe des (E) faits d'expériences qui, pour être compris, devaient être chapeautés par des postulats, (A), issus d'un jaillissement de la pensée de l'observateur, de son intuition. Ce schéma ne tient pas compte du fait que le sujet n'est pas séparé de l'objet, ni des pressions de l'environnement qui détermineraient sa conduite et son "intuition".

Je verrais alors personnellement les choses de la manière suivante: La réalité



(sujet-objet), sous l'influence de sa dualité interne, subirait une suite de plissements.

Sous l'influence des pressions du milieu (objet), un sujet émerge, qui tente d'établir des relations (par des théories) avec l'objet dont il est issu. Au fur et à mesure que le fossé se comble, que le sujet comprend l'objet, ils forment à eux deux un nouvel objet, dont émergera un nouveau sujet : l'objet créant la nécessité du sujet, en d'autres termes, un système d'axiomes amène la nécessité d'un nouveau système d'axiomes.



"Chaque époque se caractérise par le champ du possible que définissent non seulement les théories ou les croyances en cours, mais la nature même des objets accessibles à l'analyse, l'équipement pour les étudier, la façon de les observer et d'en parler. C'est seulement à l'intérieur de cette zone que peut évoluer la logique. C'est dans les limites ainsi fixées que manoeuvrent les idées, qu'elles s'essaient, qu'elles s'opposent. Parmi tous les énoncés possibles, il s'agit alors de choisir celui qui intègre au plus près les résultats de l'analyse. Là intervient l'individu. (...) Mais l'importance de ce dernier décroît d'autant plus qu'augmente le nombre de ceux qui pratiquent la science. Bien souvent, si une observation n'est pas faite ici aujourd'hui, elle le sera là demain." (3)

9. SUR LE PLAN SOCIAL.

Il n'y a plus de séparation entre sujet-objet qu'il n'y en a dans le domaine des sciences, ou de la "réalité" en général. Des plissements ont lieu également. Si, à une époque déterminée, l'homme a découvert l'outil, l'agriculture, l'industrie, il l'a fait de la même manière, sous l'influence du milieu. En se différenciant de la nature et en devenant alors sujet, en prenant possession de la nature (objet) par son industrie, sa technologie, en s'organisant en société patriarcale, avec les incidences

socio-économiques que l'on sait, il a peu à peu comblé le fossé qui le séparait de l'objet. En voulant dominer la nature et les êtres humains qui l'habitent, il créa un nouveau fossé : celui qui oppose les oppresseurs aux opprimés, les femmes aux hommes. L'homme qui dominait la nature devient un nouvel objet, observé par un autre sujet : les femmes.

10. CONCLUSION

Donc, que le féminisme ait une incidence sur la science, cela me paraît indéniable. Le fait même de poser la question c'est déjà y répondre par l'affirmative puisque c'est se constituer en sujet face à l'objet science créé par l'homme.

Comme nous l'avons vu aux points 3 et 4, c'est le sujet qui détient les clés du "saut", du choix selon Einstein, de la nécessité selon Jacques Monod. Et nous avons vu que certains objets peuvent parfaitement changer de visage vus sous d'autres angles. Donc si nous sommes d'accord sur l'importance du sujet dans la détermination du choix des axiomes, et du sens donné aux concepts, il apparaît donc comme fort probable que les femmes, pénétrant de plus en plus largement dans le domaine scientifique, puissent modifier l'appréhension des objets scientifiques.

"Notre erreur, dit encore un physicien, n'est pas de prendre nos théories trop au sérieux, mais de ne pas les prendre assez au sérieux". (4) Et je crois que le problème est aussi là : oser nous prendre au sérieux, oser développer notre pensée, oser prendre des initiatives et nous affirmer, dans quelque domaine que ce soit du reste. Le résultat sera alors de toute manière celui des femmes.

REFERENCES BIBLIOGRAPHIQUES

- BOURSIN, J.-L. & CAUSSAT, P. (1970), "Autopsie du hasard" (Bordas, Vesoul).
 HEISENBERG, W. (1971), "Physique et philosophie" (Albin Michel, Paris).
 HOLTON, G. (1981), "L'imagination scientifique" (Gallimard, Paris).
 JACOB, F. (1970), "La logique du vivant" (Gallimard, Paris).
 JACOB, F. (1981), "Le jeu des possibles" (Fayard, Paris).
 LEVY-LEBLOND, J.-M. (1974), L'idéologie de/dans la physique contemporaine, *Les Temps Modernes*, 29 (1974), Nos 337-338, 2614-2664.
 MONOD, J. (1970), "Le hasard et la nécessité" (Le Seuil, Paris).
 PARNOV, E. (1972), "Au carrefour des infinis" (Ed. MIR, Moscou).
 WEINBERG, S. (1978), "Les trois premières minutes de l'univers" (Le Seuil, Paris).

10. L'IMPA—SCIENCE DES FEMMES

Contribution chiffrée à l'étude des formes
que prennent les rapports de domination entre hommes et femmes
dans le champ scientifique et académique suisse

Lucienne Gillioz, Danielle Goerg

Genève

Au moment où commence à être posée en Suisse la problématique "femmes et science" et où émerge l'idée d'une appropriation alternative du savoir par les femmes, il nous semble important de tenter de quantifier et de décrire les formes que prennent les rapports de domination entre hommes et femmes dans les lieux de production et de transmission du savoir.

Grosso modo, les faits sont (mal) connus : les femmes sont minoritaires dans le champ académique et scientifique et y occupent les positions inférieures. Pourtant, la démarche entreprise nous paraît nécessaire à plusieurs titres. D'abord pour connaître précisément les particularités de la situation suisse, savoir d'où l'on part lorsque l'on envisage des changements, et avec quelles inerties il faut compter. Ensuite, pour retourner le couteau dans la plaie des discriminations en se servant du tranchant des chiffres. Parce que le flou des situations vaguement connues, mais non précisément mesurées et analysées, permet d'échapper au vif des inégalités, d'en estomper l'ampleur et les rigueurs, d'en oublier les formes insidieuses et cachées. Parce que la banalisation et l'accoutumance aux situations de fait, quand ce n'est pas la vision naturalisante qui justifie les discriminations par la biologie, sont des pièges toujours présents.

Une fois décrits certains des aspects de la situation des femmes dans le champ académique et scientifique, il faudra encore en rendre compte, c'est-à-dire montrer qu'ils sont le produit des rapports de domination engendrés par la division sexuelle du travail dans notre société. Cela exige que l'on transforme les catégories de sexe qui dénotent d'abord des faits biologiques et n'ont d'utilité que descriptive, en catégories sociologiques ayant une pertinence explicative. Faute de quoi l'on risque, comme bien des recherches en sciences sociales, de contribuer malgré soi à réifier et à naturaliser des faits sociaux.

Enfin l'on tentera de montrer, en reprenant dans une perspective féministe les acquis de la sociologie de la connaissance, que la quasi-monopolisation de la production scientifique par les hommes n'est pas sans influencer les résultats produits. A travers des exemples pris principalement dans les sciences sociales seront mis en évidence les biais androcentristes qui infiltrent la recherche aux différents stades de sa production. La reconnaissance de ces distorsions constitue un enjeu

intellectuel d'importance, intéressant non seulement les femmes en tant que groupe discriminé, mais la communauté scientifique tout entière puisqu'il y va de l'objectivité même de la science.

1. "CHERCHER LA FEMME"... OU LE QUASI-MONOPOLE DES HOMMES SUR LE TRAVAIL SCIENTIFIQUE

Quelle(s) place(s) occupent les femmes, et corrélativement les hommes, dans les institutions vouées à la production et à la transmission du savoir scientifique ? ¹ Plus précisément, quelles proportions représentent-elles ? Dans quels domaines et dans quelles positions hiérarchiques les trouve-t-on ? Telles sont les principales questions que l'on s'est posées dans un premier temps.

Précisons d'emblée que l'on présentera séparément les individus engagés dans des activités de recherche et développement ² et ceux travaillant dans l'enseignement universitaire, en soulignant ce qu'a de factice cette distinction — qui nous a été imposée par l'état des statistiques existantes — au niveau de l'Université. La plupart des enseignants assument en effet conjointement des activités de recherche. Il faudra donc se rappeler que les deux populations distinguées ne sont pas exclusives l'une de l'autre et se recoupent dans une certaine mesure.

1.1. *Le personnel scientifique dans la recherche et le développement*

En Suisse, le total des universitaires travaillant dans la recherche et le développement s'élevait en 1977 à 17 500 personnes (Office fédéral de la statistique, 1980). Parmi ceux-ci, environ 10 % de femmes (OFS, 1978).

Cette part apparaît très faible, surtout si on la compare aux proportions connues pour d'autres pays (UNESCO, 1980) : Pologne : 39,2 % ; Hongrie : 38,1 % ; Roumanie : 37,7 % ; France (INSEE, 1981) : 29,9 % ; Espagne : 19,7 %.

Bien que l'on ne dispose pas de ces mêmes statistiques pour l'ensemble de l'Europe, on est en droit de penser que la Suisse doit figurer dans le peloton de queue des pays européens. Un indice significatif nous fait conclure dans ce sens : pour ce qui est du taux des femmes dans l'ensemble du stock de main-d'œuvre

1 On prendra tout au long de ce texte les termes de science ou de savoir scientifique dans leur acception la plus large, c'est-à-dire comme ensemble de connaissances ayant un objet déterminé et une méthode spécifique.

2 Font partie de la R. D., selon la définition de l'OCDE, l'ensemble des activités systématiques et créatrices visant de nouvelles connaissances scientifiques et techniques et à découvrir pour celles-ci de nouvelles possibilités d'application.

universitaire, la Suisse se situe au dernier rang des 15 pays d'Europe ³ pour lesquels on possède cette information.

Le chiffre de 10 % de femmes scientifiques avancé précédemment, bien qu'intéressant, demeure très général et ne renseigne ni sur le genre d'institution ni sur les domaines dans lesquels travaillent les femmes. Toutefois, avant de pousser plus loin l'analyse, il est utile d'avoir une vue d'ensemble des lieux où se fait en Suisse la recherche et le développement et de l'importance numérique de la main-d'œuvre employée.

Les 17 500 chercheurs affectés en 1977 à la recherche et au développement se répartissent entre les secteurs suivants :

- secteur public : 67,3 %, dont 9 % pour la Confédération, cantons, communes et 58,3 % pour les hautes écoles.
- secteur privé : 32,7 %, dont 15,3 % pour la chimie, 11,7 % pour l'industrie des machines, appareils, véhicules et 5,7 % pour les autres branches. ⁴

En schématisant, on peut considérer que l'économie privée est principalement orientée vers la recherche appliquée et le développement, alors que la recherche fondamentale se fait surtout dans les universités, avec le soutien des crédits du Fonds National de la Recherche Scientifique. A relever ici une particularité du champ scientifique suisse : il n'existe pas d'organisme officiel centralisé de recherche, comme par exemple le CNRS en France ; le rôle d'encouragement et d'aide à la recherche est assuré par le Fonds National qui subventionne des chercheurs rattachés majoritairement à l'Université.

3 Proportions de femmes dans l'ensemble du stock de main-d'œuvre universitaire : Finlande (47,1 %), Bulgarie (42,4 %*), Pologne (37,4 %), France (35,8 %), Tchécoslovaquie (34,4 %*), Hongrie (33,7 %), Pays-Bas (32,6 % - estimation), République Démocratique Allemande (33,1 %*), Yougoslavie (31,2 %), Italie (30,7 %), Autriche (23,6 %), Irlande (22,8 %*), Allemagne Fédérale (17,8 %), Norvège (15,4 %), Suisse (13,0 %). Sources : UNESCO (1980); les années de référence varient mais se situent entre 1970 et 1977.

* chiffres ne concernent que les universitaires actifs.

4 Sources : Office Fédéral de la Statistique (1980). Les chiffres mentionnés concernent les personnes physiques travaillant à plein temps ou à temps partiel. Si l'on tient compte des équivalents plein-temps, la répartition change quelque peu :

- secteur public 50,2 % dont 7,7 % pour la Confédération, cantons, communes, 42,5 % pour les hautes écoles ;
- secteur privé : 49,8 % dont 23,3 % pour la chimie, 17,8 % industrie des machines, etc., et 8,7 % pour les autres branches.

Dégager la place occupée par les femmes dans le contexte scientifique évoqué, c'est — étant donné la pauvreté des statistiques disponibles qui, de plus, portent sur des années différentes — tenter de reconstituer une image d'ensemble à partir des morceaux d'un puzzle. Soit:

- Le personnel enseignant des universités et hautes écoles pour lequel on dispose de statistiques complètes et détaillées. C'est sur ce secteur que nous porterons tout particulièrement l'analyse étant donné son importance du double point de vue de la production et de la transmission des connaissances.
- L'ensemble des chercheurs ayant obtenu au cours des trois dernières années des crédits du Fonds National de la Recherche Scientifique.

(Avec ces deux premiers "morceaux", que nous développerons plus loin, on couvre une très large partie de la recherche fondamentale)

- Les scientifiques engagés directement par la Confédération, les cantons, les communes, parmi lesquels 11 % de femmes (OFS, 1978).
- L'ensemble des chercheurs de l'économie privée, qui ne comprend que 5 % de femmes (OFS, 1978).

A l'intérieur de ce secteur, on recense en 1982 pour l'industrie chimique⁵ : 158 femmes pour 1844 chercheurs, soit 8,5 % du total. Des chiffres détaillés ne sont pas disponibles pour les autres branches de l'économie privée, mais la part des femmes ne peut y être que très faible.

On possède toutefois des données sur l'Institut Battelle, prestigieuse entreprise internationale de recherche appliquée dont le siège suisse est à Genève. Celui-ci compte 8,2 % de femmes sur un total de 134 scientifiques. Parmi ces derniers, 48 individus assument des fonctions de cadre, dont aucune femme . . .⁶

Enfin, sortons du champ de la recherche suisse pour examiner la proportion des scientifiques femmes travaillant au CERN (Centre Européen de Recherche Nucléaire). Celle-ci s'élève à 6,1 % en 1980 (Gaillard, 1980). Il faut cependant signaler que ce chiffre est le produit de mécanismes de recrutement particuliers. D'une part, la sélection des chercheurs est très poussée dans un domaine scientifique prestigieux et extrêmement compétitif au niveau international. Mais d'autre part, la majorité des scientifiques proviennent de pays étrangers où les pourcentages

5 Les renseignements fournis par Pharma-Information concernent les 3 grandes entreprises chimiques bâloises (Ciba-Geigy, Roche, Sandoz), qui regroupent la grande majorité des chercheurs dans le domaine de la chimie.

6 Chiffres fournis par le Chef du personnel de l'Institut Battelle de Genève.

de femmes scientifiques sont plus élevés. Les deux facteurs jouant en sens inverse, on retrouve des proportions assez proches de celles trouvées en Suisse.

1.2. *Le personnel enseignant des universités et hautes écoles*

En 1980, le personnel enseignant des 11 universités et hautes écoles de Suisse ⁷ se compose de 12 904 personnes, soit 5 935 enseignant(e)s (professeurs, chargés de cours, de recherches, d'enseignement, etc.), et 6 969 assistant(e)s.

Il faut noter que les 1 706 femmes qui font partie du corps enseignant n'en représentent que les 13,2 %, alors qu'en France, par exemple, elles en constituent le tiers. De plus, 70 % d'entre elles travaillent comme assistantes, c'est-à-dire dans les catégories inférieures du personnel enseignant, à la différence des hommes qui, pour près de la moitié (48,5 %) sont enseignants.

Etant donné les positions hiérarchiques, les conditions de travail et les perspectives de carrière extrêmement différentes des uns et des autres, nous les traiterons comme deux groupes distincts.

1.2.1. Femmes : Minoritaires et au bas de l'échelle

Les Enseignant(e)s

Parmi les enseignant(e)s — toutes catégories confondues — seules 506, soit 8,5 % sont des femmes; on observe cependant des variations importantes selon les hautes écoles ⁸. Or ce pourcentage déjà très faible masque encore une autre discrimination: plus on s'élève dans la hiérarchie des postes et fonctions universitaires, moins les femmes sont nombreuses. Aux niveaux les plus élevés — correspondant approximativement aux postes de professeurs ordinaires, extraordinaires, de professeurs assistants et invités — on ne trouve plus que 48 femmes pour 2 246 hommes; elles ne représentent donc plus que 2,1 % du total.

Au bas de l'échelle, elles constituent le quart des chargés d'enseignement, fonction qui, à la différence des autres, n'implique pas un niveau de formation supérieur à la licence (tableau I).

⁷ Les renseignements statistiques concernant le personnel enseignant proviennent de tableaux obligeamment établis à notre demande par l'Office Fédéral de la Statistique, dans le cadre du SIUS (Système d'Information Universitaire Suisse), et de documents publiés pour les années 78-80 par le même service. Les chiffres portent sur les Universités de Bâle, Berne, Fribourg, Genève, Lausanne, Neuchâtel, Zurich et sur les écoles spécialisées suivantes: Ecoles polytechniques de Zurich et Lausanne, Faculté de théologie de Lucerne et Haute Ecole de Saint-Gall.

⁸ Bâle 5,3 %, Berne 8,2 %, Fribourg 12,0 %, Genève 17,6 %, Lausanne 3,7 %, Neuchâtel 3,7 %, Zurich 10,1 %, EPFZ 2,9 %, EPFL 1,0 %, Lucerne 2,4 %, Saint-Gall 1,4 %.

Tableau I
NOMBRE ET PROPORTION DES FEMMES ENSEIGNANTES
SELON LE NIVEAU HIERARCHIQUE ⁹

		Nombre de femmes	En % du total	Total
I.	Doctorat et expérience, activité d'enseignement / recherche étendue. Peut diriger institut, faculté; engagement longue durée	23	1,3	1755
II.	Doctorat et expérience; activité d'enseignement / recherche étendue. Peut diriger des projets enseignement, recherche, etc. Engagement longue durée	17	4,0	428
III.	Professeur invité, autonome, sans responsabilité de formation. Durée limitée	8	7,2	111
IV.	Doctorat. Activité enseignement spécialisée, autonome, sans responsabilité de formation. Durée longue ou moyenne	266	10,1	2628
V.	Doctorat, enseignement spécialisé et / ou recherche. Peut diriger projets d'enseignement, recherche, prestations suivies. Durée longue ou moyenne	52	11,5	454
VI.	Licence /diplôme; chargé diffuser cours pratiques. Autonomie dans cadre enseignement, sans responsabilité de formation. Durée longue ou moyenne	140	25,0	559

Tableau II
NOMBRE ET PROPORTION DE FEMMES SELON LES DOMAINES
D'ENSEIGNEMENT ET LE NIVEAU HIERARCHIQUE

	Catégorie I—II—III			Catégorie IV—V			Catégorie VI		
	Nb de femmes	En % du total	Total	Nb de femmes	En % du total	Total	Nb de femmes	En % du total	Total
Sciences humaines et sociales	27	3,0	906	189	15,7	1202	113	29,2	387
Médecine et pharmacie	9	1,9	479	81	8,7	933	16	16,5	97
Sciences exactes et naturelles	12	1,8	669	33	5,3	618	1	2,2	45
Sciences techniques	0	—	230	7	2,7	261	1	12,5	8

⁹ On utilise ici les définitions du SIUS, qui tiennent compte de la formation, du mode d'activité, des responsabilités et des conditions d'engagement des enseignants, et permettent de dépasser les appellations variées des différentes universités.

L'exemple de l'Université de Genève (université la plus féminisée¹⁰) montre de plus qu'en 1981, parmi les quelque 100 enseignants qui assument parallèlement des fonctions de responsabilité administrative (directeurs de département, présidents de section, doyens, vice-doyens, vice-recteurs et recteur), on ne trouve aucune femme. C'est pourquoi la récente élection d'une femme physicienne au poste de recteur(trice?) à l'Université de Zurich fait figure d'événement.

La situation actuelle semble s'inscrire dans une évolution très lente puisque — selon les recensements fédéraux — la part des femmes dans l'ensemble des "professeurs d'université" a passé d'environ 1,5 % dans les années 1930 à 1950, à 3,5 % en 1960 et 6,7 % en 1970.

Les Assistant(e)s

Lorsqu'on examine les assistant(e)s, c'est-à-dire le groupe professionnel situé au plus bas de la hiérarchie universitaire, dont le statut est beaucoup plus incertain et provisoire, on constate que les femmes sont un peu moins sous-représentées que parmi les enseignants : elles forment — en 1980 — 17,2 % du total (1200 sur 6 969).

Là encore, la part des femmes diminue dans les catégories hiérarchiques supérieures. Elle est en effet de 19,8 % (1033 sur 5 215) dans les postes qui impliquent au maximum une licence et ne comportent que peu d'autonomie, alors qu'elle diminue de moitié (9,5 %, soit 167 sur 1754) dans les positions hiérarchiquement plus élevées nécessitant un doctorat.

Comme pour les enseignants, de grandes différences apparaissent entre les hautes écoles¹¹.

1.2.2. Des domaines plus ou moins masculins

Si, d'une façon générale, les femmes sont sous-représentées dans l'enseignement universitaire et dans la recherche, si leur nombre relatif est plus faible lorsqu'on s'élève dans la hiérarchie, leur insertion présente encore d'autres particularités qui témoignent du cumul des mécanismes de domination dont elles sont l'objet. Les femmes se concentrent en effet dans un petit nombre de domaines, tandis que l'insertion des hommes est beaucoup plus diversifiée.

Ainsi, sur l'ensemble des femmes enseignantes, plus des deux tiers (67,6 %) le sont en sciences humaines et sociales (contre 40,7 % des hommes), un peu plus d'un cinquième en médecine et pharmacie (21,1 % pour 26,0 % des hommes); très rares sont celles qui se trouvent en sciences exactes et naturelles (9,7 %; hommes 24,2 %) et en sciences techniques (1,6 %; hommes 9,2 %). Elles se trouvent donc principalement dans les domaines occupant les positions les moins élevées dans

¹⁰ Source: Programme des cours, Université de Genève, 1981—1982.

¹¹ Bâle 14,2 %, Berne 17,4 %, Fribourg 14,9 %, Genève 31,7 %, Lausanne 28,2 %, Neuchâtel 24,6 %, Zurich 23,8 %, EPFZ 7,1 %, EPFL 5,9 %, Saint-Gall 8,1 %

la hiérarchie universitaire et se distinguant par leur moindre degré de légitimité scientifique.

La proportion de femmes à l'intérieur de chacun des grands groupes de disciplines est la suivante :

	Nb de femmes	En% du total	Total (hommes et femmes)
— Sciences humaines et sociales	342	13,4	2 551
— Médecine et pharmacie	107	7,1	1 516
— Sciences exactes et naturelles	49	3,6	1 365
— Sciences techniques	8	1,6	503

La part des femmes — bien que faible — est cependant huit fois plus élevée en sciences humaines et sociales qu'en sciences techniques, où elles font figure d'exception.

Si, à l'intérieur des sciences exactes et naturelles, les proportions de femmes varient peu :

1,7 % sur un total de 404

en sciences exactes
(mathématiques, physique, astronomie, informatique)

4,6 % sur un total de 821

en sciences naturelles
(chimie, biologie, sciences de la terre, géographie)

en revanche on observe de fortes différences parmi les sciences humaines et sociales :

	Nb de femmes	En% du total	Total
— Lettres, langues, philosophie	160	22,4	713
— Psychologie, sciences de l'éducation	93	18,0	518
— Sciences historiques	33	12,9	256
— Sciences économiques	15	3,5	429
— Droit	8	2,9	278
— Théologie	2	1,0	195

La sur-représentation relative des femmes en sciences humaines et sociales, souvent observée, exprime en fait leur concentration dans un petit nombre de disciplines.

On retrouve donc, dans le champ de la transmission et de la production des connaissances scientifiques, la division traditionnelle du travail entre les sexes. Si les hommes s'orientent davantage vers des domaines qui impliquent l'emprise

sur la nature (sciences exactes et techniques) et sur la société (sciences économiques, droit, par exemple), les femmes se dirigent vers des domaines liés aux relations humaines, à l'éducation (psychologie, pédagogie), aux soins et à la vie (médecine) et à la culture au sens large (lettres, langues, histoire), attribut nécessaire des femmes de milieux bourgeois. Elles se rencontrent donc dans les disciplines en affinité avec le rôle traditionnel de la femme.

Si l'on essaie maintenant d'articuler positions hiérarchiques et grands domaines d'enseignement, la situation des femmes dans le monde académique se précise encore. Les niveaux les plus élevés leur sont à peu près également inaccessibles, quel que soit le domaine (tableau II).

L'examen plus détaillé des différentes disciplines des sciences sociales et humaines montre qu'au niveau des professeurs (cat. I, II et III), la part des femmes est quasi nulle, voire nulle, en théologie : 0; droit : 0,7 % (1 sur 144); sciences économiques : 1,5 % (3 sur 200); langues, littérature : 1,7 % (4 sur 230) où les postes élevés restent un bastion masculin, malgré le nombre de femmes dans cette branche.

Dans deux disciplines seulement les femmes apparaissent un peu moins discriminées :

- les sciences historiques (7,7 % — 10 sur 130)
- la psychologie et les sciences de l'éducation (12,3 % — 7 sur 57).

La faible sur-représentation relative des femmes en sciences sociales et humaines constatée précédemment s'explique donc par leur concentration dans les positions hiérarchiques inférieures.

En résumé, il existe des branches d'enseignement dont l'accès est particulièrement difficile aux femmes, quel que soit le niveau hiérarchique (théologie, droit, sciences économiques, sciences exactes, naturelles et techniques); d'autres, qui paraissent plus ouvertes, mais où les femmes sont reléguées dans les positions subalternes (lettres et langues principalement). Enfin l'on trouve quelques rares disciplines où les probabilités d'accès aux postes de haut niveau paraissent un peu moins limitées (psychologie, sciences de l'éducation).

Une comparaison des répartitions des femmes et des hommes dans les différents domaines et niveaux hiérarchiques fera mieux comprendre encore les particularités de leur insertion (tableau III).

La majorité (61,7 %) des femmes enseignant dans les universités et hautes écoles de Suisse le font en sciences humaines et sociales et dans des positions subalternes (un peu moins de 50 % en lettres, langues et psychologie), un quart dans le même type de positions en médecine, tandis que les hommes sont plus également répartis dans les différentes branches et les différents niveaux.

On passera très brièvement sur l'examen de la situation des 'femmes assistantes' dans les différents domaines. On peut voir à l'œuvre dans le tableau IV la logique de la division sexuelle du travail décrite précédemment. C'est à nouveau dans les sciences humaines et sociales — et dans les positions inférieures — que les femmes assistantes sont proportionnellement les plus nombreuses.

Tableau III
DOMAINES D'ENSEIGNEMENT ET NIVEAUX HIERARCHIQUES
SELON LE SEXE
 (% calculés sur le total)

Catégories	Femmes			Hommes		
	I-II-III	IV-V-VI	Total	I-II-III	IV-V-VI	Total
Sciences humaines et sociales	5,5	61,7	67,2	16,4	24,1	40,5
Médecine et pharmacie	1,9	20,0	21,9	8,8	17,4	26,2
Sciences exactes et naturelles	2,4	6,9	9,3	12,3	11,8	24,1
Sciences techniques	—	1,6	1,6	4,3	4,9	9,2
	9,8	90,2	100,0	41,8	58,2	100,0
	(N = 489)			(N = 5 346)		

Tableau IV
NOMBRE ET PROPORTION DE FEMMES ASSISTANTES SELON
LE DOMAINE ET LE NIVEAU HIERARCHIQUE

	Niveau I			Niveau II			
	Nb de femmes	En %	Total	Nb de femmes	En %	Total	% du total
Sciences humaines et sociales	46	19,2	240	461	30,6	1507	29,4
Médecine	28	15,8	177	203	23,8	852	22,5
Sciences exactes et naturelles	57	8,0	715	303	15,2	1993	13,5
Sciences techniques	29	5,0	578	38	4,8	789	4,9

1.3. Les chercheurs subventionnés par le Fonds National de la Recherche Scientifique

Il nous a paru intéressant de connaître la part représentée par les femmes dans l'ensemble des bénéficiaires des subsides du FNRS, ainsi que la part des montants qu'elles reçoivent. En effet, la plus grande partie des crédits étant alloués à des chercheurs confirmés, bien intégrés dans *l'establishment* scientifique, on pouvait ainsi obtenir un indicateur fiable de la proportion des femmes occupant une position plus ou moins élevée dans le champ scientifique suisse.

Rappelons tout d'abord que le FNRS a distribué dans les années 1979–80–81 près de 413 millions de francs de subventions ¹². Les subsides de recherche qui drainent plus des trois quarts des montants attribués (77,8 %) constituent le poste le plus important. Ils sont destinés principalement à la recherche fondamentale. Viennent ensuite les programmes nationaux (11 % du total), orientés vers la recherche appliquée, puis les bourses de relèvement (7 %) destinées aux jeunes chercheurs (4,3 % pour les jeunes chercheurs débutants, 2,7 % pour jeunes chercheurs avancés). Ces trois catégories totalisent à elles seules plus de 95 % des fonds distribués. Les subsides personnels (2,8 %), et les subsides de publication (0,9 %) ne constituent qu'une très faible part de l'ensemble.

Les différents types de subsides énumérés se répartissent entre trois grands domaines: les sciences humaines (22,0 %), les sciences exactes et naturelles (37,5 %), la biologie et la médecine (40,5 %). Pour ce qui est des subsides de recherche et des programmes nationaux, la proportion des projets subventionnés ayant une femme comme requérante principale est très faible: respectivement 3,7 % et 4,8 %.

La part des femmes s'élève un peu dans l'ensemble des jeunes chercheurs pour atteindre près de 12 % chez les chercheurs débutants. Cette augmentation s'explique peut-être en partie par l'accroissement du nombre de femmes universitaires parmi les jeunes générations. Mais sans doute bien plus par les critères moins exigeants pour l'attribution de ce type de subsides, ce qui a pour effet de désavantager moins les femmes. Alors que les projets subventionnés dans le cadre des subsides de recherche et des programmes nationaux impliquent des requérants la possession d'un capital scientifique élevé — doctorat, souvent chaire universitaire, publications, etc. — les bourses pour jeunes chercheurs, comme leur nom l'indique, visent précisément à soutenir des individus encore peu avancés dans leur carrière.

Autre point intéressant à relever: parmi les 30 bénéficiaires de subsides per-

¹² Toutes les données chiffrées concernant le Fonds National proviennent des rapports annuels de cette institution et de renseignements fournis par son service d'information et de documentation.

sonnels, qui sont en quelque sorte des rentes à vie et qui exigent des garanties de notoriété scientifique très élevées, on ne relève aucune femme (tableau V).

Si l'on examine non plus le nombre de projets ayant pour requérant principal une femme, mais la part des montants qui vont à des femmes, on voit que les proportions sont, à peu de choses près, semblables à celles examinées précédemment. Les femmes n'obtiennent que la portion congrue de la manne fédérale pour la recherche.

Qu'en est-il maintenant de la répartition des femmes subventionnées par le FNRS à l'intérieur des grands domaines scientifiques ? On retrouve ici à l'œuvre la logique déjà mise en évidence à propos du champ académique ¹³. Bien que peu nombreuses, les femmes se retrouvent un peu plus en sciences humaines (6,1 % pour les subsides de recherche et 19,7 % pour les bourses pour jeunes chercheurs); elles sont en revanche quasi absentes des sciences exactes et naturelles (1,7 % pour les subsides de recherche et 4,9 % pour les bourses pour jeunes chercheurs). Comme dans le champ académique, les écarts entre les domaines croissent avec l'abaissement dans la hiérarchie des positions scientifiques (tableau VI).

Pour les subsides de recherche, qui sont les plus nombreux et se prêtent donc à une analyse statistique plus fine, on a voulu voir plus précisément la répartition des femmes à l'intérieur des grands domaines examinés.

C'est dans les sciences humaines que les variations sont les plus fortes. On trouve en effet une proportion relativement importante de femmes en psychologie-pédagogie (22 %), alors qu'en n'en rencontre aucune en économie, droit et curieusement, littérature et linguistique. Cette dernière observation est cependant cohérente avec un fait signalé précédemment: la quasi-absence des femmes dans les facultés de lettres au niveau des professeurs ordinaires ou extraordinaires.

A l'intérieur des sciences exactes et naturelles, les différences sont peu prononcées. Les femmes semblent un peu plus présentes en mathématiques (6,4 %). Cependant, si l'on regarde de quoi est formée cette proportion, on s'aperçoit qu'il s'agit de trois recherches menées par une seule et même personne. Aucune variation systématique ne peut donc être mise en évidence ici; la seule constatation qui s'impose est que, quelle que soit la branche, la part des recherches menées par des femmes dans ce type de domaines est très faible (tableau VII).

Il serait erroné, pensons-nous, de voir dans cette situation la conséquence d'une politique sexiste du Fonds National à l'égard des femmes. Nous ne possédons pas d'indications sur le nombre de projets refusés selon le sexe de l'auteur. Mais il y a fort à parier que ces chiffres n'apporteraient rien de significatif. La forte sous-représentation féminine à ce niveau nous semble simplement refléter la situation générale des femmes dans le champ scientifique et notamment leur quasi-absence des postes de haut niveau. Cette dernière situation peut d'ailleurs s'observer au sein même des organes suprêmes du Fonds National, le Conseil de Fondation (49 membres) et le Conseil National de la Recherche (60 membres) où les femmes totalisent res-

¹³ Il n'y a là rien d'étonnant, puisque les deux populations se recoupent en grande partie.

Tableau V
NOMBRE ET MONTANTS DES SUBSIDES OU BOURSES DE RECHERCHE
ALLOUES A DES FEMMES EN 1979-80-81
SELON LE TYPE DE SUBSIDES

	Subsides de recherche	Programmes nationaux	Bourses pour jeunes chercheurs début.	Bourses pour chercheurs avancés	Subsides person- nels	Subsides de publication
Nombre	78	12	80	14	0	8
En % du total	3,7	4,8	11,4	7,8	0	5,1
			10,6			
Total des subsides ou bourses attribués	2104	251	704	179	30 *	156
Millions de FrS. attribués	9,482	1,839	1,685	0,846	0	0,259
En % du total	3,0	4,1	10,5	8,6	0	6,6
Total des montants attribués (en millions de FrS.)	321,072	45,315	16,078	9,861	3,920	3,899

* Les subsides personnels attribués à vie se sont réduits à 29 en 1981

Tableau VI

NOMBRE DE SUBSIDES OU BOURSES DE RECHERCHE ALLOUES A DES
FEMMES EN 1979-80-81
SELON LE TYPE DE SUBSIDES ET LE TYPE DE DOMAINES

	Subsides de recherche			Bourses pour jeunes chercheurs		
	Nombre	En % du total	Total	Nombre	En % du total	Total
Sciences humaines et sociales	30	6,1	490	51	19,7	259
Sciences exactes et naturelles	11	1,7	658	14	4,9	285
Biologie	14	3,6	391	19	11,7	163
Médecine	23	4,1	565	9	6,7	135
Bourses attribuées en médecine et biologie par des institutions recevant l'appui du Fonds National	—	—	—	1	2,4	41
Ensemble	78	3,7	2104	94	10,6	883

pectivement 4,1 % et 3,3 % du total. Si pourtant existent des mécanismes évinçant les femmes du champ scientifique, ils s'exercent à un autre niveau, bien antérieurement et de façon beaucoup plus complexe et subtile. C'est ce que l'on examinera au chapitre 2.

2. DES DESTINS PRECOCEMENT ORIENTES

Le petit nombre et la situation défavorisée des femmes dans l'enseignement et la recherche universitaire ne s'expliquent pas seulement par des manifestations ouvertes de sexisme — qui existent de toute évidence — mais ils sont bien davantage le produit de mécanismes de domination entre les sexes, complexes et cumulatifs, intervenant très tôt et s'exerçant tout au long du cursus des femmes et dont l'effet est de les acheminer tout „naturellement” vers certaines positions.

Il faut insister sur le fait qu'on ne peut rendre compte de la situation des femmes dans le champ scientifique à partir d'une seule problématique de classes. Agissent ici des processus spécifiques de domination liés à la division sexuelle du travail dans nos types de société. Au fondement de celle-ci: l'assignation prioritaire des femmes aux tâches d'élevage des enfants et d'entretien du ménage. Est compatible avec cette fonction l'exercice, en général temporaire, d'une activité rémunérée dans un nombre restreint de professions "féminines". A relever qu'une des formes les plus subtiles et les plus cachées de cette domination réside dans l'intériorisation par les femmes elles-mêmes de la place et du rôle que la société leur réserve.

Il faut voir maintenant, plus précisément, les formes prises par la discrimination entre hommes et femmes tout au long des trajectoires.

On connaît les processus de socialisation qui canalisent les filles et les garçons vers des destins différents (Held et Lévy, 1975; Commission fédérale, 1979; Belotti, 1975). On sait aussi qu'ils s'exercent dès la prime enfance dans la famille (avec des variations selon le milieu social), et se poursuivent pendant toute la scolarité.

Rappelons que pendant la scolarité obligatoire déjà, les filles sont discriminées dans un grand nombre de cantons suisses ¹⁴. Il faut également mentionner comme particulièrement déterminante l'orientation des filles et des garçons vers des filières différentes. Les filles s'engagent davantage dans les voies courtes et entreprennent des formations dans un nombre limité de professions considérées comme féminines. Dans les écoles menant à la maturité, elles se concentrent dans les sections "latine" et surtout "moderne", tandis que leur part est faible en "scientifique"; c'est ainsi que sont préfigurées — pour celles qui poursuivraient

14 L'Alliance des sociétés féminines suisses (1979) montre que les filles ont:
— un nombre plus faible d'heures de mathématiques
— une surcharge horaire due aux "activités créatrices manuelles"

Tableau VII

NOMBRE DE SUBSIDES DE RECHERCHE ALLOUES A DES FEMMES
EN 1970-80-81 SELON LA DISCIPLINE

	Nombre	En % du total	Total
Sciences humaines et sociales			
Philosophie et théologie	1	1,7	60
Sciences historiques	16	8,8	182
Littérature, linguistique, glossaires nationaux	0	0	82
Droit	0	0	37
Economie	0	0	36
Sciences sociales	2	4,6	43
Psychologie, pédagogie	11	22,0	50
Ensemble	30	6,1	490
Sciences exactes et naturelles			
Mathématiques	3	6,4	47
Astronomie, astrophysique	2	4,2	48
Physique	2	1,1	183
Chimie	0	0	201
Sciences de l'ingénieur	0	0	60
Sciences de l'environnement et de la terre	4	3,4	119
Ensemble	11	1,7	658

des études universitaires — des orientations vers les lettres et les langues plutôt que vers les sciences exactes ou techniques. A ce niveau de la scolarité secondaire, elles sont sélectionnées selon leur origine sociale davantage encore que les garçons, les filles de couches populaires étant ainsi doublement désavantagées.

Après la maturité, c'est dans une mesure plus faible que les hommes qu'elles entreprennent des études universitaires; elles se tournent plus souvent vers l'enseignement et les formations sociales ou para-médicales.

A l'université, les étudiantes, qui ne constituent que 32,4 % des effectifs, s'orientent principalement soit vers certaines branches qui donnent davantage une culture générale qu'elles ne préparent à une carrière professionnelle précise, soit vers des disciplines considérées traditionnellement comme en affinité avec le rôle de la femme (psychologie, pédagogie) ¹⁵.

Si un déterminisme de classe pèse très lourdement dans l'accès à l'université, il faut noter qu'il s'exerce encore davantage sur les femmes que sur les hommes ¹⁶.

- 15 Les statistiques concernant les étudiants inscrits au semestre d'hiver 80 / 81 (Office Fédéral de la Statistique, Division des statistiques socio-culturelles) montrent que 7 étudiantes sur 10 se trouvent en sciences humaines et sociales, 37 % étudient les lettres et les langues ou la psychologie, pour 12,4 % seulement des hommes.

PROPORTION D'ETUDIANTES DANS LES DIFFERENTES BRANCHES
EN 1980-81

		Philo, lettres, langues.	58,8 %
		Psychologie, sciences éduc.	58,7 %
		Sciences historiques.	45,3 %
— Sciences humaines et sociales	40,1 %	Droit	26,9 %
		Théologie	24,9 %
		Sciences économiques	20,4 %
— Médecine et pharmacie	34,2 %		
— Sciences exactes et naturelles.	21,0 %	Sciences naturelles.	26,5 %
		Sciences exactes	12,6 %
— Sciences techniques.	8,2 %		

- 16 Frère et al. (1976) montrent que parmi les étudiantes diplômées 77 % proviennent des couches supérieures et moyennes supérieures — pour 65 % chez les hommes — et 9 % seulement des milieux ouvriers — pour 15 % des hommes. De même, F. Hainard et A. Jeannin (1979) mettent en évidence un "taux de féminité" différent selon l'origine socio-professionnelle des étudiants de l'Université de Neuchâtel (49,5 % de femmes lorsque le père est enseignant; 41,6 % pour les professions libérales et les cadres supérieurs; 31,6 % seulement chez les enfants d'ouvriers et de manœuvres).

De plus, bien que connaissant moins d'échecs à des examens que les hommes, il semble que les étudiantes aient davantage tendance qu'eux à arrêter leurs études. Très rares sont celles qui poursuivent leur formation après la licence et jusqu'au doctorat. Si les femmes constituent environ le quart des diplômés et licenciés en 1979 (24,7 %), elles ne représentent plus que 13,5 % des personnes ayant obtenu un doctorat la même année ¹⁷.

On peut se demander si l'accroissement rapide du nombre des étudiantes dans les universités suisses (+ 63 % de 1973/74 à 1980/81, tandis que le nombre des étudiants hommes n'augmentait que de 15 % pendant la même période) correspondra à plus long terme à une autre répartition des femmes dans les différentes branches d'études et entraînera des modifications dans leur niveau de qualification et dans leur mode d'insertion professionnelle dans le champ scientifique et académique.

Mais il ne faudrait pas croire que les femmes ayant terminé des études universitaires ont réussi à vaincre tous les obstacles. D'une façon générale, il semble qu'elles connaissent plus que les hommes des difficultés dans la recherche de travail — davantage de chômage endémique, plus de demandeurs d'emploi chez elles que chez les anciens étudiants hommes (ASOU, 1980; Frère et al., 1976).

Des difficultés continuent à marquer la trajectoire de celles qui s'orientent vers la recherche scientifique et l'enseignement universitaire. Nous avons vu précédemment que l'insertion professionnelle des femmes dans le champ scientifique et académique se caractérise par trois traits :

- elles sont très minoritaires
- elles se trouvent principalement dans un nombre restreint de domaines, souvent moins prestigieux
- elles occupent les niveaux inférieurs dans la hiérarchie des positions scientifiques.

Si les processus de domination mis en évidence au début de ce chapitre expliquent dans une large mesure les deux premières caractéristiques de leur situation — sous-représentation et confinement dans quelques branches —, il faut encore s'interroger sur les raisons de leur maintien dans des positions inférieures et leur quasi-impossibilité d'accès aux positions dominantes.

¹⁷ Un tel pourcentage situe de nouveau la Suisse à la traîne des pays européens et de la plus grande part même des pays du tiers-monde. L'UNESCO (1980) mentionne la part des femmes dans l'ensemble des individus ayant obtenu un doctorat; à titre d'exemple : France (1972) 20,9 %, Italie (1973) 20,3 %, Pologne (1974) 47,7 %, Iran (1972) 14,7 %.

Les mécanismes à l'œuvre ici sont liés d'une part au fonctionnement du champ scientifique lui-même et d'autre part à la division du travail entre les sexes.

En effet, le champ scientifique, bien loin d'être un terrain neutre de découverte de la "vérité", est "le lieu (. . .) d'une lutte de concurrence qui a pour enjeu spécifique le monopole de l'autorité scientifique inséparablement définie comme capacité technique et comme pouvoir social" (Bourdieu, 1976, 89).

Pour réussir dans cette lutte, une des premières règles du jeu est l'accumulation d'un capital scientifique, c'est-à-dire d'un capital de compétence et de notoriété. Pour le jeune chercheur particulièrement, cela signifie un investissement très important en temps et en efforts, condition nécessaire non seulement à la progression vers des postes de niveau supérieur, mais au simple maintien de la position acquise.

Dans cette concurrence, les femmes, et surtout celles qui ont des enfants à charge, sont handicapées, car c'est principalement sur elles que continuent à reposer, dans la division actuelle du travail entre les sexes, l'élevage des enfants et les tâches ménagères ¹⁸.

Ce double investissement professionnel et familial crée pour les femmes un rapport au temps différent de celui des hommes. Temps plus limité, temps discontinu. On retrouve ici les différents types d'aménagement du temps propres au travail féminin en général, mais avec des conséquences particulièrement importantes sur le déroulement des carrières scientifiques :

- la double journée de travail, où les femmes cumulant tâches professionnelles et ménagères n'ont jamais la même disponibilité horaire que les hommes exerçant les mêmes fonctions ¹⁹.

18 Certains chiffres donnent à penser qu'un bon nombre de femmes enseignantes et chercheurs sont mariées et souvent mères de famille.

Selon le recensement fédéral de 1970, par exemple, un peu plus de la moitié (53,4 %) des femmes professeurs d'université sont mariées; bien que moins élevée que chez les hommes (84,5 % de mariés), cette proportion manifeste une augmentation relativement récente (1960: 22,2 % de femmes mariées).

Au CNRS (Commission femmes 1981), environ les deux tiers des femmes chercheurs sont mariées (la part des célibataires est cependant plus élevée que la moyenne nationale). Le nombre moyen d'enfants qu'elles ont est de 1,78 (chiffre plus faible que pour la moyenne des femmes de la même génération — 2,37 — ou que celui des femmes de cadres supérieurs — 2,18).

19 Au CNRS par exemple (Commission femmes, 1981), elles effectueraient en moyenne par semaine 5 heures de travail professionnel hors horaire de moins que les hommes. Et si 47 % des hommes disent que leur horaire n'est soumis à aucune contrainte extérieure à leur activité professionnelle, ce n'est plus que 28 % des femmes qui font une telle affirmation.

le travail à temps partiel, que l'on sait en général incompatible avec les positions comportant des responsabilités. Ainsi dans l'enseignement universitaire, où les postes à temps partiel existent de façon assez généralisée, la part des femmes enseignantes travaillant dans ces conditions — environ les trois quarts — est nettement plus grande que celle des hommes — un peu plus de la moitié (OFS, 1979).

Or, de telles situations constituent des handicaps en ce qu'elles limitent le temps consacré à des lectures, rendent difficile la participation à des congrès, séminaires, comités divers, etc., etc.

L'interruption plus ou moins prolongée de l'activité professionnelle des femmes, due le plus souvent à l'éducation des enfants et parfois aussi aux déplacements liés à la carrière professionnelle de leur partenaire. Cette discontinuité entraîne des efforts particulièrement négatifs dans un champ où, d'une part la production et le renouvellement rapide des connaissances nécessitent une constante mise à jour et où, d'autre part, la création d'un réseau de relations parmi les pairs s'avère très importante.

La combinaison de ces différents facteurs contribue à l'explication du maintien des femmes dans des positions subalternes, où l'autonomie du chercheur dans le choix des problématiques, des objets de recherche et des méthodes est limitée. Au CNRS, par exemple, les femmes restent plus longtemps que les hommes au niveau des attachés de recherche, puis elles sont très largement bloquées au niveau suivant, celui des chargés de recherche, et elles n'accèdent que très rarement aux postes de maître ou de directeur de recherche (Commission femmes, 1981).

Aux éléments que l'on vient de mentionner s'ajoutent sans doute aussi des manifestations plus ouvertes de sexisme à l'embauche et à la promotion des femmes. Il semble que dans plusieurs pays de telles discriminations se font plus nombreuses dans la période de récession économique actuelle.

En conclusion, les trajectoires menant à des positions reconnues dans le champ scientifique ou académique nous paraissent comparables à une course de fond dans laquelle les femmes, partant avec des handicaps spécifiques, se verraient, à chaque étape du parcours, éliminées plus fortement que les hommes. Seules atteindraient le but un tout petit nombre de privilégiées ayant pu bénéficier de conditions sociales et culturelles particulièrement favorables.

3. LA SCIENCE AU MASCULIN

La quasi-monopolisation du champ académique et scientifique par les hommes n'a pas seulement des implications de type socio-politique — défi à égalité formelle et proclamée des hommes et des femmes — mais comporte également des enjeux d'ordre épistémologique. En effet, une activité intellectuelle, faite presque exclusive-

ment par les hommes, a toutes chances de comporter un certain nombre de biais liés à la position particulière du chercheur et de son point de vue, surtout lorsque ce dernier n'est pas reconnu dans sa particularité et ses limites, mais présenté comme général et universel. C'est pourquoi il nous paraît important maintenant de relever quelques exemples de biais androcentristes qui infiltrent la science ²⁰ aux différents stades de sa production: dans le choix et le découpage des objets d'étude, les postulats de base, les catégories de pensée et le système d'interprétation des faits.

En sociologie, une première distorsion importante, liée à la domination du point de vue masculin, réside dans l'inégal développement des différentes problématiques, qui ne fait que refléter leur inégale légitimité.

Ainsi, depuis Marx, un des courants les plus féconds de la sociologie s'est développé autour du problème des classes sociales, envisagées comme éléments fondamentaux de la structure sociale, alors que les rapports sociaux découlant de la division sexuelle du travail ont été négligés et n'ont jamais donné lieu à une problématisation véritable. Le paradoxe ici est donc que la théorie sociologique, attachée à rendre compte de la réalité sociale, s'est constituée en oubliant un fait d'évidence: les rapports de domination entre les sexes. Et cela alors même que ceux-ci sont, avec les rapports de classe, tout à fait déterminants dans l'explication non seulement des statuts, des trajectoires et places occupées dans l'espace social, mais aussi des *habitus* corporels et mentaux engendrant un certain rapport à soi, à son corps, aux autres, etc.

Cet oubli n'empêche pas que la variable sexe soit l'une des plus couramment utilisées dans les recherches empiriques, avec l'âge, l'état civil, la profession. Cependant, son usage routinisé qui ne s'enracine dans aucune théorie, revient le plus souvent à traiter les catégories de sexe comme des faits d'évidence, quasi naturalisés ²¹.

Il est vrai aussi que les femmes, comme groupe spécifique, ont fait l'objet d'un certain nombre de recherches empiriques. Mais le plus souvent elles ont été étudiées de façon morcelée à partir de problématiques particulières — sociologie du travail, sociologie politique, sociologie de la médecine — le plus souvent sur un mode substantialisé les envisageant comme sous-espèce se particularisant par rapport à l'espèce en général assimilée au masculin. Une théorie globale des rapports de sexe, permettant de rendre compte de la place et des caractéristiques des hommes et des femmes dans *toutes* les sphères du social — la famille aussi bien que le marché du travail par exemple — reste donc à construire en sociologie.

20 C'est par simplification que l'on parle ici et dans la suite de la science, les différentes sciences n'étant certainement pas également infiltrées par des biais androcentristes. C'est sans doute dans les disciplines traitant de l'être humain (non seulement les sciences humaines et sociales, mais aussi la médecine et la biologie humaine), qui sont les moins autonomisées par rapport à des déterminations externes, que le chercheur risque le plus d'être projectif.

21 Pour une analyse critique de l'utilisation des catégories de sexe en sociologie, cf. Mathieu (1971).

Il faut aussi souligner l'absence d'outils conceptuels adéquats pour rendre compte de la situation propre des femmes. Un seul exemple: les difficultés indéniables auxquelles se heurtent les études de stratification de classes lorsqu'elles s'appliquent aux femmes. Conçues par les hommes pour penser *leur* position dans la hiérarchie économique et sociale, les théories de la stratification sont fondées sur le postulat androcentriste que tout individu se situe à une place donnée dans les rapports de production de l'économie capitaliste. Elles se révèlent donc non pertinentes pour rendre compte de la situation d'une bonne moitié des femmes qui, du fait de leur seul travail domestique, se situent en dehors des hiérarchies de l'économie marchande.

C. Delphy (1977) et M. Eichler (1980), entre autres, ont bien mis en évidence les incohérences auxquelles on aboutit lorsqu'on s'efforce de faire entrer à tout prix les femmes dans un schéma conceptuel qui n'a pas été prévu pour elles. Ainsi, dans tout un ensemble d'études de stratification, la position propre des femmes (travail rémunéré à l'extérieur ou travail non payé au foyer) n'est pas prise en considération puisqu'on les classe d'après la position de leur mari. On assimile donc la position de la femme à celle du mari. Cela a pour conséquence, d'une part d'occulter complètement l'asymétrie des positions au sein du couple et d'autre part de masquer la spécificité du mode de production féminine — appelé patriarcal par les féministes — spécificité résidant dans le fait que, ayant lieu dans la famille, donc en dehors de l'économie de marché, le travail féminin n'est pas échangé contre un salaire, mais contre un entretien.

Autre incohérence à signaler, le recours dans d'autres études à un double critère de classement: tantôt la femme sera classée d'après sa profession (si elle fournit un travail rémunéré), tantôt d'après celle de son mari (si son travail n'est pas rémunéré) avec pour résultat qu'une femme de couche supérieure, par exemple, travaillant comme cadre moyen, et donc disposant d'une indépendance économique propre à accroître son pouvoir, occupera un rang inférieur dans la hiérarchie socio-professionnelle à la femme du même cadre supérieur qui serait ménagère.

Intéressantes à ce sujet sont les conclusions que tire M. Eichler des difficultés et impasses que rencontrent les théories de la stratification lorsqu'elles s'appliquent aux femmes: "In other words, class analysis cannot incorporate sex stratification, because its internal logic makes it a closed system . . . Clearly we must start to reconceptualize our entire stratification model. That, I am sure, will take many decades to come" (Eichler, 1980, 115).

La sociologie de la famille, du moins dans ses courants dominants, offre un exemple frappant de regard masculin sur la réalité. Construite sur l'idée de la nécessité fonctionnelle de la division du travail et des rôles entre hommes et femmes, elle a mis l'accent sur la complémentarité entre les époux, en négligeant l'asymétrie des positions et des échanges dans le couple. Ainsi a-t-elle pu analyser le fonctionnement de la famille, en oubliant totalement un de ses traits centraux: l'exploitation (mais sur un mode pré-capitaliste, sans la médiation de la plus-value) du travail de la femme à l'intérieur du foyer. L'utilisation devenu classique dans ce

domaine des dichotomies homme-fonction instrumentale / femme-fonction expressive — qui continuent d'être utilisées malgré les nombreuses critiques dont elles ont été l'objet — manifeste précisément la non-reconnaissance du travail domestique accompli par la femme, puisque de l'ensemble des tâches qu'elle accomplit n'ont été retenues que les activités symboliques (maintien de l'intégration, régulation des tensions, etc).

Signalons enfin, sans nous y attarder, quelques cas d'androcentrisme dans d'autres disciplines.

La vision de la femme développée par la psychanalyse est bien connue et a fait l'objet de suffisamment de critiques pour qu'on n'y revienne pas. Mentionnons cependant que, loin d'être une vieille lune, elle continue d'être à l'œuvre dans les courants les plus orthodoxes de la psychanalyse.

Les théories médicales ont souvent été prises en flagrant délit de sexisme intellectuel (cf. entre autres Ehrenreich et English, 1979). Sans remonter aux théories du siècle passé, montrant l'incompatibilité de la fonction reproductrice féminine et de l'activité intellectuelle et les malheurs physiologiques menaçant les femmes qui oseraient faire des études, indiquons simplement qu'à l'heure actuelle encore, les faits physiologiques en lien avec la féminité, tels que menstruation, grossesse, ménopause, sont toujours considérés sous l'angle déficitaire du handicap et de la maladie.

En biologie enfin, on retrouve tout un ensemble de stéréotypes sociaux attachés aux sexes. Parmi ceux-ci les équivalences masculin = actif, féminin = passif, censées être à l'œuvre tout au long de l'histoire de la vie, depuis les plantes jusqu'à l'homme, tout se passant comme si la distinction mâle-femelle était plus prégnante que la distinction entre fait végétal ou animal et fait humain ²².

Une fois mis en évidence quelques-uns des biais androcentristes qui affectent les sciences, il vaut la peine de s'interroger sur ce qui peut apparaître comme un paradoxe dans l'histoire de la connaissance.

En effet, avec le développement de la réflexion épistémologique dans et sur les sciences s'est faite de plus en plus grande la conscience de l'imbrication essentielle du sujet et de l'objet; de plus, avec les apports de la sociologie de la connaissance, une nouvelle dimension de cette imbrication a été découverte, à savoir que l'enracinement historico-social du chercheur, ou si l'on préfère la position culturelle et sociale à partir de laquelle il fait la science, infléchit inévitablement sa vision de l'objet. Pourtant, si en sociologie, par exemple, on reconnaît que "l'objectivation n'a quelque chance d'être réussie que si elle implique l'objectivation du point de vue à partir duquel elle s'opère" (Bourdieu, 1978, 67), il nous paraît que l'on n'a pas encore tiré toutes les conséquences de cette reconnaissance et qu'un point fondamental continue d'être méconnu. Il s'agit de la relativité du point de vue masculin dominant et des distorsions qu'il introduit dans les connaissances lorsqu'il se présente comme neutre et universel. Mis à part un certain nombre d'écrits, provenant le plus

22 Pour une critique des théories biologiques, cf. M.M. Kimball (1981), M. J. Goodman et L. E. Goodman (1981).

souvent de féministes, qui restent extérieurs ou marginaux par rapport à la science officielle, aucun effort sérieux de clarification épistémologique de ce problème n'a été tenté. C'est là, nous semble-t-il, une grave lacune limitant l'objectivité des recherches menées.

Pourtant cette situation, vue à la lumière d'une sociologie de la science qui réfère les connaissances scientifiques aux conditions de leur production, n'est paradoxale qu'en apparence.

En effet, la rupture et l'innovation que supposent la critique du point de vue masculin et son dépassement ne sauraient être simplement déterminées par la logique immanente de la science ; elles supposent au moins deux autres types de conditions :

— Premièrement, que des chercheurs aient, de par leur position dans le champ scientifique et social, intérêt à promouvoir des changements conceptuels. Un exemple suffira à faire voir les intérêts et donc les motivations différentes qu'ont les hommes et les femmes à repenser certains thèmes ou concepts. Ce n'est certainement pas un hasard si ce sont des femmes qui ont relevé qu'en sociologie comme en économie l'objet "travail" n'avait pas été véritablement construit scientifiquement, mais était dérivé des représentations dominantes qui ne confèrent le statut de travail qu'au seul travail rémunéré. Il est peu probable que des chercheurs hommes, dont la carrière a pour condition de possibilité la délégation à leur femme du travail ménager et d'élevage des enfants, puissent apercevoir l'unilatéralité de la définition dominante.

— Deuxièmement, que les scientifiques intéressés à promouvoir des changements disposent des moyens matériels, institutionnels, symboliques (crédits, chaires universitaires, accès aux revues spécialisées, capital de compétence et de notoriété scientifique, etc.) leur permettant de diffuser et d'imposer leur point de vue.

Or, le blocage épistémologique signalé précédemment provient précisément de ce que les scientifiques qui ont intérêt à changer les choses (les femmes et peut-être certains hommes occupant les positions dominées du champ) n'en ont pas les moyens, tandis que ceux qui détiennent les moyens (les hommes) manquent des intérêts, donc des motivations nécessaires.

Les remarques suivantes, bien que ne visant pas directement la problématique spécifique des rapports entre les sexes, nous semblent cependant éclairantes de la situation décrite : "Les chances de contribuer à produire la vérité me semblent en effet dépendre de deux faits principaux, qui sont liés à la position occupée : l'intérêt que l'on a à savoir — et à faire savoir — la vérité (ou, inversement, à la cacher et à se la cacher) et la capacité que l'on a de la produire . . . Et si la sociologie

n'avance pas plus vite, comme la science sociale en général, c'est peut-être, pour une part, parce que ces deux facteurs tendent à varier en raison inverse" (Bourdieu, 1980).

C'est dans ce contexte qu'une science féministe — ou plus exactement dans l'état actuel des choses, une critique féministe de la science — se révèle nécessaire au progrès de la connaissance. Loin d'être une source de distorsion — comme certains pourraient le craindre, ne retenant du féminisme que ses images les plus caricaturales, et les plus stéréotypées, une source de distorsion, elle représente, au contraire, une garantie d'objectivité. C'est ce que développent Goodman et Goodman (1981) à propos de la biologie :

"Feminist biology, if it is to be scientific, can never be the expression of a mere counterbias to antifeminism which passes itself off as biological. Its proper role, as we see it, is the exposure of scientifically or unscientifically founded antifeminist *pretensions* to biology . . . When science and feminism are understood in these terms, science as demanding objectivity and feminism as pursuing fairness, the question is not how feminist science of biology is possible, but whether there can be any other kind".

Les motivations qui peuvent alors animer les femmes engagées dans ce genre d'entreprise, qu'il s'agisse d'indignation, de révolte ou de colère, ne constituent nullement un handicap mais bien l'aiguillon indispensable au dévoilement des vérités que les tendances dominantes du champ ont intérêt à maintenir cachées.

"Si le sociologue parvient à produire tant soit peu de vérité, ce n'est pas *bien* qu'il ait intérêt à produire cette vérité, mais *parce* qu'il y a intérêt — ce qui est très exactement l'inverse du discours un peu bêtifiant sur la 'neutralité'. Cet intérêt peut consister, comme partout ailleurs, dans le désir d'être le premier à faire une découverte et à s'approprier tous les droits associés ou dans l'*indignation morale* *) ou dans la *révolte contre certaines formes de domination* *) et contre ceux qui les défendent au sein du champ scientifique" (Bourdieu, 1980).

(médecine, biologie, psychologie, sociologie, anthropologie, etc.), mais promue par une minorité, de surcroît dominée, elle a toutes chances d'apparaître comme marginale et secondaire, voire folklorique, par rapport aux questions que la science officielle définit à un moment donné comme sérieuses et légitimes.

Ainsi, par la logique même de son fonctionnement, sous des apparences de neutralité, la science, en empêchant ou en freinant l'émergence et la reconnaissance du point de vue du sujet féminin, apporte sa contribution à la reproduction des rapports de domination entre les sexes.

*) souligné par nous

REFERENCES BIBLIOGRAPHIQUES

- ALLIANCE DES SOCIÉTÉS FÉMININES SUISSES (1979), "L'éducation des filles et les programmes scolaires".
- ASOU (Association suisse pour l'orientation universitaire) (1980), Enquête sur la situation de l'emploi des universitaires ayant obtenu leur diplôme en 1979, *Politique de la science*, supplément 23 (1980).
- BELOTTI, E. G. (1975), "Du côté des petites filles" (Ed. des Femmes, Paris).
- BOURDIEU, P. (1976), Le champ scientifique, *Actes de la recherche en sciences sociales*, 2-3 (1976).
- BOURDIEU, P. (1978), Sur l'objectivation participante, *Actes de la recherche en sciences sociales*, 23, sept. 78.
- BOURDIEU, P. (1980), "Questions de sociologie" (Ed. de Minuit, Paris).
- COMMISSION FÉDÉRALE POUR LES QUESTIONS FÉMININES (1979), Société et économie, *La situation de la femme en Suisse* (1ère partie).
- COMMISSION FEMMES (1981), "La recherche des femmes" (Syndicat national des chercheurs scientifiques, Paris).
- DELPHY, C. (1977), Les femmes dans les études de stratification, Femmes, sexisme et société (Michel, A. Ed.) (PUF, Paris).
- EHRENREICH, B. & ENGLISH, D. (1979), "For Her Own Good - 150 Years of the Experts' Advice to Women" (Pluto Press, London) (2ème éd.).
- EICHLER, M. (1980), "The Double Standard. A Feminist Critique of Feminist Social Science" (Groom Helm, London).
- FRERE, J.-M. & al. (1976), "De l'université à la vie active" (Département de sociologie, Université de Genève).
- GAILLARD, M., K. (1980), "Report on Women in scientific Careers at CERN (CERN / DG 11).
- GOODMAN, M., J. & GOODMAN, L.-E. (1981), Is There a Feminist Biology? *Int. J. of Women's Studies*, 4, No. 4 (1981).
- HAINARD, F. & JEANNIN, A. (1979), La nouvelle donne. Analyse de l'évolution des effectifs étudiants de l'Université de Neuchâtel entre 1968 et 1977, *Cahiers de l'ISSP*, No. 1 (1979) (Université de Neuchâtel).
- HELD, T. & LEVY, R. (1975), "Femme, famille et société" (Ed. Delta Vevey).
- INSTITUT NATIONAL DE LA STATISTIQUE ET DES ÉTUDES ÉCONOMIQUES (INSEE) (1981), "Données sociales 1981".
- KIMBALL, M., M. (1981), A Critique of Biological Theories, *Int. J. of Women's Studies*, 4, No. 4 (1981).
- MATHIEU, N.C. (1971), Notes pour une définition sociologique des catégories de sexe, *Epistémologie sociologique*, No. 11 (1971).
- OFFICE FÉDÉRAL DE LA STATISTIQUE (1979), Statistique du corps enseignant (SIUS), *Contributions à la statistique suisse*, 56ème Fascicule (Berne, 1979).
- OFFICE FÉDÉRAL DE LA STATISTIQUE (1978), Recherche et développement en Suisse 1975, *Contributions à la statistique suisse*, 51ème Fascicule (Berne, 1978).
- OFFICE FÉDÉRAL DE LA STATISTIQUE (1980), Recherche et développement en Suisse (1977), *Contributions à la statistique suisse*, 70ème Fascicule (Berne, 1980).
- UNESCO (1980), Participation of Women in Research and Development, *A Statistical Study*.

BUCHBESPRECHUNGEN BIBLIOGRAPHIE CRITIQUE

Organisationssoziologie – Günter Endruweit

Walter de Gruyter, Berlin und New York, 1981 (Sammlung Götschen, 2106)
188 S., 9 Abbildungen.
Robert Hettlage, Basel

In den letzten Jahren sind eine Reihe von Einführungstexten zur Organisationssoziologie auf den deutschsprachigen Buchmarkt gekommen. Man denke nur an die Arbeiten von Türk (1978) und Pfeiffer (1976), um nur einige aufzuführen, die ausdrücklich den Titel Organisationssoziologie verwenden. Wesentlich umfangreicher ist hingegen die entsprechende Literatur, die nicht als Organisationssoziologie, sondern als Organisationstheorie, Organisationslehre o.ä. firmiert, obgleich sie soziologisch von allerhöchster Relevanz ist. Wie kaum in anderen Bereichen ist es hier augenscheinlich, dass die Organisationssoziologie sich ihren Gegenstand mit anderen Wissenschaften teilt und nur im interdisziplinären Ansatz fruchtbar ist.

Dies ist auch der Ausgangspunkt der Fragestellungen von Endruweit (Universität Stuttgart) in seiner neuesten Einführung zur Organisationssoziologie. Er betont eingangs – und es ist schlimm genug für den Stand der Soziologie, dass man es eigens betonen muss – dass die Soziologie "gerade in den speziellen Soziologien Wirklichkeitswissenschaft" sei, und dass es für den Soziologen unerlässlich sei, auch "das ständige Miterleben in den Welten anderer Disziplinen" und man möchte sagen: in deren Erfahrungsbereichen zu suchen (S. 5). Um auch den soziologisch vorgebildeten Praktiker anzusprechen, der das Funktionieren einer Organisation analysieren will, geht der Autor in der Einteilung seines Buches etwas ungewöhnliche Wege: nach einem Abriss des Gegenstandsbereichs der Organisationssoziologie gibt er als Grundraster einer systematischen Organisationsanalyse vor, Organisation primär einmal umweltgetrennt zu betrachten und hier unabhängige bzw. abhängige Organisationsvariablen vorzustellen. Darauf wendet er sich im dritten Teil der Organisation in ihrer Umwelt zu. Als unabhängige Organisationsvariablen gelten ihm Ziele, Instrumente, Bedingungen (constraints) als abhängige Organisationsvariablen gelten: Strukturen (formal-informal Rollenstrukturen, Leitungsstrukturen, Autoritätsstrukturen), Funktionen (soziale/interne f, manifeste/latente) und Verhalten (zielorientiert/nichtzielorientiert). Diese Einteilung ist einleuchtend und pädagogisch sehr geschickt präsentiert. Der positive Eindruck wird verstärkt durch eine angenehme, nicht wissenschaftliche aufgebluffte Sprache, einen klaren, in einem Gesprächston vorgetragenen Argumentationsstil und vielfältige Beispiele aus allen Lebensbereichen, die das Gesagte illustrieren, wie Fussballclubs, Mafia (als "Organisation"?), Restaurants, Ministerialverwaltung, Parteien, Universitäten, usw. Die unkomplizierte Darstellung geht dabei – und das ist besonders anzuerkennen – keineswegs auf Kosten der Substanz. Unser Autor ist nämlich trotz allem im Stande, beinahe nebenbei den Stand der aktuellen wissenschaftlichen Diskussion zu resümieren und einen eigenen Standpunkt zu formulieren, wobei eine beachtliche Zahl klassischer und moderner Fachliteratur mitverarbeitet wird.

Trotz des insgesamt positiven Eindrucks sollen hier auch einige Schwachpunkte angedeutet werden, die z.T. auf die dem Autor auferlegte Beschränkung des Umfangs, z.T. aber auch auf seine gewählte Darstellungsart zurückzuführen sind:

1) Eine Reihe von Fachbegriffen, die in der Organisationssoziologie ihren festen Platz haben müssen, werden wohl "angetippt", aber nicht erklärt; so etwa die Machtdefinition von Weber (S. 83), die aber nicht dargelegt wird. Hier dürften der Nebenfachsoziologe und der Praktiker überfordert sein. In ähnlicher Weise ist zu fragen, ob diese Bezugsgruppe mit dem Strukturbegriff (S. 91), als "Zusammenhang von Elementen", viel weiter anfangen können. Schliesslich wird auch auf eine Abgrenzung zwischen Institution und Organisation nirgendwo versucht. Bedenklicher ist es hingegen schon, dass der Kürze der Darstellung offenbar ganze Bereiche zum Opfer gefallen sind. So wird auf die Entscheidungstheorien eigentlich nicht eingegangen und der Zusammenhang zwischen Organisationsform und Entscheidungstypus (Naschold) kaum problematisiert. Immerhin hätte die fundamentale Unterscheidung zwischen Routine- und Krisenentscheidungen eine Erwähnung verdient.

Wohl wird auf die Wichtigkeit der Kommunikation in Organisationen hingewiesen (S. 116), jedoch belässt es der Autor bei knappen zwei Seiten. Auch hier hätte man vielleicht eine andere Gewichtung vornehmen sollen, zumal die neuere Diskussion diesem Gebiet sehr stark angenommen hat (vgl. Goldhaber 1979, Katz 1980) und man im Grunde eine Organisationssoziologie unter kommunikationstheoretischen Gesichtspunkten schreiben könnte. Irgendwie hat der Autor das auch gespürt, denn als Schlussbemerkung gibt er einige Gebiete an, mit denen sich der Leser nach dieser Lektüre vertieft auseinandersetzen sollte. Das ist an sich richtig, aber es fragt sich doch, ob solche Probleme wie die der Organisationsmacht (!) und der Bürokratie (!), die in diesem Zusammenhang genannt werden (S. 176/177), eigentlich aus diesem Buch ausgeklammert werden dürften. Hier ist der Mut der Lücke doch etwas sehr gross. Ähnlich steht es mit der Humanisierungsdebatte, den Fragen der Selbstverwaltung und der Partizipation. Auch über sie geht der Autor hinweg.

2) Die letztgenannten Auslassungen hängen wohl eher mit dem Aufbau seines Buches zusammen: Endruweit ist nämlich der Auffassung, dass unter dem Stichwort "unabhängige Organisationsvariable" die Menschen, d.h. die Mitglieder und das Personal von Organisationen, den Instrumenten zuzuordnen seien. Er verwahrt sich ausdrücklich dagegen, Mitglieder als *eigene* unabhängige Variable zu betrachten (S. 54 ff., S. 77 ff.). Er schliesst sich ausdrücklich der Definition von Strutz (1976) an, wonach Organisationen zu kennzeichnen sind als "eine Anordnung von Menschen und Sachmitteln in der Weise, dass der Zweck in möglichst effizienter Form erreicht wird" (S. 77) und fährt weiter fort: "damit ist die Stellung des Menschen in der Organisation klar; er wird, auch wenn es dem humanistischen Idealisten garstig erscheint, zum Instrument der Organisation" (S. 77). Mit dem gleichen Recht könnte man zumindest auch behaupten, die Mitglieder seien Instrumente und Ziele, je nachdem, welchen Gesichtspunkt man untersucht. Man könnte sich ja sehr gut vorstellen, dass Organisationen ähnlich den Institutionen im Hinblick auf die Bedürfniserfüllung für Menschen analysiert werden. Durch die von Endruweit gewählte Betrachtungsweise erhält das ganze Buch jedoch einen etwas systemtheoretischen, den Menschen enthobenen, und wie Norbert Elias sagen würde "zustandssoziologischen" Aspekt. Der Mensch wird Element der Organisation, in der sein Verhalten einigermassen "lebensleer" wird. Die funktionierende Organisation steht im Vordergrund, hingegen treten die sozialen Zielsetzungen und Entscheidungen des Menschen, sein Sinnverständnis, die ihn beeinflus-

senden Normen und deren Rückwirkung auf die Organisation stark in den Hintergrund. Eine Soziologie, die Wirklichkeitswissenschaft sein will, wie zu Anfang betont wird, kann an solchen Fakten aber nicht vorbeisehen. So etwa genügt es nicht zu sagen, der Faktor "Wissen" sei kein selbständiges Instrument der Organisation (S. 83), was als unproblematisch impliziert, dass die Mitglieder dieses Wissen eben besitzen oder nicht. Interessant und lebenswichtig ist es für Organisationen zu wissen, wie differenziert sie es besitzen (vgl. die damit zusammenhängenden Entwicklungen in Selbstverwaltungsorganisationen). Ähnlich funktionalistisch gerät die Darlegung zur Rollenstruktur (S. 94 ff.), in der kein Platz gelassen wird für die immer mögliche, ja notwendige Rollendistanz. Man hat fast den Eindruck, als wenn man hier in die Nähe der Konzeption des 'oversocialized concept of man' gerät.

Diese Anmerkungen sollen den vorher dargelegten positiven Gesamteindruck dieses Einführungswerkes nicht schmälern. Aber wenn der von Endruweit zitierte *Tocqueville* (S. 171) recht hat, dass die 'science de l'association' die 'science mère' ist, dann darf gerade auch ein interpretativer, phänomenologischer Ansatz nicht fehlen (Silverman 1972). Erst so wird klar, wie hoch der auf offene Systeme abstellende Anspruch der Kontingenztheorie eigentlich ist (42 ff.). Solange eine solche Integration der verschiedenen Paradigmen nicht versucht wird, sind auch die Klagen über das Fehlen einer umfassenden organisationssoziologischen Theorie (S. 48) nur allzu selbstverständlich.

Probleme der Integration von Tibetern in der Schweiz – Anna Elisabeth Ott-Marti

Opuscula Tibetana, Fasc. 11. Rikon-Zürich 1980

Christian Giordano, Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie, Universität Frankfurt/M.

A.E. Ott-Marti legt in ihrem Buch interessante Materialien über die erheblichen Schwierigkeiten der Integration tibetischer Flüchtlinge in der Schweiz vor.

Diese Materialien wurden ausschliesslich mit Hilfe von qualitativen Methoden – insbesondere mit Hilfe von teilnehmender Beobachtung sowie mit nicht standardisierten (Tiefen-) Interviews – erhoben. Die Wahl der Erhebungstechniken ist im Hinblick auf die kulturspezifischen Handlungs- und Denkmuster der Tibeter, auf die relativ lange Untersuchungszeit (1971-74), sowie auf die Gesamtzahl der in der Schweiz lebenden Tibeter völlig legitim. Zudem zeigt das Buch ganz deutlich, dass die oben genannten – eher ethnologischen – Methoden, trotz ihrer schwierigen Anwendung, gerade bei der Untersuchung von nicht westlichen Gruppen, bzw. nicht mittelschichtspezifischen Strukturen unersetzlich sind. A.E. Ott-Marti wäre mit quantitativen Techniken gewiss nie zu solchen ausgiebigen und sehr differenzierten Informationen gekommen. Ich will diese hier kurz zusammenfassen.

Die Autorin beschreibt die gesamte "Zwischenwelt" der Tibeter, wobei sich mehrere Kategorien von Flüchtlingen unterscheiden lassen: Tibeter, die in einer Schweizer Familie aufgewachsen sind und Tibeter, die mit der eigenen Familie leben, ferner, Tibeter, die ihre Heimat noch erlebt haben, Tibeter, die in Indien aufgewachsen sind und schliesslich Tibeter, die in der Schweiz geboren wurden. Wohnen und Arbeiten betrachtet die Autorin als die zentralen Problemkomplexe (S. 34).

Beim Wohnen nimmt der Tibeter am stärksten seine soziale Benachteiligung sowie die Diskriminierung auf Grund ethnisch-rassischer Merkmale durch die schweizerische Mehrheit wahr. In diesem Zusammenhang stellen die schwierige

Wohnungssuche sowie die Zuteilung von ungeeigneten Wohnungen nur die auffälligsten Erscheinungen dar (S. 34-58).

Für den Tibeter bedeutet das Wohnen aber auch die Möglichkeit, sich eine Ersatzheimat zu "konstruieren": die Inneneinrichtung wird – abgesehen von gängigen Konsumgütern, bzw. Medienapparaten – möglichst traditionell gestaltet. Der buddhistische Hausaltar als wichtigster Punkt der Wohnung ist "der Brennpunkt, auf den sich alle nostalgischen Gedanken, alle Wünsche und Gebete, alle Sehnsucht nach einer Beheimatung, konzentrieren". (S. 38). Der Hausaltar hat somit nicht nur eine religiöse Funktion, sondern er symbolisiert auch die verlassene Heimat und verkörpert die gesamte tibetische Tradition.

Im Kapitel über die Arbeitswelt der Tibeter in der Schweiz (S. 59-88) zeigt die Autorin ganz deutlich die Akkulturationsschwierigkeiten am Arbeitsplatz auf. Der Tibeter kann seine traditionelle Arbeitsauffassung, wonach schmutzige, ja vielleicht sogar Handarbeit verpönt ist, kaum mit seiner reellen Tätigkeit meistens als Fabrikarbeiter vereinbaren. Darüberhinaus ist ihm die Identifizierung mit dem Betrieb sowie das persönliche Erwerbsmotiv völlig fremd. Die Autorin weist dadurch nach, dass bei den Tibetern nicht nur die normative Integration, sondern auch die funktionale auf erheblichen Barrieren stösst.

Ähnlich interessante Daten über Akkulturationsprobleme hat die Autorin in den Bereichen Bildung und Freizeit erhoben (S. 89-134). Da die Tibeter traditionell mit mnemonisch-reproduzierendem Lernen vertraut sind, bekommen sie oft mit den fremden westlichen, logisch-systematisierenden Lernmethoden der Schule Schwierigkeiten. Hinzu kommt – mit Ausnahme der Tibeter, die in Schweizer Familien aufgewachsen sind – das sprachliche Problem. Die Konsequenz scheint somit eine verminderte Leistungsfähigkeit sowie eine geringere Belastbarkeit der tibetischen Schüler zu sein, so dass für die meisten die höhere Schulbildung (Gymnasium, Hochschule) praktisch verschlossen bleibt.

Die tibetische Kultur kennt keine klare Trennung zwischen Arbeit und Freizeit, dies führt dazu, dass die Tibeter in der Schweiz mit ihrer Freizeit scheinbar wenig anfangen können. Um das "schwarze Loch" der Freizeit zu überbrücken, stürzen sie sich – insbesondere diejenige, die ausserhalb des Sippenverbandes leben – in Aktivitäten wie etwa zusätzliche Arbeit, exzessives Konsumverhalten, starker Genuss von Alkohol und Tabak. Unproblematischer scheint dagegen die Freizeit bei tibetischen Festperioden, währenddessen das Leben wie in der verlassenen Heimat verläuft.

Akkulturationsschwierigkeiten, Diskriminierungen durch die schweizerische Mehrheit, soziale Benachteiligung, etc., können, wie die Autorin andeutungsweise vermutet, zu psycho-physischen Erkrankungen. Darüber hätten wir von A.E. Ott-Marti, die Psychologin ist, mehr erfahren wollen. Leider befasst sie sich im vorliegenden Buch allzu wenig mit den Mechanismen, die zwischen Kulturkonflikt und Krankheit bestehen.

Im Kapitel über Gesundheit und Wohlbefinden (S. 182-196) wird zwar ständig auf die psycho-physische Traumatisierung der Tibeter im neuen schweizerischen Milieu hingewiesen, es fehlt jedoch sowohl eine scharfe Typologie der verschiedenen Krankheitsbilder als auch der deutliche Nachweis, dass der krankhafte Zustand in Verbindung mit dem Kulturkonflikt steht.

Diese Fülle von Informationen wird nun von der Autorin in einen integrationstheoretischen Bezugsrahmen gestellt. Hier liegt aber die Hauptschwäche des ganzen Buches, denn es besteht eine frappante Diskrepanz zwischen der hohen Qualität der empirischen Daten und der Bescheidenheit des theoretischen Ansatzes.

Um die Akkulturationsprobleme der Tibeter in der Schweiz zu interpretieren, geht A.E. Ott-Marti von der Anomie-Theorie von R.K. Merton aus. Spätestens seit

der symbolisch-interaktionistischen bzw. ethnomethodologischen Argumentation ist aber die erwähnte Anomie-Konzeption ernst in Frage gestellt worden. Die zwei letztgenannten "Schulen" sind im Hinblick auf die Verwendung von Begriffen wie Anomie und abweichendes Verhalten sehr skeptisch und schlagen vor sie durch neue unbelastete Begriffe wie "negative" soziale Identität, bzw. Kontra-Normsysteme (F. Cancian) zu ersetzen. Damit wollen sie, mit Recht, die Perspektive der Akteure – d.h. den weberschen "subjektiv gemeinten Sinn" – stärker berücksichtigen.

Gerade bei der Untersuchung von ethnischen Minderheiten wird, meiner Meinung nach, die bemängelte fehlende Optik der Handelnden und daher der implizite Ethnozentrismus im mertonischen Ansatz deutlich. Aus welcher Perspektive handeln nun die Tibeter anomisch, aus der Optik der schweizerischen Mehrheit oder aus der des Forschers? Beinhaltet ihr Verhalten tatsächlich eine "Dissoziation", oder ist es vielleicht – aus dem eigenen Blickwinkel her betrachtet – doch eine völlig sinnvolle, auf dem Kausalitätsprinzip beruhende Strategie zur Bewältigung von Alltagsproblemen?

Dementsprechend ethnozentrisch gefärbt sind sowohl die Indikatoren für Anomie als auch die Modi der individuellen Adaptation (S. 24-30). Misstrauen, Fatalismus, Apathie, sozialer Ritualismus, Reatretismus, etc., sind im Grunde soziologische Bezeichnungen, die die beschriebenen Denk- und Handlungsstrukturen als "irrational" oder – im besten Falle – als realitätsfremd abqualifizieren. Die Vorstellung, dass solche Verhaltensmuster doch eine präzise rationale Begründung besitzen könnten, wird vom mertonischen Ansatz nicht im entferntesten in Erwägung gezogen.

Die arrogante Absurdität dieses Ansatzes lässt sich am eindrucklichsten am Beispiel mehrerer Überlagerungsgesellschaften – ich meine insbesondere die mediterranen Gesellschaften – nachweisen, in der die genannten Indikatoren der Anomie sowie die Modi der Anpassung also "normale", sinnvolle, legitime Denkmuster und Handlungsweisen betrachtet werden. Irgendwie verspürt die Autorin diesen impliziten Ethnozentrismus und versucht ihn demzufolge, mit einschränkenden Bemerkungen im Text und mit Fussnote auszumerzen. Im Kapitel über die Integrationschancen der Tibeter zeigt sich aber gerade ganz deutlich, wie diese zurückhaltenden Kritikversuche völlig unzureichend sind, denn die Autorin plädiert im Endeffekt für eine – zwar langfristige – Integration-Assimilation als Überwindung des anomischen Zustands. Anomie ist "anormal", sie muss daher unbedingt, so schnell wie möglich, durch totale Akkulturation behoben werden! Dieses ist das Leitmotiv von A.E. Ott-Mart im letzten Kapitel. Die Autorin fragt sich aber nicht, ob ein solches Ziel überhaupt realistisch und für die Tibeter plausibel und akzeptabel ist.

Der Untergang des nordamerikanischen "Melting-Pot"-Traums, das Weiterbestehen einer ausgeprägten ethnisch-kulturellen Rangstaffelung in der Sowjetunion, der libanesische Bürgerkrieg, die zunehmende "Pluralität" der europäischen Industrieländer zeigen ganz deutlich, wie vorsichtig man in Bezug auf die Vollständigkeit von Akkulturationsprozessen sein muss. Kontaktprozesse in unseren komplexen Gesellschaften leiten also nicht so sehr unmittelbare "gleitende" Assimilationsvorgänge ein, sondern sie zeigen eher, dass Akkulturation nur partiell sein kann.

Bereits ältere Studien über Einwanderer in Amerika haben diesen Sachverhalt sehr deutlich erkannt. Park und Miller sprechen 1921 von den "Oldworld Traits Transplanted", d.h. von den Verpflanzungen von Verhaltensorientierungen und Objektivationen der "Alten Welt". Auch Wirth in seinem klassischen Werk "The Ghetto" hält vollständige Akkulturation für unmöglich, wobei er sogar die Ghettoisierung als eine "Garantie" gegenseitiger Toleranz zwischen Einheimischen und

Zugezogenen ansieht und zudem auch als eine Möglichkeit für die Zuwanderer, ihre ethnisch-kulturelle Eigenständigkeit zu behalten.

Die Autorin hätte durch einen wenig ethnozentrischen Ansatz gewiss andere realistischere Alternativen für die Tibeter vorschlagen können, etwa die Bildung von subkulturellen Segmenten oder die Auffindung von kulturellen "Nischen"; d.h. Alternativen, die die kulturelle Eigenständigkeit der Tibeter in der Schweiz garantieren und zugleich die innerindividuellen, bzw. interkulturellen Konfliktpotentiale vermindern.

Trotz dieser Kritik ist das Buch eine anregende und empfehlenswerte Lektüre für jeden Theoretiker, bzw. Praktiker, der sich mit der Frage der interkulturellen Dynamik auseinandersetzt.

Drogen-, Alkohol- und Tabakkonsum
Ein Beitrag zur Epidemiologie und Ätiologie bei jungen
Erwachsenen — Martin Sieber und Jules Angst

unter Mitarbeit von Johann Binder, Bern, 1981 (Huber) 269 Seiten, Abbildungen,
Tabellen, kartoniert SFr. 31.—

Walter Weiss, ISPA, Institut suisse de prophylaxie de l'alcoolisme, Lausanne

Rund 10 Jahre nachdem der Konsum illegaler Drogen in der Schweiz grösseres Ausmass angenommen hat, veröffentlicht die vorliegende Studie empirische Daten zu diesem Problemkreis, die zwischen 1971 und 1978 erhoben worden sind. Die Untersuchung ist geeignet, die Diskussion um dieses soziale Problem in einem doppelten Sinne zu versachlichen: zum einen, indem sie versucht, ein realistisches Bild über Entwicklung und aktuelles Ausmass des Konsums — einschliesslich der zu erwartenden Tendenzen — aufzuzeichnen und zum anderen, indem sie die Problematik des Konsums illegaler Drogen an der von Alkohol und Tabak misst oder besser gesagt daran relativiert: "Die Wertung der Untersuchungsergebnisse lässt u.a. den Schluss zu, dass der spektakuläre Konsum illegaler Drogen den in weit grösserem Ausmass gestiegenen Alkoholkonsum und den erst seit wenigen Jahren leicht rückläufigen Tabakkonsum zu Unrecht aus dem Interessenkreis der Öffentlichkeit verdrängt hat" (S. 6). Liest man später, dass der Vergleich bezüglich des Alkoholkonsums einzig auf der Anzahl insgesamt erlebter Alkoholrösche beruht, so erscheint dieser Schluss allerdings etwas gewagt. Im übrigen lässt er sich so global durch andere Erhebungen mit Indikatoren über den habituellen Konsum auch nicht stützen.

Dem ersten, von Johann Binder verfassten Teil der Studie liegen Daten zugrunde, die 1971 und 1978 anlässlich der militärischen Aushebung des Kantons Zürich erhoben worden sind. Zur Ergänzung wurden in den besagten Jahren je eine Stichprobe von 20jährigen Frauen des selben Kantons schriftlich befragt. Anhand des Vergleichs der beiden Querschnittserhebungen wird über 40 Seiten in prägnanter Form die Entwicklung bzw. Veränderungen der Verbreitung des Drogenkonsums dargestellt und im Hinblick auf mögliche Massnahmen der Prävention und Drogenerziehung diskutiert. Mindestens was die illegalen Drogen angeht, sind keine bedeutsamen Veränderungen festgestellt worden: Der Konsum gemessen an der Zahl der 19 bzw. 20jährigen mit Drogenerfahrung hat sich stabilisiert; das Stadt-Landgefälle scheint sich auszugleichen; das Alter des Erstkontakts mit Cannabis ist im Untersuchungszeitraum zwar gesunken, ohne dass jedoch die Zahl der drogenerfahrenen Jugendlichen zugenommen hätte. Nach Binder ist dies vermutlich dadurch zu erklären, "dass die Vorverlagerung des ersten Drogenkontakts weniger ein Hinweis ist auf eine Verschärfung des Drogenproblems in unserer

Gesellschaft, sondern ein Ausdruck dafür, dass Drogen heute ein Bestandteil der Gesellschaft sind, in welche die Jugendlichen hineinwachsen" (S. 75f). Dem ist freilich entgegenzuhalten, dass in der Rate der im Untersuchungszeitraum stetig und um ein Vielfaches gestiegenen Todesfälle als Folge des Konsums illegaler Drogen durchaus ein Hinweis gesehen werden kann, der für eine Verschärfung spricht.

Dieser epidemiologischen Bestandsaufnahme wird in einem zweiten, dem Hauptteil der Studie, das Ergebnis einer Längsschnittserhebung zur Seite gestellt. Die Kontrolle der Konsumgewohnheiten von 840 Männern, die erstmals bei der erwähnten Gelegenheit und nach Verlauf von 3 Jahren (1974) ein zweites Mal befragt wurden, erlaubt Aussagen über Veränderungen bezüglich des Drogenkonsums auf individuellem Niveau. Hier zeigte sich, dass die Attraktivität von illegalen Drogen, vorab von Cannabis, in der späten Adoleszenz ihren Kulminationspunkt erreicht. Etwas vereinfachend gesagt, stellt der Konsum dieser Stoffe somit in der Mehrzahl der Fälle ein episodales biografisches Phänomen dar. "Der Anteil der Personen, die nach dem 19. Altersjahr mit dem Konsum von Drogen *aufhören*, ist mit 13,6% mehr als doppelt so gross wie der Prozentsatz derjenigen Männer, die damit beginnen" (S. 154). So weit die Studie in dieser Art beschreibt, muss man allerdings erwähnen, dass die jüngste Datenerhebung immerhin 7 Jahre zurückliegt. Das Risiko ist somit relativ gross, dass gerade bei in unserer Kultur so "jungen" Drogen wie Cannabis ein Befund etabliert wird, der durch die Realität bereits überholt ist. (Ein Beispiel dafür findet sich denn auch im Text selbst, wenn man die Beschreibung der Cannabiskonsumenten von 1978 in Teil 1 mit der von 1974 in Teil 2 vergleicht).

Weniger problematisch ist das Alter der Daten, wo es – und das ist das erklärte Ziel dieses Teils der Studie – um Ätiologie geht. Die Autoren standen hier vor der Frage, "ob einige wenige theoriegebundene Hypothesen überprüft werden sollten oder ob ein eher breit gestreuter Fragenkatalog sinnvoller wäre" (S. 95). Man entschied sich im Hinblick auf den epidemiologischen Ansatz und den Stand der Forschung für das Letztere, für "das Herausarbeiten und Isolieren von wichtigen Variablen, die mit dem missbräuchlichen Konsum in Zusammenhang stehen" (aa0). Das ist zumindest ehrlich und erspart dem Leser das Suchen nach einer theoretischen Struktur in der (gut 120 Seiten umfassenden) Beschreibung der untersuchten Beziehungen etwa zwischen Schulbildung, Berufsstatus, familiärer Situation, sozialer Integration, Gesundheits- und Freizeitverhalten sowie der Persönlichkeit (gemessen mit dem Freiburger Persönlichkeits-Inventar) und dem Konsum von legalen und illegalen Drogen. Schon diese (unvollständige) Aufzählung lässt erahnen, dass hier fast jeder etwas findet, was in sein eigenes Konzept passt. Das ist salopp ausgedrückt, aber die Frage drängt sich in der Tat auf, ob man denn mit einer solchen Forschungsstrategie in absehbarer Zeit und mit vertretbarem Aufwand zu stringenter Theoriebildung finden wird. Die vorliegende Arbeit jedenfalls scheint eher pessimistische Befürchtungen zu bestärken als das Gegenteil zu beweisen. So liest sich der abschliessende Abschnitt "Standortbestimmung und Ausblick" wohl symptomatischerweise wie eine zweite, eine nachgereichte Einleitung, in deren Verlauf die Autoren rasonieren: "Möglicherweise ist es aber heute noch zu früh, theoretische Modelle der Kausalzusammenhänge zu überprüfen. Es muss vorerst eine umfassendere und eingehendere Analyse analog der ersten beiden Abschnitte (dieser Studie/W.W.) durchgeführt werden, d.h. die bis heute gefundenen Merkmalszusammenhänge sind oft Zusammenhänge zu 'Oberflächenmerkmalen', deren genauere Bedeutung näher untersucht werden muss" (S. 231). Dieser letzten Feststellung kann man nur zustimmen. Nun wird allerdings am Beispiel des Merkmals "Depressivität", dessen Zusammenhang mit dem Konsum von Drogen gut belegt ist, noch vorgeführt, wie dies zu verstehen ist: nämlich dahingehend, dass das

fragliche Symptom – so ist "Oberflächenmerkmal" doch wohl in die wissenschaftliche Alltagssprache zu übersetzen – nach einzelnen Aspekten zu unterscheiden und deren je spezifischer Einfluss auf das Konsumverhalten zu ermitteln sei. Danach würde es also schon genügen, dieses Symptom präziser zu erfassen, um sich einer Erklärung für das interessierende Verhalten zu nähern. Wer an Ätiologie interessiert ist, wird da den eben zitierten Vorschlag der Autoren gegen diese selbst verteidigen wollen; den Vorschlag, nach der tieferen *Beudeutung* von Symptomen etwa aufgrund der diese evozierenden (sozialen) Erfahrungen zu suchen, um dann weiter zu fragen nach möglichen Zusammenhängen zwischen solcher Erfahrung und der Motivation zu Drogenkonsum. Dies gilt dann natürlich nicht für Persönlichkeitsmerkmale, sondern erst recht für die erwähnten soziologischen Kriterien. Aber dabei wird man nicht (mehr) ohne theoretische Modelle auskommen.

Die Arbeitszufriedenheit von Unternehmern und Mitarbeitern in gewerblichen Betrieben – Hans Jost Pleitner

Schriftenreihe des Schweiz. Instituts für gewerbliche Wirtschaft an der Hochschule
St. Gallen für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften/Duncker & Humblot
Berlin, München und St. Gallen 1981.

Peter A. Abplanalp, Bonstetten

Seit die Diskussion um die "Qualität des Arbeitslebens" aus den Wissenschafts-Stuben in die Direktionsetagen vorgedrungen ist, hat sich auch das Interesse an der Arbeitszufriedenheit wieder verstärkt. Die Vorliebe für dieses Thema hat Geschichte. Nach gewissen Schätzungen finden wir heute in der Literatur gegen 5000 Arbeiten, die sich mit dem Phänomen der "white collar woes" und der "blue collar blues" auseinandersetzen.

Pleitner fügt nun diesem Harst einen weiteren Titel hinzu, mit dem Ziel, einen breiten Aufriss der strukturellen Gegebenheiten und Probleme um den Faktor Arbeit im Gewerbe aus dem Blickwinkel der Arbeitszufriedenheit vorzulegen und nach möglichen Gründen für die aktuellen Personalprobleme (Abwanderung) in diesem Wirtschaftszweig zu forschen.

Pleitners empirische Arbeit hebt sich in methodischer Hinsicht wohltuend von vielem ab, was man heute in diesem Bereich anzutreffen gewohnt ist. Der einleitende erste Teil belegt sowohl den Sachverstand wie die Sorgfalt des Autors bezüglich der Anlage dieser umfangreichen empirischen Studie, wenn mir auch in diesem Kapitel die Bezüge auf Adorno, Wittgenstein, Hegel und Kant schon eher etwas zufällig erscheinen.

Vermutlich, weil aus Zeit- und Kostengründen kaum verschiedene Methoden eingesetzt werden können, erhebt auch Pleitner die Daten für seine Analyse mit Hilfe eines Fragebogens. Darin liegt eine klare Beschränkung, der sich der Autor allerdings bewusst ist, und die deshalb wenig ins Gewicht fällt, zumal Pleitner den Leser an verschiedenen Stellen vor übereiligen Daten-Interpretationen warnt.

Der zweite Teil der Untersuchung liefert die Interpretationen zu den 10 aufgrund von Plausibilitätsüberlegungen einbezogenen Arbeitszufriedenheits-Faktoren.

Dabei werden die Daten hinsichtlich zweier Dimensionen ausgewertet:

- die Arbeitszufriedenheit von Unternehmern und Mitarbeitern in gewerblichen Betrieben wird verglichen;
- die Arbeitszufriedenheit von Mitarbeitern in gewerblichen und in grossen Betrieben wird gegenübergestellt.

Die meisten Ergebnisse überraschen allerdings wenig. Ein positiver Zusammen-

hang zwischen dem Gefühl etwas zu leisten und der Zufriedenheit aus der Leistung wird ebenso vermerkt, wie die Einsicht, dass die positive Einschätzung der Position eines gewerblichen Mitarbeiters durch seinen Chef die Zufriedenheit günstig beeinflusst. Ebenfalls korrelieren kleine Produktionseinheiten sowie ein hoher Abwechslungs- und Freiheitsgrad mit hoher Zufriedenheit. Wenig überraschend ist auch, dass die Zufriedenheits-Quote bezüglich der Übernahme von Verantwortung bei jenen Mitarbeitern am höchsten ist, "bei denen der Wunsch mit der Wirklichkeit übereinstimmt" (S. 106) sowie "dass das Empfinden, bei der Arbeit zu lernen, die Zufriedenheit positiv beeinflusst" (S. 116).

Das Format der Vorgesetztenpersönlichkeit scheint die Zufriedenheit ebenso zu beeinflussen wie die Mitsprachemöglichkeit bezüglich der eigenen Arbeitssituation. Vertrauen hat genauso positive Wirkungen auf die Zufriedenheit wie die Höhe und die Sicherheit des Einkommens. Ebenso scheint es im Gewerbe an den menschlichen Beziehungen wenig zu mangeln, wenn auch die Kontaktzufriedenheit mit zunehmender Betriebsgrösse abnimmt.

Die Arbeitsbedingungen scheinen im Gewerbe eher besser zu sein als in der Industrie. Doch hier wie dort wirken sich mangelhafte Arbeitsbedingungen (wie Dreck, Lärm usw.) sowie zu lange Wege zum Arbeitsort negativ auf die Arbeitszufriedenheit aus.

Der dritte Teil setzt sich mit der Arbeitszufriedenheit als Gesamtphänomen auseinander. Aus einsehbaren Gründen wird diesem Problem allerdings weniger Raum gewidmet als der Analyse der Einzelphänomene im vorigen Kapitel. Auch hier entsprechen die Ergebnisse dem, was aus ähnlichen Umfragen mittlerweile öfters bestätigt worden ist. 88% der Mitarbeiter in gewerblichen Betrieben und gar 96% der Unternehmer in diesen Betrieben äussern sich "sehr zufrieden" oder "zufrieden".

Diesem eindimensionalen Wert stellt Plattner eine Betrachtung des Verhältnisses der einzelnen Zufriedenheitsfaktoren zueinander gegenüber, wobei er die Bedeutung der Einzelfaktoren zum einen direkt abfragt und zum andern über Indexfragen ermittelt. Für die Mitarbeiter erweisen sich nach diesem Vorgehen die Faktoren Anerkennung, menschliche Beziehungen und Leistungsgefühl als besonders wichtig, für die Unternehmer hingegen die Art der Tätigkeit sowie die Übernahme von Verantwortung. Wenn die Grössen Macht und Einfluss bei den Selbständigen die letzten (unbedeutenden) Plätze belegen, so überrascht uns das wohl dann nicht, wenn wir uns die im allgemeinen negative Bedeutung dieser Begriffe vergegenwärtigen. Diese Rangfolge könnte sich somit durchaus auch als Konsequenz einer methodenbedingten Verzerrung ergeben.

Durch Faktorenaggregation errechnet Pleitner nochmals einen Wert der Gesamtzufriedenheit, der etwas hinter demjenigen aus der Globalfrage zurückbleibt.

Hier darf wiederum lobend hervorgehoben werden, dass der Autor sehr differenziert die methodischen Probleme seines Vorgehens (Indexbildung) erkennt und beleuchtet und damit den Leser vor einer allzu leichtfertigen Ausdeutung der errechneten Werte warnt.

Im vierten und letzten Teil schliessen sich Überlegungen zu den Auswirkungen der Arbeits-Unzufriedenheit und über die Möglichkeiten zur positiven Beeinflussung von Arbeitszufriedenheit an.

Für die Beantwortung der ersten Frage stehen dem Autor allerdings keine selbst erhobenen Daten zur Verfügung. Seine Ausführungen beschränken sich deshalb auf das Referieren der nicht sehr einheitlichen Auffassungen in der gängigen Literatur und münden in die vorsichtig formulierten Feststellungen, dass Arbeits-Unzufriedenheit allenfalls auf die Absenzhäufigkeit und auf die Möglichkeit eines Stellenwechsels einen entsprechend ungünstigen Einfluss ausüben kann. Allerdings

ist mir nicht ganz einsichtig, wie Pleitner angesichts des recht diffusen Bildes, das die bisherigen Forschungen skizzieren, die Bemerkung wagt, dass "die AZ bzw. AUZ nicht irgend ein psychologisches Phänomen ohne nennenswerte Bedeutung für den Betrieb darstellt, sondern eine Grösse von schwer zu unterschätzender wirtschaftlicher Tragweite" (S. 230). Fast scheint mir, als liesse sich die gesamte bisherige Forschung auch durch eine gegenteilige Feststellung zusammenfassen.

Die Beeinflussung der Arbeitszufriedenheit soll nach Meinung des Autors bei jenen Faktoren am ehesten angesetzt werden, bei welchen sich ein besonders grosser Unterschied zwischen der erklärten Bedeutung (Faktoren die als wichtig für die AZ eingeschätzt werden) und der errechneten Bedeutung (Faktoren die derzeit nur ungenügende AZ-Beiträge erbringen) ergibt. In der vorliegenden Studie sind dies die Faktoren Anerkennung, Einkommen und Entwicklungsmöglichkeiten bei den gewerblichen Mitarbeitern sowie Arbeitsleistung, Organisation, Führung und Entwicklungsmöglichkeiten bei den Unternehmern.

Die Therapievorschläge bewegen sich im gewohnten Rahmen und umfassen Empfehlungen wie regelmässige Anerkennung, systematische Leistungsbewertung und Gehaltsfindung, verstärkte Delegation von Ausfhrungskompetenzen, Weiterbildung und Erfahrungsaustausch sowie kompetente Planung und Information. Aufgrund der Studie lässt sich vermerken, so stellt Pleitner abschliessend fest, dass sich die Abwanderung qualifizierter Arbeitskräfte aus dem Gewerbe nicht generell durch ein Manko an Arbeitszufriedenheit erklären lässt. Immerhin – so der Autor weiter – bieten die erläuterten Ergebnisse ein Muster möglichen Vorgehens an, wenn sich in einem betriebsinternen Fall die Notwendigkeit zu einer Ueberprüfung der Arbeitszufriedenheit aufntigt.

Das sind zwar durchaus Ergebnisse. Dennoch werde ich nach der Lektüre des fast 600-seitigen Werkes irgendwie den Eindruck nicht los, dass hier – wie auch bei anderen Untersuchungen zur Arbeitszufriedenheit – dem Papierberg eine Buchstabenmaus entschlüpft ist.

Daran vermögen auch die amüsanten und Gelehrsamkeit erweisenden Einstreuungen aus der Weltliteratur, die von Goethe und Schopenhauer bis hin zu Wilhelm Busch und Eugen Roth reichen, wenig zu ändern. Es scheint als gelte hier besonders, was Thomas Henry Huxley einmal gesagt hat, dass nämlich Wissenschaft nichts ist, als geordneter und erprobter gesunder Menschenverstand.

Trotzdem – das sei hier deutlich vermerkt – ist Pleitners Studie für jeden lesenswert, der sich aus theoretischem oder aus praktischem Interesse mit dem schwierigen Konzept "Arbeitszufriedenheit" auseinandersetzen will. Der Text bietet einerseits dem theoretisch Interessierten ebenso kompetente wie umfassende Einblicke in die vielfältige Literatur zu diesem Problemkreis und erhellt ihm andererseits – wie schon mehrfach erwähnt – in überzeugender Weise die mit einer empirischen Erfassung verknüpften methodischen Probleme. Auch dem Praktiker vermag der Text sicher manche Anregung zu geben, zumal der Autor nicht der Versuchung erlegen ist, Wissenschaftlichkeit durch besonders gezielte Unverständlichkeit der Sprache vorzutäuschen.

Soziologie im Alltag: eine Einführung – Birgit Dechmann, Christiane Ryffel

Beltz, Weinheim und Basel, 1981

*Jeanne Tselicas, Soziologisches Institut der Universität Zürich,
Apollostrasse 2, 8032 Zürich*

Beim Buch von Dechmann und Ryffel handelt es sich nicht um eine Einführung in soziologische Theorie, sondern – wie es übrigens der Titel "Soziologie

im Alltag" vermuten lässt – um eine Einführung in soziologisches Denken für Laien und Anfänger, "egal, ob sie Sozialarbeiter, Hausfrau oder Lehrer sind" (S. 9). Meinem Versuch, es entsprechend unvoreingenommen zu lesen, war Erfolg beschieden: es war eine anregende und spannende, bisweilen verärgrende, also insgesamt eine vergnügliche Lektüre.

Die Hauptthese des Buches, wie sie im ersten Kapitel ausgeführt wird, ist die folgende: Alltagssituationen lassen sich durch soziologisches (später heisst es dann auch "systemisches") Denken als ziemlich klar strukturierte Gebilde erkennen; alltägliche Denkweisen ("individualisierendes Denken") verhindern sehr oft die Einsicht in diese Struktur und verstellen Lösungsmöglichkeiten in als schwierig erlebten Situationen. Die folgenden vier Kapitel des Buches nehmen diesen Gedanken wieder auf und stellen auf den vier Ebenen "Individuum", "Kleingruppe", "Organisation" und "Gesellschaft" soziologische Begriffe und Theorieansätze bereit, die es dem Leser erlauben sollen, seine Lage als Angehöriger dieser Gesellschaft besser zu verstehen.

Das zweite Kapitel, über das Individuum, ist zwangsläufig relativ kurz. Es erklärt, dass und wie gesellschaftlich vermittelte Konzepte auch die scheinbar einmaligen, individuellen Wahrnehmungen und spontanen Verhaltensweisen prägen. Das dritte Kapitel zeigt dann auf, auf welche Weise die Strukturen, die sich in Kleingruppen meist unkontrolliert bilden, auf der Zuweisung von Quasirollen an die einzelnen Teilnehmer durch die anderen beruhen – Quasirollen, die zugleich auch "gewählt" und ausgefüllt werden durch die Einzelnen gemäss ihren Vorstellungen von sich selbst, den anderen und den der Situation angemessenen Rollen. Die Diskussion dieser Zusammenhänge erfolgt nicht abstrakt, sondern anhand von Beispielen, wobei man einigen der Figuren, die hier auftreten, auch in den späteren Kapiteln immer wieder begegnet. Das vierte Kapitel ist dem Verhalten von Menschen in Organisationen gewidmet. Begriffe wie "mechanistische" und "organische" Organisation (als zwei extreme Formen der Strukturierung von Organisationen) und vor allem der Begriff der Rolle stehen hier im Zentrum. Konflikte und Probleme von Mitgliedern von Organisationen werden analysiert, besprochen und Veränderungsmöglichkeiten erörtert. Das letzte Kapitel schliesslich zeigt auf, wie in der Gesellschaft Statuspositionen verteilt sind, wie die Schichtzugehörigkeit das Leben und die sozialen Konzepte der Gesellschaftsmitglieder bestimmt und welche Wege es gibt, zumindest auf der individuellen Ebene durch grössere Offenheit und Bereitschaft zum Verstehen anderer Normen und Lebensweisen Handlungsweisen zu entwickeln, die einer Stabilisierung entgegenwirken.

Diese etwas trockene Inhaltsdarstellung wird dem Buch nun aber nicht gerecht. Ebenso wichtig wie die Inhalte und für das Buch kennzeichnender sind die lebendige, ganz auf die klärende Analyse von Situationen ausgerichtete Darstellung, die vielen Illustrationen (Schemata, Statistiken, Zeichnungen), und die an geeigneten Stellen eingeschobenen Fragenkataloge zuhanden des Lesers, der damit eingeladen wird, seine eigene Situation anhand der neu eingeführten Konzepte auch gleich zu überdenken. Hervorzuheben sind schliesslich die über das Buch verstreut eingeschobenen "Werkstattgespräche" zwischen den Autorinnen, in denen über das Erreichte sowie über die noch anstehende Arbeit reflektiert wird. Damit wird dem Leser ein Einblick in die Genese des Buches gegeben und in die Ideen und Absichten, die die Autorinnen damit verbinden.

Wie gesagt, will das Buch alltägliche Phänomene mithilfe soziologischer Konzepte für den Laien durchsichtiger machen; es ist kein Beitrag zur soziologischen Theorie und es wäre deshalb unangemessen, es im Hinblick auf die verwendeten Methoden und Theorien wie einen solchen zu kritisieren. Trotzdem seien hier zumindest einige Fragen notiert, die sich bei der Lektüre stellten. So lösen meines

Erachtens die "Werkstattgespräche" Fragen und Probleme erstaunlich schnell (z.B. S. 12); ebenso stösst die Analyse von Problemsituationen im Text selten auf fundamentale Schwierigkeiten: der Effekt ist ein lockerer, optimistischer Einschlag, der dem Buch sehr gut ansteht, nicht aber immer befriedigend ist: verschiedene Schwierigkeiten beruhen nämlich nicht auf "individualisierendem Denken" allein, sondern auf strukturellen Zwängen. Ein weiterer Punkt: soziologische Klassifikationen und Ansätze werden von den Autorinnen als Folie eingesetzt, auf deren Hintergrund die Analyse von verschiedenen interessanten Gegebenheiten möglich wird. Die Grössen, mit denen die Analyse operiert, werden aber kaum reflektiert, sondern eingesetzt; die Veränderungen, zu denen das Buch anregen will, sind vorab Veränderungen im Rahmen des Bestehenden.

In engem Zusammenhang dazu gehört z.B., dass das 5. Kapitel (Angewandtes soziologisches Denken auf der Gesellschaftsebene) einen zwar kurzen, aber recht klaren Einblick in die Schichtstruktur unserer Gesellschaft vermittelt, die Problematik wird aber durch die verwendeten Beispiele sozusagen umgebogen: Möglichkeiten der Veränderung werden illustriert als Verhaltensänderungen im Privatbereich, idem z.B. durch "Voneinanderlernen und gegenseitiges Akzeptieren" (S. 219), die Folgen von Schicht- und Kulturunterschieden entschärft werden.

Dadurch werden jedoch die strukturellen Ursachen von Ungleichheiten, die effektiv nur kollektiv angegangen werden können, kaum tangiert.

Obwohl mir dieser letzte Mangel ein ziemlich zentraler scheint, können die gemachten Einwände das Verdienst des Buches kaum schmälern: der sich nicht akademisch mit Soziologie befassende Leser findet hier eine Einführung, die ihm Informationen über seinen Alltag vermittelt, Anregungen und Hinweise auf Handlungsmöglichkeiten gibt, die nicht einfach auf der Hand liegen und trotzdem auf dem Hintergrund der Diskussion in dem Buch jene gewisse Selbstverständlichkeit erhalten, die nötig ist, um ihn zu eigenem Probehandeln zu ermuntern. Zudem ist das Buch klar fasslich, anregend und fast überall leicht verständlich geschrieben.

Sicher ein Buch, das bisher **gefehlt** hat! Es ist ein Anfang in dem wichtigen Versuch, die Soziologie endlich an den Mann bzw. die Frau zu bringen.

Sociologie de la paysannerie. Approche pluraliste de la collectivité paysanne du Val-de-Travers — François Hainard

Lang (Publications Universitaires Européennes, série XXII, vol. 63),
Bern/Frankfurt a.M./Las Vegas

Peter Arnold, Faculté des Sciences économiques et sociales, Genève

A l'étranger, l'image de marque de la Suisse garde probablement, à côté des montagnes (berceau du tourisme), des montres (symbole de la "qualité helvétique") et des banques (refuges prospères ou "monstres froids", suivant les points de vue), une très forte empreinte agricole où l'emmenthal/gruyère, le chocolat, le cor des alpes et la "youtze" ainsi que l'armailli montant à l'alpage doivent faire bon ménage. **Même s'il est grossièrement déformant, ce stéréotype peut réclamer une parcelle de vérité. La Suisse, un des pays les plus riches du monde, des plus industrialisés et des plus tertiariés, est en effet encore teintée d'une profonde ruralité. La taille de ses localités et de ses entreprises est souvent plus proche des bourgs ruraux et des ateliers artisanaux ou des fermes paysannes que des métropoles et des grands complexes industriels. Le poids politique des agriculteurs, qui pourtant ne forment plus que 4 à 5 % de la population, reste considérable. Le folklore est aussi vivant**

qu'il est nostalgique d'un passé campagnard harmonieux. Dans l'auto-définition du "caractère suisse", la référence aux supposées vertus paysannes est constante.

On peut donc s'étonner à juste titre du faible intérêt que nous, sociologues, avons accordé jusqu'à présent aux producteurs agricoles de notre pays et aux aspects ruraux de la société globale dans laquelle nous vivons. Nous avons laissé ce soin aux spécialistes de la "Völkerkunde", aux agronomes et aux planificateurs régionaux — ou aux ethnologues américains. Ce n'est pas un des moindres mérites de l'ouvrage que François Hainard consacre à la collectivité agricole du Val-de-Travers, que de nous avoir rappelé cette étrange lacune, tout en se proposant de poser les fondements d'une sociologie des paysanneries suisses.

Fils d'agriculteur, François Hainard a fait de son milieu d'origine le sujet de sa thèse de doctorat (Université de Neuchâtel). Cette proximité existentielle n'est certainement pas étrangère à la richesse de l'analyse où foisonnent les informations intéressantes et les correctifs aux idées reçues, de manière que tenter même un résumé succinct des principaux apports de l'ouvrage relèverait du tour de force. Aussi me contenterai-je d'en indiquer quelques-uns parmi les plus marquants.

L'intérêt de l'auteur s'est centré sur deux facettes de la réalité étudiée : la différenciation interne de la collectivité agricole du Val-de-Travers, et les changements sociaux qui la traversent, principalement depuis la dernière guerre mondiale.

Le monde agricole est souvent vu comme homogène, s'opposant en bloc à l'univers non agricole, urbanisé. Pour défendre ses intérêts, il se présente d'ailleurs volontiers lui-même comme tel, même si ces derniers temps des lézardes sont apparues sur le bâtiment unitaire. Les chercheurs se contentent généralement de recourir à une "mixture" de critères de classe (propriété des moyens de production) et de statification (comme la surface cultivée) et de vérifier l'hypothèse d'une division croissante entre exploitants capitalistes d'une part, éléments semi-prolétariés ou prolétariés de l'autre. C'est faire peu de cas des clivages nombreux et subtils qui parcourent les sociétés rurales et dont l'agriculteur, lui, est parfaitement conscient : "Le paysan quant à lui dispose de toute une série de critères qui lui permettent de parler des autres paysans, de les distinguer et de se situer par rapport à lui" (p. 112). Aussi convient-il de saluer l'essai de typologie discriminante que F. Hainard a tenté pour classer les 291 paysans-exploitants du Val-de-Travers sur lesquels il concentre son analyse. Sur la base d'une douzaine de critères, il élabore cinq types principaux. Nous voyons une *petite paysannerie à plein temps*, située en moyenne montagne, cherchant désespérément à s'agrandir par l'affermage de terres au prix d'un morcellement des surfaces exploitées, entièrement spécialisée dans le lait et l'élevage, jouxtier des *mini-exploitations agricoles* sur le point de disparaître, des *paysans propriétaires* de la majorité des terres qu'ils cultivent et qui forment leur successeur sur place. Ces paysans font figure de petits par rapport à la majorité des *fermiers*, formés à l'école d'agriculture, avec lesquels ils co-habitent dans la même zone géographique de montagne, et des *riches exploitants* du fond de la vallée qui équilibrent parfaitement cultures et vaches laitières, ainsi que terres en propriété et louées.

Sur le plan du changement social, deux aspects me semblent mériter un intérêt particulier : l'explication que ces agriculteurs donnent de l'exode rural et la difficulté analytique grandissante de les distinguer d'autres groupes sociaux et de catégories de producteurs. Ce dernier trait n'est d'ailleurs pas étonnant quand on sait qu'ils ne forment plus qu'un faible dixième de la population du Val-de-Travers, que leur proportion est infime dans les deux localités les plus grandes de la vallée et qu'ils ne constituent la majorité que dans les deux villages les plus petits de la région.

Depuis le début du siècle, et presque sans interruption, le Val-de-Travers est une terre d'exode, au point qu'en 1979 le nombre d'habitants est retombé au niveau de 1850. Dans un premier temps, l'origine de cette hémorragie est sans doute

à rechercher dans l'exode agricole, soutenu par le départ d'autres couches de la population. Ces dix dernières années cependant, le déclin de l'industrie semble être le responsable principal des émigrations. Mais, quoiqu'il en soit, l'abandon du travail de la terre n'a cessé de marquer l'histoire régionale depuis fort longtemps. Ainsi, le nombre d'actifs permanents dans l'agriculture est passé de 2111 en 1905 à 495 en 1975. Comment les agriculteurs expliquent-ils eux-mêmes cet abandon massif? La raison la plus souvent invoquée est la faiblesse ou l'irrégularité du revenu, suivie immédiatement par l'impossibilité de trouver un domaine ou d'agrandir la surface de l'exploitation. C'est ensuite seulement qu'on invoque le manque de capital (pour améliorer les bâtiments ou se mécaniser), alors que des facteurs comme la pénibilité du travail, l'isolement géographique ou la difficulté de trouver une épouse sont jugés sans importance par plus du quart des personnes interrogées.

Sur le plan économique, l'ouvrage nous fait entrevoir quelques changements fondamentaux qui font apparaître une soumission croissante de la sphère agricole au capitalisme. Il y a *spécialisation* de plus en plus poussée des agriculteurs dans l'élevage et la production laitière, synonyme sans doute de quasi-disparition de l'auto-subsistance. Malheureusement, F. Hainard néglige cet aspect, capital à mon avis. L'auto-subsistance (vivrière surtout) ne fut-elle pas dans le temps une des armes principales de la résistance paysanne face à l'intrusion du marché et des pouvoirs extérieurs? Aujourd'hui, une bonne partie du lait est vendue à la Migros. Pour l'instant, les agriculteurs semblent tirer profit de leur négoce avec ce géant commercial. En sera-t-il toujours ainsi?¹ Un autre mouvement de *concentration* est longuement abordé, celui des terres: augmentation progressive des surfaces cultivées, disparition des pâturages communaux, importance considérable des terres affermées qui occupent environ 55% du total des surfaces, ce qui est supérieur à la moyenne suisse. Il est vrai que cette proportion est en légère régression depuis 1955. Mais il reste que, selon F. Hainard, "aujourd'hui, l'idéal économiquement parlant pour un agriculteur est, si possible, de pouvoir tenir un domaine en qualité de fermier" (p. 187), tant les terres héritées sont grevées de droits de succession et les achats de domaines onéreux. Ni propriétaire de la majorité des terres travaillées ni auto-subsistant, la figure de proue de l'agriculture régionale actuelle n'est-elle plus qu'un simple agent économique parmi d'autres, un maillon dans une division du travail généralisée? Certes, une partie décisive des moyens de production (machines, éventuellement bâtiments, terre) reste la propriété des agriculteurs. Ces derniers disposent aussi d'une grande autonomie d'entreprise. Mais le rythme et la durée du travail s'alignent de plus en plus sur des modèles industriels. Les "paysans"² du Val-de-Travers sont d'ailleurs conscients de cette situation hybride qui atteste leur *perte d'identité* progressive. Ils se sentent proches de l'artisan, du commerçant et de l'entrepreneur d'une part, de l'ouvrier et du manoeuvre de l'autre (alors qu'un fossé les sépare des fonctionnaires et des membres des professions libérales).

Cette perte d'identité propre trouve sa correspondance dans le cadre de vie et le comportement socio-culturel des agriculteurs étudiés: villages de plus en plus dominés (au moins démographiquement) par d'autres couches sociales, disparition de l'entraide typiquement paysanne, alignement sur le modèle de la famille nucléaire.

¹ Il aurait été intéressant d'apprendre plus sur l'attitude des producteurs face au contingentement laitier. Mais l'approche un brin trop "isolationniste" que F. Hainard adopte dans l'étude de sa collectivité lui fait négliger, comme tant d'autres, cet important aspect des relations entre agriculteurs et société englobante.

² C'est ainsi qu'ils s'appellent quand ils sont entre eux, alors que dans les rapports avec l'extérieur, ils s'affichent "agriculteurs". Nuance subtile qui vaut son pesant de conscience du changement de statut dont ils sont l'objet actuellement.

départ des parents qui prennent leur retraite en allant s'installer dans un appartement au village, baisse de l'endogamie villageoise et de l'homogamie entre enfants d'agriculteurs, reconnaissance croissante de la nécessité d'une formation scolaire...

C'est peut-être cette disparition (au moins apparente) de modèles typiquement ruraux qui explique le faible intérêt des sociologues suisses pour les producteurs agricoles. Mais ce constat d'homogénéisation des modèles et des conduites, qui ne me semble d'ailleurs décrire qu'une facette de la réalité, est nécessaire et utile pour fonder une meilleure connaissance de notre société helvétique.

An Encyclopedic Dictionary of Marxism, Socialism and Communism — Jozef Wilczynski

Walter De Gruyter, Berlin und New York, 1981, 660 S., DM 118.—
Isidor Wallimann, Schule für Sozialarbeit, 4053 Basel

Es ist nicht leicht, dem Leser ein ausreichendes Gefühl für den Inhalt des hier zur Besprechung stehenden Buches zu geben.

Ich habe mich entschlossen, einige Kategorien aufzuführen, unter welche man z.B. die in diesem Buch erwähnten Stichworte einreihen könnte. Anschliessend an diesen Versuch, einen Überblick zu vermitteln, werde ich noch kurz auf einige inhaltliche Fragen eingehen, und gewisse Fehler aufzeichnen.

Zuerst muss darauf aufmerksam gemacht werden, dass es meines Wissens kein Werk solcher Art gibt, und dass die darin enthaltenen Themen bedeutend vielseitiger ausfallen, als man dies unter Umständen vom Titel des Buches her erwarten würde. Es ist dies ein sehr kompetent zusammengestelltes, äusserst informatives und vielseitiges Buch, welches meines Erachtens mindestens in jede Forschungsbibliothek gehört.

Wie man vom Titel des Buches erwarten kann, enthält es Erläuterungen zu Begriffen, welche vor allem im marxistischen Gedankensystem ihren Niederschlag finden (z.B. *class "in itself"*, *class "for itself"*, *reserve army of workers*, *withering away of the state*, *surplus value*). Eine sehr grosse Anzahl von Stichworten fallen in das Gebiet der sozialistischen und kommunistischen Bewegungen und darin berühmt gewordene Politiker, Aktivisten und Theoretiker (z.B. *April Theses*, *De Leonitis*, *Erfurt Programme*, *Deutsch-Französische Jahrbücher*, *Georg Gapon*, *Solidarity (Solidarność)*, *Clara Zetkin*). Die meisten, wenn nicht sogar alle existierenden kommunistischen, sozialistischen und kommunistischen Parteien der Welt sind erwähnt und ihre Geschichte kurz geschildert. Dasselbe gilt für viele Gewerkschaftsbewegungen und -organisationen (z.B. *AFL-CIO*, *Old Unionism*), wie für Gruppierungen, deren Ziel eine egalitäre Lebensform war oder ist (z.B. *New Harmony*, *Obshchina*, *Kibbutz*). Aufgeführt werden auch etliche Begriffe aus der "kapitalistischen" wie der "nicht-kapitalistischen" Volkswirtschaftslehre (z.B. *Interest*, *Above Compulsory Delivery*, *Counter Planning*, *Liberalism*, *Absolute Consumer Sovereignty*, *Optimal Planning*, *Physiocratism*, *Quantity Theory of Money*), der Betriebswirtschaftslehre (z.B. *Fordism*, *Managerialism*, *Taylorism*, *Saratov Method*, *Stakhanovism*) und der Wirtschaftsorganisation (z.B. *International Shipowners' Association*).

Die Vielseitigkeit des Buches zeigt sich darin, dass eine grosse Anzahl der Einträge in Gebiete fallen, welche ausserhalb der vom Buchtitel unmittelbar angesprochenen Gebiete liegen. So findet man nebst Einträgen zur Geschichte und Politik des Sozialismus auch Stichworte zur allgemeinen Politik und Geschichte (z.B. *Amah*, *Combination Act*, *Enragés*, *Marshall Plan*, *Nagasaki Flag Incident*,

Zionism, Convergence Thesis, Domino Theory, "Politics in Command", Un-American Activities) und deren Persönlichkeiten (z.B. *Alexander N., Radishchev*). Auch stösst der Leser auf Stichworte aus der allgemeinen Philosophie (z.B. *Absolute Truth, Concept, Logical Positivism, Personalism, Pragmatism*), wobei der Autor auf wertvolle Art und Weise in einer kurzen Abhandlung aufzeichnet, welchen Standpunkt die marxistische Philosophie gegenüber andern philosophischen Richtungen einnimmt. Vorhanden sind auch Einträge zur Kunst (z.B. *Surrealism, Cubism*), Mathematik (z.B. *Linear Programming*), Physik (z.B. *Matter*), Militär (z.B. *Bacteriological Warfare, Stalin's Organs*), Landwirtschaft (z.B. *Agrobiology*), Linguistik (z.B. *Cyrillic Alphabet*). Eingetragen sind zudem Namen von Wissenschaftlern aus verschiedensten Gebieten (z.B. *Ernst Mach, Jean-Charles Sismonde de Sismondi, Ota Sik, Lysenko*), Dialek-Ausdrücke wie *Pinko*, russische Handelsnamen wie *Lada*, Zeitungen wie *The Beehive*, und soziologische Begriffe wie *Resocialization* und *Sociology of Knowledge*.

Beim Erarbeiten dieses Werkes hat sich der Autor, wie er sagt, zum Ziel gesetzt, möglichst objektiv zu sein. Im Sinne einer Informationsvermittlung zögert er aber nicht "... to highlight the strengths and failings of Marxism, especially in comparison with capitalism". Es muss unmittelbar eingestanden werden, dass das hier zur Diskussion stehende Buch nach grösstem Bemühen für Objektivität zusammengestellt ist, und dass der Autor sein sich selbst gesetztes, schwieriges Ziel weitgehend erreicht hat. Dennoch ergeben sich einige Diskussionspunkte, bei denen man recht unterschiedlicher Meinung sein kann. Der Autor bezweifelt z.B., dass einige Postulate, welche den *Full Communism* ausmachen sollen, miteinander zu vereinbaren sind. So glaubt er, dass es für den unter *Full Communism* erwarteten, allgemeinen Wohlstand einer Geldwirtschaft bedingt, und dass eine staatslose Gesellschaft auch nicht ohne Marktverhältnisse zu erreichen sein wird. Weiter hält der Autor Marx' Überlegungen bezüglich der *Reserve Army of Workers* für überholt. Der technische Fortschritt hätte bis anhin die Arbeitslosenrate nicht erhöht, wie man es aufgrund der marxschen Überlegungen hätte erwarten können. Gleichzeitig unterlässt es der Autor allerdings, anzugeben, in welchem Ausmass er diese Feststellung nur auf die entwickelten Länder abstützt, welche nur einen Teil des gesamten weltwirtschaftlichen, kapitalistischen Systems darstellen. Beim Einbeziehen aller vom kapitalistischen Marksystem betroffenen Länder dürfte Marx' Begriff der *Reserve Army of Workers* doch vermehrt seine Gültigkeit behalten. Vermerke ähnlicher Art treffen auch für die vom Autor gemachten Äusserungen bezüglich der Begriffe *Immiseration of the Proletariat* und *Iron Law of Wages* zu.

Unter dem Stichwort *Natural Selection* wird erwähnt, dass Marx den ersten Band von *Das Kapital* beinahe Darwin gewidmet hätte. Dieses Stück Information – obwohl weitherum verbreitet – darf heutzutage als "Fehlinformation" bezeichnet werden. Die Geschichte dieser "Fehlinformation" und die Aufschlüsselung ihres Ursprungs, kann in "Marx und Darwin": A Literary Detective Story" (*Monthly Review*, Vol. 31, Nr. 10, S. 40-58) nachgelesen werden.

Nebst ein paar Druck- und andern kleinen Fehlern (z.B. unter *Hess, Moses, Immiserization of the Proletariat, Social Democratic Party of Switzerland, Existentialism*) gibt es vor allem noch zu vermerken, dass – unter dem Stichwort *Patriarchy* – korrekterweise in diesem Zusammenhang nicht das Wort *polygamy*, sondern *polygyny* stehen sollte. Ansonsten möchte ich nochmals darauf hinweisen, dass das hier besprochene Buch eine ausgezeichnete Leistung beinhaltet, und eine wertvolle Ergänzung auf dem Büchermarkt darstellt.

**Person und Institution – Rosemarie Pohlmann (Hrsg.)
Helmuth Schelsky gewidmet**

Königshausen und Neumann, Würzburg, 1980, 223 Seiten

Robert Hettlage, Regensburg / Basel

Das vorliegende Buch ist nach den beiden umfangreichen Schelsky-Festschriften von F. Kaulbach (1978) und H. Baier (1977) eine dritte "kleine" Festschrift von Autoren, die alle dem jüngeren Mitarbeiterkreis Schelskys in Bielefeld und Münster angehörten, den letzten, die Schelsky unmittelbar als akademischen Lehrer erleben konnten. Schon die Zusammensetzung der Autoren: Soziologen, Philosophen, Juristen, Theologen, sollen die Breite des Arbeitsfeldes von Schelsky in der Gesellschaftstheorie, Rechtssoziologie und Rechtsphilosophie widerspiegeln. Ausdrücklich ausgeklammert wird hingegen Schelskys Aktivität der letzten Jahre, in der er sich aus der Fachwissenschaft mehr und mehr zurückzog, um politisch und polemisch auf die Gefährdungen hinzuweisen, die der Fachwissenschaft, insbesondere der Soziologie, drohen.

Den vehementen Kritiker der Soziologie von innen heraus gab es allerdings schon vor dieser politischen Wende. Das stellt Rosemarie Pohlmann in ihrem einleitenden Essay zum soziologischen Denken Schelskys dar. Der Buchtitel "Person und Institution" soll selbst nichts anderes sein, als ein Hinweis auf das Forschungsfeld einer kritischen Gegenwartswissenschaft, wie Schelsky sie verstanden hat. Das praktische Leben ist in allen Bereichen verwissenschaftlicht; die wissenschaftliche Zivilisation zur Substanz des praktischen Lebens geworden. Das bedingt ein neues Verhältnis des Menschen zu sich selbst und zu seiner Welt. Damit wird auch die Aufgabenstellung der Sozialwissenschaften, speziell der Soziologie, in dieser modernen Gesellschaft bestimmt als Handlungswissenschaft, Orientierungswissenschaft und Kritik. Pohlmann zeigt gut auf, in welchem Verhältnis Handlungs- und Orientierungswissenschaft bei Schelsky zum Krisenbewusstsein des Einzelnen stehen, dass es Schelsky andererseits aber primär nicht um eine Kritik der verwissenschaftlichten Gesellschaft geht, vielmehr um eine Kritik des Allmachtsanspruchs einer Soziologie, die das Sinnthema unserer Epoche, das Verhältnis von Institution und Freiheit nur ganz am Rande begriffen zu haben scheint. Schelsky übersieht keinesfalls die Gefährdungen der Autonomie der Person durch die technisch-wissenschaftliche Zivilisation, die Verbrauchergesellschaft, die Mediengesellschaft, die Planungsgesellschaft u.a.m. Er legt vielmehr Gewicht auf die Gefahren, die von der Wissenschaftsgesellschaft als "Sachzwang" der modernen Welt gegenüber dem menschlichen Innenleben ausgehen. Sozialwissenschaften müssen durch Selbstreflexion und kritische Distanz den Handlungscharakter der Person bewusst halten. Dem dient u.a. die "institutionalisierte Dauerreflexion" im Hinblick auf die Realisierung einer weltbürgerlichen Gesellschaft. Der "Offenheit der Theoriebildungen in den modernen Wissenschaften und der Offenheit der Institutionen gegenüber den durch Kritik und sozialen Wandel begründeten Aenderungsansprüchen entspricht eine 'Offenheit der Person' gegenüber den Sachzwängen der modernen wissenschaftlichen Zivilisation. Hier liegt die Aufgabe einer Bildung durch Wissenschaft . . . dass (sie) als Fachwissenschaft unsere Zivilisation produziert und deren Ordnung und Funktionalität festlegt, dass sie aber als wissenschaftliche Bildung diese sich verfestigenden Strukturen und Zwänge eben dieser Zivilisation wieder aufreißt zugunsten der unendlichen Möglichkeiten der Menschen und der Souveränität und sittlichen Verantwortung der Person." (Seite 25).

Um diese Grundthematik gruppieren sich die ersten drei Beiträge, die Aufklärung, Herrschaft und Religion als Ausdruck bestimmter Wirklichkeitsauffassungen und Handlungsanleitungen untersuchen. *Volker Gerhardt* ("Aufklärung als

Institution") schält heraus, dass Aufklärung ein methodologisches Programm zur gesellschaftlichen Organisation, zur Generalisierung der Verantwortung und zur Anerkennung der Geschichtlichkeit ist. Entgegen allen Verzerrungen des Aufklärungsbegriffs weist er gegen Weischedel, Löwith und auch Schelsky nach, dass mit der "Orientierung nach vorn" das Ueberlieferte und Bestehende funktional ("als Natur") legitimiert wird und folgerichtig Geschichte als Universalgeschichte in Form von Geschichtsschreibung und Geschichtsphilosophie eine verstärkte Aufmerksamkeit erfährt. Die von der Aufklärung intendierte wissenschaftliche Zivilisation "basiert auf einer diesseits orientierten Selbstbehauptung nach ökonomischen Prinzipen (Nützlichkeit); sie betont den Wert eines methodischen Erfahrungsgewinns unter Anerkennung subjektiver Gleichheit und Freiheit (Kritik); und sie setzt auf die fortschreitende Entwicklung der Lebensmöglichkeiten im Anschluss an das historisch und natürlich Gegebene (Geschichte)". Aus diesem Grund glaubt Gerhardt von Aufklärung als Institution reden zu können (S. 55).

In ähnlicher Weise nimmt *Hartmann-Tyrell* die Institutionalisierung von Herrschaft auf. Er legt dar, dass Herrschaft sich von der labilen, interessenbedingten Konstellation durch das Element der Legitimität abhebt und damit ihren Institutionencharakter erhält. "Dieser Differenz entspricht die fundamentale, handlungstheoretisch überaus wichtige Differenz von an Interessenlage orientiertem Handeln einerseits und an Geltung und Normen orientiertem Handeln andererseits. Legitimität bzw. Legitimierung sympathisiert und betrifft nun gerade auch im Herrschaftskontext die 'Umstellung des Handelns' (der Gehorchenden) vom ersteren auf den zweiten Handlungstypus" (Seite 88). Dass dies für Schelskys Theorie der Institutionen, d.h. für den Ort der Freiheit innerhalb der Institutionen, etwa durch die Möglichkeiten individueller Distanznahme (Legitimitätsentzug), von Bedeutung ist, wird zwar von Tyrell leider nicht hervorgehoben, liegt aber auf der Hand.

Helge Siemers ("Die Religion der Soziologie") versucht anhand der verschiedenen Religionsdefinitionen zu zeigen, dass sich die Soziologie auf die sozial geregelten Aspekte der Religion, also auf die Religion als soziale Institution richtet, während der Gläubige sie als personale Lebensform und Freiheitserfahrung begreift und erfährt. Als Kind einer bestimmten Form von Aufklärung – nicht in dem von Gerhardt analysierten Sinn – verstand sich Soziologie allzu oft nur als Religionskritik und Kritik an den Einschränkungen bürgerlicher Freiheiten durch traditionale Mächte. Heute hingegen sollte nach Siemers die Frage im Vordergrund stehen, "auf welche Weise der personale und sozial-institutionelle Aspekt der Religion im einzelnen aufeinander zu beziehen sind, ein neues Problem, dem sich Religionssoziologie und Theologie gemeinsam und ohne die auf beiden Seiten oft anzutreffenden Scheuklappen zuwenden sollten" (Seite 113).

In einem weiteren Beitrag versucht *Rosemarie Pohlmann* ("Moral als Bedingung personaler Freiheit"), ausgehend von unterschiedlichen psychologischen Moral- und Freiheitstheorien, den soziologischen Freiheitsbegriff zu umreißen und als "soziale Handlungskompetenz nach Moralregeln" zu verstehen (Seite 152). Durch empirische Fassung des Moralbegriffs als "ein mittels sozialer Interaktion ermöglichter und vorangetriebener selbstkonstituierender Prozess des Ich" soll es möglich sein, eine konkrete Analyse der Bedingungen personaler Freiheit voranzutreiben (Seite 154); denn in Form von Moral grenzt sich die Person von der Normativität der Gesellschaft (Recht, Brauch, Konvention) ab und gewinnt ihre eigentümliche Identität und damit ihren individuellen Freiheitsspielraum. Personale Freiheit wird auf den Aktionsspielraum der Person gegen die Funktionsbedingungen des sozialen Systems bezogen, ohne allerdings notwendigerweise ausser acht lassen zu müssen, "dass personale Freiheit und gesellschaftliche Freiheit sich gegenseitig voraussetzen und bedingen, d.h. fördern oder hemmen, ohne dass sie ineinander aufgehen oder aufeinander reduzierbar sind" (Seite 155).

Auch in der Rechtssoziologie Schelskys wird das übergreifende Leitthema durchgehalten. *Andrea Holtwick-Mainzer* setzt sich mit der von Schelsky erhobenen Forderung eines personal-funktionalen Ansatzes in der Rechtssoziologie auseinander. Das Verhältnis von Recht und Person gestaltet sich anhand der Struktur von Rechtsätzen und der Frage der Verbindlichkeit einer Rechtsordnung für die Person. Eine Rechtsordnung, welche Gleichheit und Freiheit garantiert, wird anhand der Voraussetzungen des kategorischen Imperativs Kants diskutiert.

Wolfgang Meyer-Hesemann arbeitet als zentrale Begriffe der Rechtssoziologie Schelskys "Verfahren, Rechtsgefühl und Rechtsbewusstsein" heraus. Im Anschluss an die Frage, ob materielle Gerechtigkeitsvorstellung oder eine formale Verfahrensgerechtigkeit zum Schutze politischer Gleichheit und personaler Freiheit vorzuziehen sind, geht der Autor der Frage nach, welche Anforderungen zu erfüllen seien, um gerechte und rationale Gerichtsentscheidungen zu garantieren. Er plädiert mit Schelsky für eine Rücknahme materialer Gerechtigkeitsansprüche zugunsten einer Institutionalisierung formaler Gerechtigkeit, wonach Gerechtigkeitsansprüche verfahrensmässig einlösbar gemacht werden, und gerecht als nur das anzusehen, was dem geltenden Recht entspricht und in einem fairen Verfahren gefunden wurde (Seite 182). Auf diese Weise könne das rationale Verfahren Gerechtigkeit maximieren, ohne in die Fallen materieller Gerechtigkeitsvorstellungen zu stürzen. Allerdings bedeutet das eine Zurücknahme von Gerechtigkeitsansprüchen und zugunsten der Leitidee der Freiheit der Person gegenüber der Gesellschaft. Es setzt aber auch "ein motivstarkes Rechtsbewusstsein" (Schelsky) bei den Justizbehörden und der Rechtsbevölkerung voraus. Das aber, so meine ich, kann sich wiederum nicht aus der puren Positivität des Rechts ableiten.

Schliesslich verdient noch der Aufsatz von *Burkhard Kreft* ("Zur funktionalen Unterscheidung von Recht und Planung — für eine 'Planungssoziologie'") hervorgehoben zu werden. Recht als Bestandssicherung der Institutionen und Verhaltenssicherung der Personen — so legt er dar — wird durch Positivität veränderbar. Die Veränderung gesellschaftlicher Institutionen geht nicht mehr vom Recht aus, sondern wird von der Planung geleistet. Schelsky kritisiert daher den nicht legitimierten Herrschaftsanspruch einer nicht auf ihre Verrechtlichung abzielenden selbstherrlichen Planung. Allerdings klingt die Formulierung von Kreft, Planung bleibe, so lange sie nicht zu Recht geronnen sei, funktional unerheblich (Seite 214) etwas unsoziologisch. Denn ganz im Sinne des Leitthemas dieser Festschrift muss das Planungsverfahren schon auch nach besonderen Einflussgelegenheiten untersucht werden, bzw. muss den Planungsinhalten grössere Aufmerksamkeit geschenkt werden. Natürlich ist es richtig zu sagen, eine materiale Werteverfassung zu entwickeln sei nicht ohne Planung möglich. Wie das im einzelnen zu geschehen hat, und wie die Festlegung von Zielen und Werten nicht nur entscheidbar, sondern material-vernünftig entscheidbar bleibt, wird leider nicht genügend thematisiert.

Ein Vorwurf, den ich dieser ansonsten sehr lesenswerten, inhaltsreichen und "the art of festschrifting" (Middleton) voll beherrschenden Aufsatzsammlung zu machen habe: sie hat sich ganz auf die Wiedergabe wichtiger Positionen in Schelskys Werk eingestellt, aber entgegen der am Anfang gemachten Anmerkung, dass Schelsky "wenig mehr freute, als ein offener, begründeter Widerspruch" (Seite 7), den grossen Debattierer Schelsky vergessen. Ich könnte mir vorstellen, dass er (und mancher Leser) an dieser Festschrift noch mehr Freude gehabt hätte, wenn sie mit manchen seiner Positionen weniger freundlich-zustimmend als aufklärerisch-debattierend umgegangen wäre.

Idées sociales — Essai sur l'origine des courants sociaux contemporains —
Patrick de Laubier

Editions universitaires, Fribourg, 1982, 161 pages
Miroslav Novak, Genève

P. de Laubier, professeur de sociologie à l'Université de Genève, a esquissé dans ce court ouvrage 3 idées-forces qui mènent notre monde : l'idée communiste, l'idée libérale et la pensée sociale chrétienne. L'analyse de ces trois courants sociaux est précédée par le chapitre sur la notion de l'idéologie et sa genèse et suivie par la réflexion sur les trois dimensions de la justice.

Dans le premier chapitre, l'auteur montre que le déclin de l'influence de la religion a créé le vide, qui a été progressivement rempli par les idéologies sociales modernes, dont le marxisme est un cas le plus élaboré. Avant que les idéologies se soient développées, les précurseurs — parmi lesquels de Laubier souligne Hobbes et Rousseau — leur ont préparé le chemin en remplaçant la notion de loi naturelle par celle de l'état de nature et en penchant la balance entre l'Eglise et l'Etat en faveur de ce dernier. La distinction importante du spirituel et du temporel que la pensée judéo-chrétienne avait fait avec tant d'obstacles prévaloir, est ainsi tombée. L'auteur voit dans Feuerbach et Comte des pères des idéologies contemporaines.

Dans les chapitres suivants, nous trouvons l'exposé clair des trois idées sociales déjà mentionnées. Dans l'article sur la pensée sociale chrétienne, l'auteur consacre son attention aussi sur l'enseignement social des derniers papes, y compris Jean-Paul II. Avant de conclure, Patrick de Laubier étudie dans la dernière partie de son livre la notion de justice en examinant soigneusement les critiques libérales récentes, notamment celles de F.A. Hayek, de cette notion.

Le livre de P. de Laubier contient dans un espace relativement limité des renseignements riches et des idées suggestives. Il est vrai que d'autres courants sociaux pourraient aussi être abordés, mais le volume de l'ouvrage, qui s'adresse plus à un public de culture générale qu'à des spécialistes, augmenterait ainsi considérablement. On peut espérer que les "Idées sociales" trouveront beaucoup de lecteurs non seulement en Suisse romande, mais également en France.

SUMMARIES IN ENGLISH

Interrelation between the Desire for Children and Subjective Values

F. Höpflinger

Within the framework of a research project on fertility in Switzerland, 600 Swiss couples were interviewed. The present article analyses the interrelations between the desire for children and subjective values (attitude towards kinship, professional orientation, religious ties, etc.)

The findings confirm the dynamic theories of fecundity: the relationship between desire for children and subjective values is modified by the number of children already born. In addition, the analysis indicates that the wife's desire for children is influenced by the orientation of the husband and vice versa, which supports the husband/wife model of decision-making. (page 219)

The Family in Crisis Phenomena of Disunion or Consolidation

N. Bottani

This article is the result of a consideration of policies towards families (which are emerging in a more and more structured form) in relation to the increased strength of the "familialist" movement in advanced industrial societies.

The number of families is increasing, as is their longevity, in spite of the ruptures caused by divorce; the ascendant and descendant generations, which previously succeeded and replaced each other, are, under contemporary demographic configurations, coexisting and intermingled; the children are kept longer, or stay longer, within the household. Alarmist views about the immediate disappearance of the family seems, from this perspective, excessive; the familial model continues to show a lively success but this popularity is not without risk. (page 237)

Management of Conflicts by Couples

K. Noschis

Management of conflicts by couples — in case of problem solving and decision making — has been the object of intensive studies. In this paper an analysis of familial activities, obtained from interviews, is combined with the analysis of a non-artificially induced interaction of decision-making. The process that was observed concerned a problem that was highly relevant for a small sample of couples. They were observed while they simulated their future apartment at full-scale; the partners had to reach an agreement about floor-plan that would then be used by architects to develop construction documents. The analysis suggests that momentarily observed interaction modes of couples, when related with categories of organization of familial activities, develop along lines sustained by specific domestic roles.

(page 259)

The Return of Women to Professional Activity

Anna Borkowsky and Ursula Streckeisen

The return of women to professional activity is assuming a new controlling pattern. The article proposes a theoretical clarification of the factors influencing this return to professional activity. It analyses, on the one hand, the conditions and capacities for domestic work as well as the relations of domination and, on the other hand, the segmentation of occupational structure and of the structure of the professions. From this analysis we conclude that there is a considerable gap between the desire of women to return to professional activity and the real possibilities available for such a return.

In addition, subjective and objective barriers make women's return to professional activity in no way modifies specially sex-linked domination.

(page 279)

WORKSHOP

Women and Science

Introduction

Katharina Ley

1. Women and Science

Katharina Ley

The absence of women in research and suition and their attempt of alternative knowledge production.

(page 315)

2. From the "Woman" Problem to the "Woman-Man" Problem

Ursula Streckeisen

Classification and rough evaluation of women-oriented knowledge production.

(page 323)

3. About Solidarity

Judith Jánoska

(page 331)

4. Women's Studies in Zurich

Irma Birchler, Fränzi Reck, Ruth Schläpfer

(page 341)

**5. The "Stateless" Situation in the Social Sciences:
the Difficulties in Finding a Feminist Research Area**

Anne-Marie Käppeli

(page 343)

**6. Women in Research :
A Contribution to the Debate on Women and Science**

Thanh-Huyen Ballmer-Cao

(page 346)

7. Some Comments on Katarina Ley's "Women and Science"

Yvette Hauf

(page 349)

**8. Towards a Humanization of Scientific Work with the Help
of Women**

Josette Coenen-Huther

(page 357)

9. Can Feminism Influence Scientific Research ?

Marcelle Hochstaetter

(page 361)

10. Impatient Women in Science

Lucielle Gillioz and Danielle Goerg

(page 373)